This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

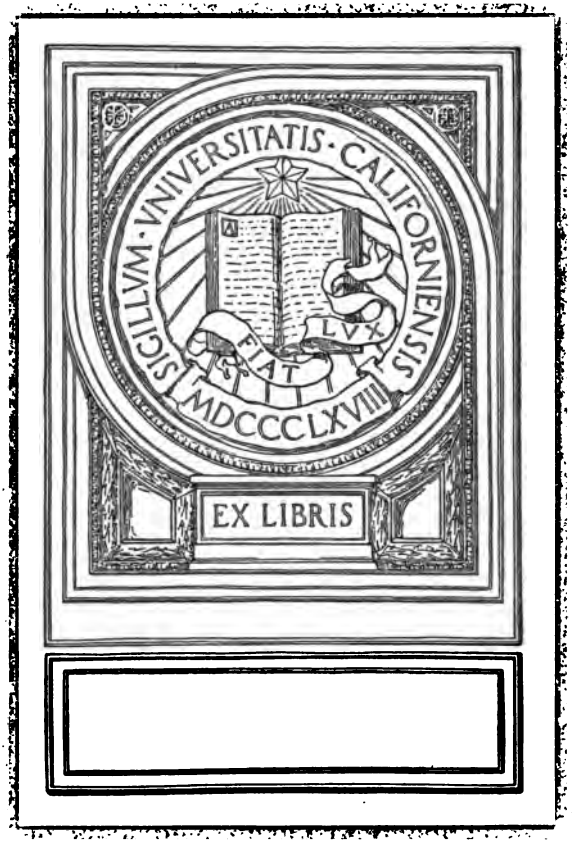
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

H. TAINE
REISE IN ITALIEN I


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

AN HERRN CHARLES BELLAY

MALER IN ROM

Nehmen Sie dieses Buch, mein lieber Bellay, zur Erinnerung an unsere Spaziergänge, unsere Gespräche und Ihre Gefälligkeiten, und als Zeichen meiner grossen Achtung und warmen Freundschaft.

DEZEMBER 1865

H. TAINE

AUS·DEM·FRANZÖSI-
SCHEN·ÜBERTRAGEN
VON·ERNST·HARDT··

DEN·BUCHSCHMUCK·ZEICH-
NETE·WALTER·TIEMANN

HIPPOLYTE TAINE

REISE IN ITALIEN

ERSTER BAND

ROM·UND·NEAPEL

VERLEGT·IN·LEIPZIG·1904
BEI·EUGEN·DIEDERICHS

DG426
T34
v.1

VORWORT DES ÜBERSETZERS

Taines Reise in Italien ist im Jahre 1865 erschienen und seitdem in allen Ländern unserer Kultur zu einem vielgelesenen und allgemein beliebten, ja, zu dem Buche über Italien geworden.

Die vorliegende Übersetzung ist die erste, welche in Deutschland unternommen wurde. Die Abschnitte, in denen Taine die damaligen gesellschaftlichen und politischen Zustände Italiens schildert, sind mit nur drei oder vier kleinen und unwesentlichen Auslassungen beibehalten, denn es entspricht im tiefsten der Richtung seines Geistes, den Schmetterling nicht ohne die Puppe zu betrachten.

Über den Stil des Buches ist zu sagen, dass er sich wesentlich von dem der „Philosophie der Kunst“ unterscheidet. — Es sind Briefe. — Diese losere und flüchtigere Knüpfung der Sprache ist in der Übertragung wiederzugeben versucht worden. — Möge ihr ein gleiches Schicksal wie der Übersetzung jenes anderen Werkes beschieden sein.

BERLIN, IM DEZEMBER 1903

ERNST HARDT

DER WEG UND DIE ANKUNFT

An Herren . . . in Paris

15. Februar 1864

Kennst Du etwas Unangenehmeres als die Zwischenakte? Man windet sich auf seinem Sessel und reckt verschwiegen gähnend seine Glieder. Die Augen tun einem weh, man betrachtet zum hundertsten Male die langgezogenen Gesichter der Musiker, die erste Violine, die sich ziert, die Klarinette, welche Atem schöpft, und den geduldigen Contrabass, der einem ausgespanntem Mietsgaule nach dem Pferdewechsel ähnelt. Man kehrt sich nach den Logen um und sieht über blossen Schultern einen grossen, schwarzen Flecken: das ungeheure Opernglas, welches wie ein Stück Rüssel erscheint und die Gesichter verbirgt; eine ungesunde, dicke Luft lastet auf dem Ameisengewimmel des Orchesters und des Parketts, in dem staubigen Geflimmer grellen Lichtes unterscheidet man eine Menge unruhiger, fratzenschneidender Gesichter und erzwungenes Lächeln; schlechte Laune schimmert durch Höflichkeit und Sittsamkeit. Man kauft eine Zeitung, die man dumm findet, man geht so weit, das Libretto zu lesen, welches noch dümmer ist, und sagt sich schliesslich leise,

M61069

dass man seinen Abend verloren hat: der Zwischenakt ist langweiliger, als das Stück ergötzlich ist.

Auf Reisen gibt es eine Unzahl von Zwischenakten: es sind die leeren Stunden, die der „Table d'hôte", des Aufstehens und Schlafengehens, das Warten auf den Stationen, die Zeit zwischen zwei Besuchen, die Augenblicke der Ermüdung und Stumpfheit. Während all dieser Zeit sieht man das Leben schwarz. Ich weiss nur ein Mittel dagegen: einen Bleistift haben und Notizen machen.

Nimm dieses für ein Tagebuch, in welchem Blätter fehlen, und vor allem, nimm es ganz persönlich. Wenn eine Sache mir gefällt, beanspruche ich nicht, dass sie auch Dir gefällt, und noch weniger, dass sie anderen gefällt. Der Himmel bewahre uns vor Gesetzgebern in Dingen der Schönheit, des Vergnügens und der gemütlichen Erregung. Das, was jeder empfindet, ist ihm eigen und besonders wie seine Natur; was ich fühlen werde, wird von dem abhängen, was ich bin.

Um dieser Erkenntnis willen muss ich mit einer kleinen Gewissensprüfung beginnen: es ist klug, die Konstruktion seines Werkzeuges zu betrachten, ehe man sich seiner bedient. Nach gemachter Erfahrung empfindet dieses Werkzeug — Seele oder Geist — mehr Vergnügen vor den natürlichen Dingen, als vor den Kunstwerken, nichts scheint ihm den Bergen, dem Meere, den Wäldern und den Flüssen gleich. In allem Übrigen ist die gleiche Veranlagung ihm treu geblieben; in der Dichtkunst wie in der Musik, in der Baukunst oder in der Malerei ist das, was es vornehmlich ergreift, das Natürliche, der unwillkürliche Schwung der menschlichen Kräfte, welche sie auch immer seien und in welcher Gestalt sie sich auch offenbaren mögen. Vorausgesetzt, dass der Künstler ein tiefes und leidenschaftliches Gefühl hat und auf nichts anderes sinnt, als es ganz und gar so, wie er es hat, ohne Zögern, Abschwächung oder Rückhalt,

auszudrücken, ist das gut; so wie er streng und seiner Verfahrungsweisen genugsam Herr ist, um genau und vollständig seinen Eindruck zu übersetzen, ist sein Werk schön, sei es alt oder modern, gotisch oder klassisch. So begriffen, stellt es im Abriss die allgemeinen Empfindungen und die herrschenden Leidenschaften der Zeit und des Landes dar, in denen es entstand, derart, dass es nun selber ein natürliches Werk ist, das Werk der grossen Kräfte, welche die menschlichen Ereignisse leiten oder gegeneinander stossen. Dieses so beschaffene Werkzeug ist in der Geschichte, vor allem zwischen den schriftstellerischen Werken, lange auch zwischen den Werken der Kunst, den einzigen, welche durch ihre fühlbare Körperlichkeit der Nachwelt den lebendigen Körper und die ganze menschliche Person bewahren, durch die Drucke und die Museen Frankreichs, Belgiens, Hollands, Englands und Deutschlands herumgeführt worden. Nach angestelltem Vergleich hat es sich zunächst und vor allem für die heldenhafte oder wilde Kraft, das heisst für die Riesengestalten Michelangelos und Rubens' empfänglich gezeigt, — dann für die Schönheit der Sinnenlust und des Glücks, das heisst, für die Schmuckstücke der Venezianer — und in gleichem Grade und vielleicht mehr noch für das tragische und durchbohrende Gefühl der Wahrheit, für die bedrängende Kraft der schmerzvollen Vision, für die kühne Malerei des niederen Volkes und des menschlichen Elends, für die Poesie des trüben nördlichen Lichtes, das heisst, für die Gemälde Rembrandts. Und eben dieses Werkzeug bringe ich heute nach Italien, so sieht die Farbe seiner Gläser aus! — achte auf diese Färbung in den Schilderungen, die es machen wird. Ich misstraue ihm selber und habe gesucht, mich mit anderen Gläsern zu versehen, um mich ihrer gelegentlich zu bedienen; die Sache ist möglich, die kritische und geschichtliche Ausbildung sorgt dafür. Durch Überlegung, Studium und Gewöhnung gelingt es einem

allmählich, in sich selber Empfindungen wieder hervorzubringen, denen man zunächst fremd gegenüberstand; wir sehen, dass ein anderer Mensch in einer anderen Zeit anders als wir selber hat fühlen müssen, wir dringen in seine Art zu sehen und dann in seine Neigungen, wir stellen uns auf seinen Standpunkt, wir verstehen ihn und in dem Masse, in dem wir ihn besser verstehen, finden wir uns selbst ein wenig weniger dumm.

Marseille und die Provence

Schon hier ist wahres südliches Land, bei den Sevennen fängt es an. Das Erdreich des Nordens ist immer durchnässt und schwarz, selbst im Winter bleiben die Wiesen dort grün. Hier ist alles grau und matt: Kahle Berge, fahle Felsen, grosse, trockene, steinige Ebenen, fast keine Bäume, ausgenommen auf den sanften Hängen und in den mit Kieseln angefüllten Schluchten, wo blasse Oliven- und Mandelbäume ihre dürftigen Reihen verstecken. Die Farbe fehlt, es ist eine blosse Zeichnung, zart, zierlich, wie die Hintergründe Peruginos. Das Land gleicht einem grossen, gestreiften, eintönigen, grauen Leinwandlaken, aber die milde, blasse Sonne leuchtet freundlich im Himmelsblau, und ein leiser Wind rührt wie eine Liebkosung an die Wangen; das ist kein Winter, das ist nur ein Harren, das Harren auf den Sommer. — Und mit einemmale entfalten sich dann die Herrlichkeiten des Südens, der See von Berre, ein wunderbarer, blauer Spiegel, der reglos schläft in seiner Schale aus weissen Bergen, dann das unendliche Meer, das grosse, friedliche, strahlende Wasser, dessen glänzende Farbe die Zartheit des lieblichsten Veilchens oder einer prangenden Immergrünblüte hat, ringsherum zackige Berge, die mit himmlischer Glorie bedeckt zu sein scheinen, so sehr wohnt Licht auf ihnen, so sehr scheint dieses durch Luft und Ferne in den Schluchten

eingefangene Licht ihre Bekleidung zu sein. Eine Treibhausblume in einem Marmorbecken, die perlmutterschimmernden Adern einer Orchis, der blasse Sammet, der ihre Blütenblätter rändert, der veilchengetönte Purpurstaub, der in ihrem Kelche schlummert, ist nicht prächtiger und zugleich weicher als sie.

Abends traf auf dem Wege, der am Meere entlang läuft, eine laue Luft mein Gesicht; die Düfte der grünen Bäume verbreiteten sich nach allen Seiten wie ein Sommerduft und das durchsichtige Wasser glich einem klaren Smaragd. Die unbestimmten Formen der in der Dunkelheit halb verlorenen Berge und die grossen Linien der Küsten blieben stets edel, und ganz am Himmelsrande liess eine Helligkeit, ein Streifen glühenden Purpurs, die Pracht der Sonne ahnen.

Einschiffung um 10 Uhr

Dieser stumme Hafen, dieses grosse, schwarze, leuchtende Becken . . . . . seltsam! Die Masten und Taue durchziehen es mit noch schwärzeren Strichen. Drei Laternen glänzen fern wie Sterne, und der lange Lichtstreifen, der auf dem Wasser glitzert, gleicht einem stets zersprühenden Perlenband. Das Schiff setzt sich langsam in Bewegung wie ein riesenhafter Saurier, wie irgend ein vorsintflutliches, schnaufendes Ungeheuer. Zu beiden Seiten im Kielwasser bilden die Schwellungen und Senkungen des Wassers eine grauenhafte, schwärzliche Schwimmflosse; man könnte glauben, die Haut eines ungeheuerlichen Frosches zu sehen. Unter sich fühlt man die Schraube, die unermüdlich mit ihren Schaufeln das Meer durchwühlt, die Flanken des Schiffes zittern davon, und bis zum Morgen spürt man dieses mächtige, eintönige Bohren, das ist, als sei ein Plesiosaurus Sklave geworden und verrichte nun die Arbeit der Menschen.

Auf dem Meere

Heute morgen ist das Wetter lau, neblig und still. Die Kämme der kleinen Wellen sprenkeln mit ihrer Weisse den schieferfarbenen Nebel, und feuchte Wolken hängen und träufeln an allen vier Enden des Himmels. Aber wie schön würden diese matten Sammetwogen sein, wenn die Sonne sich auf ihrem Rücken breitete! Ich habe den Himmel und dieses Meer mitten im Sommer in ihrem Glanze gesehen. Es gibt keine Worte, um die Schönheit des unendlichen Blaus auszudrücken, das sich auf allen Seiten bis ins Unabsehbare hinein erstreckte. Welcher Gegensatz zu dem gefahrdrohenden und finsteren Ozean! Dieses Meer glich einem schönen Mädchen, das glücklich in seinem ganz neuen Kleid aus glänzender Seide ist. Blau und noch einmal strahlendes Blau bis in alle Weiten, bis in alle Tiefen, bis an die Enden des Himmels und hier und dort Silberfranzen auf dieser rollenden Seide. Man wurde wieder Heide, man empfand den durchdringenden Blick, die männliche Kraft und die Heiterkeit der herrlichen Sonne, des grossen Gottes der Luft. Wie er dort oben triumphierte! Wie er aus vollen Händen alle seine Pfeile auf die unermessliche Fläche herabschleuderte. Wie die Wogen funkelten und bebten unter dem Flammenregen. Man dachte an die Nereïden, an die tönenden Hörner der Tritonen, an blonde, flatternde Haare, an weisse schaumumspülte Leiber. Die alte Religion der Freude und Schönheit regte sich in der Berührung mit der Landschaft und dem Klima, die sie genährt hatten, wieder auf dem Grunde des Herzens . . . . .

Immer derselbe laue, trübe Himmel. Das Meer rollt langsam, halb rötlich und halb bläulich, in jenem Farbton, den man in den tiefen Steinbrüchen an losgespaltenem Schiefer sieht. Manchmal bricht die Sonne durch die Wolken, und dann sieht man im Fernen ein ganzes Stück Meer aufleuchten.

Gegen Abend tauchten beschneite Gipfel auf, ein langer Saum von Bergen, dann, in grösserer Nähe, die schroffen, felsigen Hänge, die braune Küste Corsikas. Das ist gross durch Einfachheit, aber diese Nacktheit ist unfruchtbar. Man sagt sich unwillkürlich die Verse Homers auf „dem unfruchtbaren, unzähmbaren Meere" her. Dieses grosse, wilde Wasser ist zu nichts gut, man kann es nicht zähmen, nicht unterjochen und nicht dem Nutzen des Menschen anbequemen.

Civitavecchia

Das Schiff hat angehalten. Plötzlich gewahrt man in der grauen Helle der Dämmerung einen runden Hafendamm, eine gezackte Häuserlinie und flache, rötliche Dächer, die sich klar von der stillen Oberfläche des Wassers abheben. — Gegen das offene Meer zu nähert sich ein schönes Segelschiff, halb geneigt wie ein kreisender Vogel — sonst nichts, zwei oder drei schwarze Linien auf einem hellen Grund, in der Weisse und der Frische des Meeres und der Morgendämmerung. Man möchte von einem Seestück sprechen, das ein grosser Künstler mit Bleistift skizziert hat.

Man betritt die Stadt und der Eindruck wechselt: eine traurige Stadt, ein Durcheinander von stinkenden Strassen und Verwaltungsgebäuden, die die Schalheit und Korrektheit ihres Amtes haben. Einige dieser Gassen messen fünf Fuss in der Breite, und die Häuser stützen sich mit wagerecht gelegten Strebepfeilern aneinander. Niemals dringt die Sonne hier herein. Der Schmutz ist klebrig. Manchmal bildet ein altes Gebäude aus dem Mittelalter mit einer Vorhalle und einer Art von Zinnen, den Eingang. Zögernd betritt man diesen schmalen Gang, und zu beiden Seiten tauchen schwarze Löcher auf, in denen schmutzstarrende Kinder, kleine zerzauste Mädchen, ihre Strümpfe aufhängen und ihre Lumpen wieder zusammenzuflicken versuchen.

Niemals hat ein Schwamm die Scheiben berührt, niemals ein Besen die Treppen. Der menschliche Schmutz hat sie durchtränkt und sickert aus ihnen hervor, ein scharfer, beissender Geruch steigt einem in die Nasenlöcher auf. Viele Fenster scheinen dem Einsturz nahe, verfallene Stiegen lehnen schief und krumm an schmierigen Mauern. In den Querstrassen öffnen sich zwischen Schmutz, Kohlstrünken und Apfelsinenschalen, niedriger als das Pflaster gelegen, die Löcher einiger Läden, in denen man Schatten sich regen sieht: einen Schlächter, der bluttriefendes Fleisch und an die Wände gehängte Kalbsviertel ausstellt, einen Obsthändler, der wie der wildeste Meuchelmörder aussieht, einen riesenhaften, schmutzigen Mönch mit frechem Gesicht, der feist grinsend die Hände über seinem Wanst faltet, einen phantastisch behängten Kupferschmied, der sich gelassen und stolz wie ein Prinz gibt, und ringsherum eine Menge ausdrucksvoller Gestalten, einige vollkommen schön, fast alle energisch, in Schauspielerhaltungen und oft mit einer Art possenhafter Lustigkeit und einer äussersten Bereitschaft, einen grotesken Ausdruck anzunehmen. Unsere Franzosen vom Schiff, unsere zwanzig jungen Soldaten, hatten ein viel sanfteres und weniger hochtrabendes Aussehen: es ist eine Rasse von weniger kräftigem und feinerem Schlage.

Und hier hat unser armer Stendhal so lange gelebt, die Augen nach Paris gewendet. „Mein Unglück ist", schrieb er, „dass nichts das Denken anregt; welche Zerstreuung kann ich inmitten der fünftausend Kaufleute von Civitavecchia finden? Es gibt hier, ausser den zwölfhundert Sträflingen, nichts Poetisches, aber es ist unmöglich aus ihnen meine Gesellschaft zu bilden. Die Frauen haben nur einen einzigen Gedanken, den, sich von ihren Männern einen französischen Hut schenken zu lassen." Es lebt hier noch ein Freund Stendhals, ein Altertumsforscher. Um dieser seiner Freundschaft willen gilt er für freisinnig — seit zwanzig Jahren

hat er nicht die Erlaubnis erlangen können, für drei Stunden nach Rom zu reisen.

Hier und dort in den Strassen und auf den Plätzen breitet sich das südliche Leben aus. Ein Kupferschmied und fliegende Schuhmacher arbeiten unter freiem Himmel. — Buben, barfuss, die Mäuler beschmiert, spielen auf einer Karre Karten. — An der Ecke einer gemeinen Gasse lächelt unterhalb einer Lampe, umgeben von Kerzen, Kränzen und bemalten Herzen, eine Madonna unter ihrem Glas, und die Vorübergehenden bekreuzigen sich. — Zwei Fischer kommen mit drei Körben auf den Platz, aus dem Stegreif wird Markt abgehalten, rauchend, Gebärden machend und neugierig wie vor einem Schauspiele, sammeln sich zwanzig Menschen rundherum, und „halbe" Herren tragen ihren Fisch in ihr Taschentuch gewickelt nach Hause. — Eine Menge zerlumpter Gassenjungen und grosser in schwarze oder braune Mäntel gehüllter Bursche treiben sich in den Wickeln herum, ziehen den Bratengeruch ein und schauen auf das Meer; sicherlich schlafen sie seit zehn Jahren in ihren Mänteln auf der Erde, man schliesse danach auf die Färbung! Die grosse Zehe ragt aus den zerrissenen Schuhen hervor, die Hose hat fünf- oder sechsmal den Weg durch alle hellen und dunklen Farben genommen, vom Grau zum Schwarz, vom Schwarz zum Braun, vom Braun zum Gelb und ist wieder durchlöchert und aufs neue geflickt worden; man könnte kein zusammengesetzteres Ding finden. Das ist ihnen gleichgültig, sie schlendern philosophisch als Beschauliche, als Epikuräer, umher, sie „lassen" sich leben, erfrischen ihre Sinne durch das Schauspiel der schönen Dinge und durch müssiges Gespräch und überlassen die Arbeit den Tölpeln. Auf dem Einschiffungsplatz bedurfte es fünfviertel Stunden, um fünfundzwanzig Koffer in das Register einzutragen. Von sechs angestellten Männern arbeiteten zwei, die vier anderen beratschlagten und sahen zu; um sie in Bewegung zu bringen, musste man sich

selber in Zorn reden. Es gab keine Ordnung, ein Koffer wurde um so schneller befördert, als die Eigentümer mit roherer Stimme „bestia" schrieen. Je schöner und gütiger die Natur ist, desto weniger ist der Mensch gezwungen, tätig und sorglich zu sein. Der Holländer, der Bauer aus dem Schwarzwalde würde zu unglücklich sein, wenn sein Haus nicht angenehm und reinlich wäre. Hier sind Arbeit und Zucht überflüssig, die Natur nimmt es auf sich, Wohlsein und Schönheit zu verschaffen.

Von Civitavecchia nach Rom

Man fährt am Meere entlang, das sich ganz flach, mattblau und leise eintönig wogend, bis ins Unendliche hinein erstreckt; man sieht es stundenlang unaufhörlich zur Rechten den Sand mit seiner grossen ganz weissen Franze besäumen. Über dem Lande schwebt immer ein mächtiger Schleier lauen Nebels.

Zur Linken reihen sich auf- und niederwogend Hügel in den reizvollen Tönen eines verwischten und wie ertöteten Grüns. Sie tragen keine wirklichen Bäume, sondern Ginster, Wachholder, Mastix, Stechginster und noch andere Bäume mit starren Blättern. Alles das liegt öde, kaum dass man während der ganzen Fahrt dann und wann ein Gehöft am Rande eines Tales liegen sieht. Bäche rieseln, ihre Betten schlängelnd, herab und breiten sich dann in flachen Pfützen aus, das Meer drängt sie zurück, und das ergibt ein ungesundes, dem Menschen feindliches Land. Ein paar freie Pferde und schwarze, langhörnige Ochsen weiden auf den Abhängen, man möchte glauben auf den Heiden der Gascogne zu sein. Von Zeit zu Zeit sieht man neben dem Eisenbahndamm ein Wäldchen aus grossen, grauen, blätterlosen Bäumen, die schwermütig sind wie Kranke.

Dann kommt endlich die römische Ebene; nichts als nackte Hügel ohne Baum und Strauch, bedeckt mit einem

ungesunden Teppich aus altem, gelblichem Gras; noch gibt es keine Aquadukte, nichts was die düstere Eintönigkeit unterbräche; dann Gärten, schwarze, durch hohe, weissliche Binsen verbundene Dornenhecken, Gemüsefelder, Kuppeln am Himmelsrande, einen alten Wall aus Backsteinen und geschwärzte Befestigungen, ein Aquadukt, lang wie eine ungeheure Mauer, dann Santa Maria Maggiore mit einem Glockenturm und zwei Kuppeln. Am Bahnhof ein Wirrwarr von Droschken, Geschrei von Kutschern, Schaffnern und Führern, welche sich mit aller Kraft Deines Gepäckes und Deiner Person bemächtigen, eine rollende Flut absonderlicher Gestalten, Engländer, Deutsche, Amerikaner, Franzosen, Russen, die sich stossen, sich drängen und sich mit allen Betonungen und in allen Sprachen zu verständigen suchen; auf der ganzen Fahrt bis zum Gasthause der Anblick einer schlecht gehaltenen, schlecht angelegten, wunderlichen und schmutzigen Provinzstadt mit engen, unsauberen Strassen und schmierigen Wohn-, Schlaf- und Bratstätten im Freien, mit Wäsche, die an Stricken trocknet und mit einer Menge von hohen, monumentalen Häusern, deren verstabte Fenster, mächtige Gitter und gekreuzte, verbolzte, wiederholte Querstangen den Eindruck einer Festung und eines Gefängnisses machen.

Rom

Ich hatte einen Tag, ich wollte das Kolosseum und Sankt Peter sehen. Sicherlich ist es unklug, hier seine ersten Eindrücke, so wie man sie hat, zu verzeichnen, aber da man sie hat, warum sie nicht verzeichnen? Ein Reisender soll sich wie ein Thermometer behandeln, und ich werde das — zu recht oder zu unrecht — heute wie morgen tun.

Nach dem Kolosseum zuerst. Alles, was ich vom Wagen aus sah, war abstossend; stinkende, mit schmutziger oder trocknender Wäsche bewimpelte Gassen, alte versinterte,

geschwärzte, von fettigen Einsickerungen fleckige Gebäude, Müllhaufen, Krambuden, Plunder, und alles das unter einem feinen Regen. Die Ruinen, die Kirchen und die Paläste, welche man auf dem Wege sieht, die ganze alte Pracht erschien mir wie ein vor zwei Jahrhunderten gesticktes, aber auch zwei Jahrhunderte altes Gewand, das heisst, verschossen, verblichen, durchlöchert und von menschlichem Ungeziefer bevölkert.

Das Kolosseum taucht auf, und man wird sofort gepackt. Man wird es wahrhaft: denn das ist gross, man kann sich nichts grösseres ausdenken. Niemand im Inneren, tiefe Stille, nichts als Steinblöcke, hängende Kräuter und von Zeit zu Zeit ein Vogelschrei; man ist zufrieden, nicht zu sprechen und bleibt bewegungslos, die Augen heben und senken sich und klettern wieder die drei Stockwerke aus Bogen und auf die mächtige, sie beherrschende Mauer hinauf; dann sagt man sich, dass das ja ein Zirkus war, dass diese Stufen hundertundsiebentausend Zuschauer füllten, dass all das zugleich schrie, Beifall klatschte und drohte, dass fünftausend Tiere getötet wurden, dass zehntausend Gefangene in dieser Umfriedigung kämpften, und man bekommt eine Vorstellung vom römischen Leben.

Und das macht die Römer hassen; niemand hat mit dem Menschen mehr Missbrauch getrieben, keine von allen europäischen Rassen ist schädlicher gewesen; man muss die morgenländischen Gewaltherrscher und Länderverwüster aufsuchen, um etwas ihnen ähnliches zu finden. Es gab da eine ungeheure Stadt, gross wie London heute, deren Vergnügen darin bestand, töten und leiden zu sehen. Während hundert Tagen, mehr als drei Monate nacheinander, kamen sie alle Tage hierher, um töten und leiden zu sehen. Und das ist der eigentümlichste, unterscheidende Zug des römischen Lebens: der Triumph zuerst, dann der Zirkus. Sie hatten etwa hundert Völkerstämme besiegt und fanden es natürlich, sie auszuplündern.

Unter einer derartigen Regierungsform mussten Nerven und Seele in einen aussergewöhnlichen Zustand geraten. Keine Arbeit, man ernährte sie mit Spenden, sie lebten müssig, lustwandelten in einer Stadt aus Marmor, liessen sich in den Bädern kneten, sahen Mimen und Schauspielern zu und gingen, um sich zu zerstreuen, Tod und Wunden anschauen; das ergriff sie, sie verbrachten ganze Tage dabei. Der Heilige Augustinus hat diesen furchtbaren Reiz empfunden und beschrieben, alles übrige erschien daneben schal, man konnte sich nicht davon losreissen. Nach Verlauf einer gewissen Zeit ward das menschliche Gleichgewicht unter diesen Künstler- und Henkerbräuchen umgeworfen, es entstanden ungewöhnliche Ungeheuer, nicht nur blutgierige Tiere oder berechnende Mörder wie im Mittelalter, sondern Liebhaber und dilettanti, Caligulas, Kommodusse, Neros, eine Art krankhafter Erfinder und wilder Poeten, die, anstatt ihre Einfälle niederzuschreiben oder zu malen, dieselben ausgeführt haben. Viele moderne Künstler gleichen ihnen, verlassen aber zum Glück nicht das geschwärzte Papier. Damals wie heute erzeugte die äusserste Zivilisation äusserste Anspannung und masslose Gelüste. Man kann die vier ersten Jahrhunderte nach Christus als einen Versuch im grossen ansehen, in welchem die Seele systematisch nach der ausserordentlichsten Erregung geforscht hat. Alles, was geringer war, erschien ihr flach.

Wenn der Fechter vom Mittelpunkt aus die hunderttausend Gestalten und die erhobenen Daumen sah, welche seinen Tod forderten, welches Gefühl! Es war das der Vernichtung ohne Gnade noch Barmherzigkeit. Hier vollendete sich die antike Welt, hier galt die unbestrittene, unbestrafte, unwiderrufliche Herrschaft der Kraft. Da es gleiche Schauspiele im ganzen römischen Reiche gab, begreift man, dass unter einer derartigen Einrichtung der Erdball leer geworden wäre. Daher — und zum Gegensatz — das Christentum.

Man fasst sich und schaut wieder. Die Schönheit des Baues beruht auf seiner Einfachheit. Die Bogen sind der natürlichste und festeste Halt und werden von einer gemeinsamen Einfassung umgeben. Das Gebäude stützt sich auf sich selbst, unerschütterlich — wie überlegen ist es den gotischen Kirchen mit ihren Strebepfeilern, die wie Krabbenbeine aussehen. Der Römer findet seinen Gedanken ausreichend, er hat nicht nötig, ihn zu schmücken. Ein Zirkus für hunderttausend Menschen, welcher unbegrenzt dauert, das ist genug. Er handelt darin ebenso wie in seinen Inschriften und seinen Meldungen:* er unterdrückt alle Redensarten. Die Tat spricht laut genug und verschafft sich durch sich selber Gehör. Darin besteht seine Grösse: Handlungen und nicht Worte, eine Art heiteren und hohen Selbstvertrauens, ruhiger Stolz und das Bewusstsein, mehr als alle anderen Menschen tun und tragen zu können. — Aber das Gefühl der Gerechtigkeit und Menschlichkeit hat ihm immer gefehlt und nicht nur im Altertume, sondern auch in der Renaissance und im Mittelalter. Die Römer haben stets das Vaterland im antiken Sinne aufgefasst, als eine geschlossene Liga, die nützlich war, andere zu unterdrücken und auszuplündern. Mehr noch, im Mittelalter ist dieses Vaterland für sie nur eine geschlossene Schranke gewesen, innerhalb welcher jeder starke Mann es versuchte, durch List oder Gewalt die anderen zu unterjochen. Ich weiss nicht mehr, welcher von Italien nach Frankreich kommende Kardinal gesagt hat, dass, wenn man Güte, Sanftmut und gegenseitiges Vertrauen für Zeichen des Christentums nähme, die Italiener zweimal weniger christlich seien als die Franzosen. Und dies ist die Bemerkung, die ich stets zu mir gemacht habe, wenn ich Stendhal, ihren grossen Bewunderer las, den ich so bewundere: Du lobst ihre Tatkraft, ihren gesunden Sinn, ihren Schaffensgeist, Du

* Antwort des Senates an den König von Illyrien nach dem Siege von Pydna, Titus Livius.

sagst mit Alfieri, dass die Pflanze Mensch in Italien kräftiger als anderswo entstehe, und dabei bleibst Du stehen, das erscheint Dir als das höchste Lob, Dir fällt nicht bei, dass man einer Rasse auch etwas anderes wünschen könnte. Das heisst den Menschen einzeln auffassen in der Weise des Künstlers und Naturforschers, um in ihm ein schönes, mächtiges und furchtbares Tier zu sehen in freier und ausdrucksvoller Haltung. Der Mensch, ganz und gar genommen, ist der Mensch in der menschlichen Gesellschaft, der sich entwickelt, und darum ist die höhere Rasse die, welche zu Gesellschaft und Entwickelung fähig ist. Deshalb sind Sanftmut, Gesellschaftstriebe, ritterliches Gefühl für Ehre, gesunder, phlegmatischer Sinn und strenges, puritanisches Gewissen köstliche Gaben, vielleicht die köstlichsten von allen. Sie allein haben jenseits der Alpen Gesellschaften und eine Entwickelung erzeugt, ihr Fehlen allein hat diesseits der Alpen die Gesellschaft verhindert, sich zu festigen und die Entwickelung, sich zu bilden. Ein bestimmter Trieb schneller Unterordnung ist in einem Volke ein Vorteil und zu gleicher Zeit ein Fehler im einzelnen Individuum und vielleicht ist es die Macht des Individuums, was dem Volke den Weg versperrt hat.

Im Mittelpunkt des Zirkus steht ein Kreuz; ein Mann in blauem Rock, ein halber Bürger, trat inmitten der Stille heran, nahm seinen Hut ab, faltete seinen grünen Regenschirm zusammen und küsste voll zärtlicher Frömmigkeit drei- oder viermal hintereinander mit eiligen Küssen das Holz des Kreuzes. Man erlangt für jeden Kuss zweihundert Tage Ablass.

Der Himmel hatte sich aufgehellt und durch die Bogenwölbungen sah man ringsherum steile, grüne Böschungen, hohe, von Büschen bestandene Ruinen, Säulenschäfte, Bäume, Trümmerhaufen, ein Feld von langem, weisslichem Schilf, und quergestellt, den Konstantinsbogen, kurz, die

seltsamste Mischung von Verfall und Kultur. Und das findet man überall, wenn man durch Rom schreitet: Bautenreste und Gartenzipfel, einen Kartoffelrost unter antiken Säulen, neben der Brücke des Horatius Cocles den Gestank alten Stockfisches und an den Seiten eines Palastes drei Schuhflicker mit ihrem Pechfaden oder auch eine Artischockenanpflanzung.

Man lässt seine Beine gehen und streift umher. Und keinen Führer! das ist das Mittel nichts zu sehen, und betäubt zu werden. Ich erfragte meinen Weg von einem halben Herren, der sehr gefällig war und sich mit mir in eine Unterhaltung einliess. Er war in Paris gewesen, bewunderte die Place de la Concorde und den Arc de l'Etoile sehr, hatte Mabille* besucht und einen tiefen Eindruck davon bewahrt. Die Photographien der Tänzerinnen und berühmten Dirnen von Paris sind hier an die Scheiben geklebt; ich habe überall im Auslande bemerkt, dass diese Damen da unseren Hauptruf ausmachen .... Oh, wie ist Frankreich angenehm, und was tut es gut, auf dem Boulevard Montmartre spazieren zu gehen!

Der Himmel war vollständig klar geworden, die Luft lau und das Pflaster trocken. Vom Kaffeehause aus, wo ich frühstückte, ich weiss nicht mehr auf welchem Platze, sah ich ungefähr vierzig Schlingel auf dem Bürgersteige sitzen oder sich an die Hausecken lehnen, damit beschäftigt, nichts zu tun; sie rauchten, schlenderten umher und ergingen sich in Bemerkungen über die Zeit und die Vorübergehenden. Drei oder vier schliefen in Lumpen, die das Fleisch an den Knien sichtbar werden liessen, schmutzig wie alte Besen flach auf den Steinen an der Mauer. Ein halbes Dutzend, die tätigsten, spielten, die Hand öffnend und schliessend und die Zahl der geschlossenen oder geöffneten Finger herausschreiend, morra. Die grösste Anzahl sagte nichts und rührte sich nicht. Reihenweise auf

* Tanzlokal in Paris. A. d. Ü.

dem Rand des Bürgersteiges sitzend, das Kinn auf der Hand und den Mantel um die Hüften geschlungen, waren sie zufrieden es warm und nicht zu warm zu haben, das genügte ihnen. Einige, die Genusssüchtigsten, kauten Lupinen; ausser diesem Auf und Ab der Kiefern haben sie sich während einer vollen langen Stunde nicht bewegt.

In der ganzen Länge der Strasse öffneten sich die Fenster, und Frauen und junge Mädchen zeigten sich auf den Balkons, um Luft zu schöpfen. Man kann sich einen seltsameren Gegensatz nicht vorstellen: zum grössten Teil schöne, kräftige, ausdrucksvolle Köpfe, schwarze, glänzende, an beiden Schläfen sorgfältig aufgehobene Haare, funkelnde Augen, die starke, freie, blühende Farbe der Gesundheit, ein frisches Kleid, einen vergoldeten Kamm, eine Kette, Schmuck, und all das eingerahmt von den Mauern eines Schmutzloches. Die Kalkstücken haben sich abgelöst, der stehende Schmutz bespritzt die Vorderseiten und streckt seinen schwärzlichen Streifen durch die ganze Strasse. Wenn man näher geht, sieht man einen finsteren Eingang, Spinnennetze, die an einem ausgebrochenen Geländer hängen, eine Treppe, die sich windet wie ein Darm und, im Inneren, allen Unrat des Haushaltes, Wäsche auf einem Haufen, eine Pfanne auf der Erde und Kinder in blossen Hemden. Es sind beileibe keine unsittlichen Frauen, aber ihr Glück besteht darin, sich gut zu kleiden und ihren Nachmittag wie ein Pfau auf seinem Stalldache zu verbringen.

Am Ende einer langen Strasse erhebt sich die Peterskirche. Es gibt keine festgefügtere und gesündere Schönheit, als die dieses grossen Platzes; unser Louvre, die Place de la Concorde, sind dagegen nichts als Operndekorationen. Er steigt sanft an und enthüllt sich auf diese Weise dem ersten Blicke ganz und gar. Zwei prachtvolle Säulengänge umschliessen ihn mit ihrer Rundung. Ein Obelisk in der Mitte und zwei ihre Schaumbüsche sprühenden Springbrunnen an den Seiten beleben seine ungeheure

Fläche. Ein paar schwarze Punkte, sitzende Menschen, hinaufsteigende Besucher, ein Zug Mönche, streifen die Weisse seiner Stufen, und oben auf ihrem Gipfel, auf einer Anhäufung von Säulen, Giebeln und Bildsäulen, erhebt sich die gigantische Kuppel.

Und nichtsdestoweniger hat man alles getan, was sich tun liess, um sie zu verbergen. Auf den zweiten Blick wird es klar, dass die Vorderseite sie erdrückt, es ist die eines hochtrabenden Rathauses, man hat sie in einer Niedergangszeit erbaut. Man hat die Formen verumständlicht, die Säulen vervielfacht, die Bildwerke verschwendet und die Steine gehäuft, so dass die Schönheit unter der Verschüttung verloren gegangen ist. Man tritt ein, und im Inneren wiederholt sich derselbe Eindruck. Ein Wort drängt sich auf die Lippen: grossartig und theatralisch. Das ist mächtig, aber schwülstig. Es gibt zuviele Vergoldungen und Bildwerke, zuviel kostbaren Marmor, zuviel Bronze, Schmuck, Wandfelder und Rundbilder. Meiner Meinung nach muss jedes baukünstlerische und andere Werk wie ein Schrei, wie ein lauteres Wort sein, das Äusserste und Vollständigste einer Empfindung und nichts weiter: zum Beispiel dieser Tizian oder jener Veronese, geschaffen, um die Augen während eines Prunkmahles oder einer öffentlichen Feierlichkeit sinnreizend und prächtig zu ergötzen oder gar das Innere einer echten, gotischen Kirche, der Strassburgs, mit ihrem ungeheuren, dunklen, von Purpurdämmer durchzogenen Schiff, mit ihren langen Reihen stummer Pfeiler, mit ihrer schattenvergrabenen Krypta und ihren leuchtenden Fensterrosen, welche zwischen all diesen christlichen Schrecken wie ein Durchblick auf das Paradies erscheinen.

Diese Kirche zielt im Gegenteil auf keine freimütige und einfache Empfindung, sie ist eine Zusammensetzung wie unser Louvre. Man hat sich gesagt: Lasst uns die prächtigste, gewaltigste Ausschmückung erfinden, die möglich ist. Bramante hat die grossen Wölbungen des Konstantinspalastes

genommen, Michelangelo die Kuppel des Pantheons, und aus diesen beiden heidnischen, durcheinander vergrösserten Einfällen haben sie einen christlichen Tempel gewonnen.

Die Wölbungen, die Kuppel, die mächtigen Bogen, diese ganze Zurüstung ist prächtig und gross. Und dennoch gibt es schliesslich doch nur zwei Baukünste, die griechische und die gotische; alle anderen sind Veränderungen derselben, Verunstaltungen oder Übertreibungen.

Die Menschen, welche die Peterskirche erbaut haben, waren Heiden, welche Angst hatten, verdammt zu werden und weiter nichts. Was es vom Erhabensten in der Religion gibt, das zärtliche Überströmen vor einem mitfühlenden Heiland, die Schauder des Gewissens vor einem gerechten Richter, die lyrische und männliche Begeisterung des Hebräers vor dem Angesicht des zorndonnernden Gottes, die Entfaltung des freien, griechischen Schaffensgeistes vor der natürlichen, glücklichen Schönheit, alle diese Empfindungen fehlten ihnen. Sie fasteten am Freitag und malten einen Heiligen, um seiner guten Fürsorge teilhaftig zu werden. Michelangelo erhielt vom Papst, gewissermassen als Belohnung, ich weiss nicht wieviel Ablass unter der Bedingung, dass er den Weg um die sieben Hauptkirchen Roms zu Pferde zurücklege. Sie hatten starke Leidenschaften und eine unversehrte Tatkraft, sie haben Grösse errungen, weil sie aus einer grossen Zeit hervorgingen, aber das wahre religiöse Gefühl haben sie nicht gekannt. Sie haben das alte Heidentum erneuert, aber ein zweiter Wuchs kommt niemals dem ersten gleich. Kleiner Aberglaube und enge Frömmigkeit haben bald die mächtige, ursprüngliche Eingebung verdorben und verflacht. Man braucht nur die innere Ausschmückung zu betrachten, um zu erkennen, zu welchen Lastern sie neigten. Bernini hat die Kirche mit gekünstelten Bildsäulen verseucht, welche sich zieren und aus den Hüften drehen. All diese gemeisselten Riesen, die sich mit halb modernen Gesichtern

und Kleidern wie Besessene gebärden und nichtsdestoweniger antik sein wollen, machen den kläglichsten Eindruck. Man sagt sich beim Anblick dieser Prozession himmlischer Lastträger: „Ein schöner, gut gehobener Arm. Mein braver Mönch, kraftvoll spannst du die Hüfte. Meine gute Frau, dein Kleid flattert schicklich, sei zufrieden. Meine kleinen Engel, ihr schwingt euch ebenso leicht in die Luft wie auf einer Schaukel. Vor allem ihr, meine lieben Freunde, ihr erzenen Bischöfe, und ihr, sinnbildliche Tugenden, ihr seid erfolgreiche Darsteller, die um des dramatischen Ausdruckes willen Stellung und Haltung wählen."

Ich werde zurückkommen: wahrscheinlich bin ich heute ungerecht, aber was die Aufrichtigkeit der Empfindung anbetrifft, so bin ich sicher, dass sie fehlt. Vor den gefühlvollen Tänzern, welche Bernini auf der Engelsbrücke aufgereiht hat, wird man schlechter Laune. Sie wollen zärtlich oder niedlich aussehen und raffen ihre griechischen oder römischen Gewänder wie einen Weiberrock des achtzehnten Jahrhunderts. Kein einziges dieser Kunstwerke ist rein, drei oder vier entgegengesetzte Empfindungen stossen darin mit ihren Verschiedenheiten aneinander. Der Vorwurf ist eine asketische Persönlichkeit, deren Beschäftigung darin besteht, zu fasten und sich zu geisseln, und man gibt ihr einen heidnischen Körper und ein heidnisches Gewand und alle Arten von Zügen, welche den Hang zum gegenwärtigen Leben ausdrücken. Für mich gibt es nichts Missfälligeres, als einen Bratrost, ein Büsserhemde und mystisch verklärte Augen an einem jungen kraftvollen Manne und einem jungen gesunden Weibe, welche im Grunde doch nur daran denken, ihren Liebestrieb zu befriedigen. Unmöglich, hier irgend eines der rührenden Gefühle oder der Schrecknisse zu empfinden, welche das eigentlichste an der gotischen Kirche und am christlichen Leben sind; das Gebäude ist zu sehr vergoldet, zu gut erleuchtet und die Bogen und Pfeiler haben eine

zu kraftvolle Schönheit. Es ist auch unmöglich, darin jene Frische einfacher Gefühle zu finden, jene lachende Heiterkeit, jenen Hauch ewiger Jugend, den man in einem antiken Tempel und im griechischen Leben einatmet. Die Kreuze, die Märtyrergemälde, die goldenen Knochengerippe und alles übrige erinnern durch zu viele Sinnbilder an schwärmerisches Kasteien und Entsagen. Im Grunde gibt es hier nur einen Schausaal, den geräumigsten, den prächtigsten der Welt, durch den eine grosse Einrichtung ihre Macht vor aller Augen ausbreitet. Es ist nicht die Kirche einer Religion, sondern die eines Kultes.

Spaziergang in Rom von zehn Uhr bis Mitternacht

Die Strassen sind fast leer und der Anblick ist erhaben und tragisch wie die Zeichnungen Piranesi's. Sehr wenig Licht — nur gerade genug, um die grossen Formen zu zeigen, und die Dunkelheit sich abheben zu lassen. Die Schmutzereien, Entwürdigungen und schlechten Gerüche sind verschwunden. Der Mond leuchtet in einem wolkenlosen Himmel, und Kühle, Stille und das Gefühl vor dem Unbekannten, alles erregt und ergreift.

Das ist gross! . . . unaufhörlich kommt dieser Gedanke wieder. Nichts Kleinliches, Gewöhnliches oder Plattes: es gibt weder eine Strasse, noch ein Gebäude, das nicht seinen Charakter hätte, einen starken, scharfumrissenen Charakter. Keine einzige, einförmige und unterdrückende Regel hat diese Bauten gezwungen und gleichgemacht. Jeder ist nach seiner Weise emporgewachsen, ohne sich um die anderen zu kümmern, und ihr Durcheinander ist schön, wie die Unordnung in der Werkstatt eines grossen Künstlers.

Die Antoninssäule streckt ihren Schaft in die helle Nacht hinauf und rings um sie ruhen stark, aber ohne Schwere

die mächtigen Paläste. Der im Hintergrund erscheint mit seinen zwanzig erhellten Säulengängen und seinen zwei weiten, runden, über und über leuchtenden Türbuchten wie eine Arabeske aus Licht, wie eine wunderbare, im Dunkel glühende Feerei.

Der Springbrunnen auf der Piazza Navona plätschert herrlich in der Stille, und seine sprudelnden Wasser werfen in hunderttausend Funken die silbernen Strahlen des Mondes zurück. In diesem schwankenden Licht und unaufhörlichen Wogen erscheinen die riesenhaften Bildsäulen lebendig; der theatralische Anschein verwischt sich: man sieht nur noch Riesen, die sich drehen und zwischen Schaum und Schimmer aufwärtsrecken.

Die Fenstertiefen, die grossen vorspringenden Balkons und die gemeisselten Dachränder werfen mächtige Schatten auf die Mauern. Rechts und links sieht man, gähnend wie Höhlen, finstre Gassen sich öffnen; hier und da erhebt sich die schwarze Wand eines Klosters, das verlassen aussieht, oder irgend ein hohes, von einem Turme überragtes Haus, welches wie ein Überbleibsel aus dem Mittelalter wirkt; die fernen Lichter flimmern kläglich, und die wachsenden Schatten scheinen alles Leben zu verschlingen.

Es gibt nichts Furchtbareres als diese ungeheueren Klöster und viereckigen Paläste, an denen kein einziges Licht glänzt und die sich in ihrer unangreifbaren Masse vereinsamt wie eine Festung in einer belagerten Stadt erheben. Die flachen Dächer, die Terrassen, die Giebel, die schroffen, voreinandergeschobenen Formen heben sich mit ihren harten, scharfen Kanten von dem hellen Himmel ab, während zu ihren Füssen die undeutlichen Türen, Ränder und Rundungen im Dunkel schlummern.

Man geht weiter und jeder Rest von Leben verschwindet. Man könnte sich in einer verlassenen, toten Stadt, dem Gerippe eines grossen, plötzlich vernichteten Volkes glauben. Man geht unter den Säulengängen des Palastes

Colonna hindurch, die stummen Mauern seiner Gärten entlang, und man hört und sieht nun nichts Menschliches mehr; von Zeit zu Zeit nur schwankt am Ende einer gewundenen Gasse in der verschwommenen Finsternis einer Vorhalle, die wie ein Zugloch aussieht, der gelbliche Lichtkreis einer verlöschenden Laterne. Die geschlossenen Häuser, die hohen Mauern erstrecken ihre ungastliche Reihe wie einen Klippenzug am Hang einer Küste, und am Ende ihrer Schatten öffnen sich mit einem Schlage — gleich einem öden Sandstrande — unermessliche, vom Mond gebleichte Räume.

Dann gelangt man endlich zu der Basilika des Konstantin und ihren ungeheuren Bogen, die über und über mit Kletterpflanzen bewachsen sind. Die Augen bleiben an ihrer mächtigen Biegung haften und dann gewahrt man plötzlich zwischen ihren zerspaltenen Rändern blasses Blau, den seltsamen nächtlichen Azur wie ein Gewölbe aus Kristall, besät mit Flammenspitzen. Man tut drei Schritte und die göttliche Kuppel des Himmels, der grosse Strom heiliger Helligkeit, die tausend funkelnden Edelsteine des Firmaments breiten sich über das leere Forum. Man schreitet längs den liegenden Säulen, deren Stumpf noch ungeheuerlicher erscheint. An eine dieser Trommeln, deren Dicke bis an die Brust heraufreicht, gelehnt, schaut man auf das Kolosseum. Die Wand, welche noch erhalten ist, ist ganz schwarz und erhebt sich in einem einzigen, grossen Schwunge, riesenhaft. Man möchte glauben, dass sie nach aussen überhängt und umstürzen will. Auf den zertrümmerten Teil giesst der Mond ein so scharfes Licht, dass man den rötlichen Ton der Steine unterscheidet. In diesem sternenklaren Himmel wird die Rundheit des Zirkusses fühlbar, er bildet eine Art vollkommenen und furchtbaren Wesens. Inmitten der wunderbaren Stille möchte man glauben, dass er allein da ist, dass die Menschen, die Pflanzen, alles vergängliche Leben nur eine Erscheinung seien; ich habe

diese Empfindung schon früher in den Bergen verspürt, auch sie erscheinen als die wahren Bewohner der Erde; man vergisst den menschlichen Ameisenhaufen und errät unter dem Himmel, der ihr Zeltdach ist, das stumme Zwiegespräch der alten Ungeheuer, dieser unwandelbaren Besitzer und ewigen Beherrscher.

Auf dem Rückwege, am Fusse des Kapitols, erscheinen die fernen Kirchen, die Triumphbogen und vor allem die edlen, zierlichen Säulen der zertrümmerten Tempel, die einen vereinzelt, die anderen noch in brüderlichen Reihen vereint, lebendig. Auch sie sind stille Wesen, und überdies schön und schlicht wie griechische Epheben. Ihr ionisches Haupt trägt einen Haarschmuck, und der Mond setzt ein Glanzlicht auf die Glätte ihres marmornen Leibes.

Von Rom nach Neapel

Eine lange Wasserleitung zur Rechten, am Himmelsrande von Zeit zu Zeit eine Ruine, hier und da auf dem Wege ein vereinzelter, verfallener Bogen, und ringsherum bis ins Unabsehbare hinein, die gelbliche, grünliche, wogende Ebene unter einem alten Teppich welker Kräuter, die der Regen verwäscht und der Wind zerzaust. Die grauen und veilchenblauen Wolken hängen schwer am Himmel, und der Rauch der Maschine rollt weisse, ringelnde Wogen, die sich mit den Wolken vermischen. Meile um Meile ... der einförmige Aquadukt taucht immer wieder auf wie ein Felsdamm in einem Meere wellender Gräser. Im Osten starren schwarze Berge mit beschneiten Kuppen, im Westen breitet sich bebautes Land mit den kleinen Wipfeln und den tausend schlanken Stämmen abgeernteter Obstbäume; ein gelber Bach bahnt sich seinen Weg mitten hindurch und höhlt das Erdreich.

Alles das ist traurig, und die Aufenthaltsorte sind es noch mehr. Es sind elende Holzhütten, in denen man ein

Reisigfeuer anzündet, um die Reisenden zu erwärmen. Ein paar Bettler und ein paar Jungens drängen sich am Eingang und bitten um einen Bajokko, einen halben Bajokko, einen armen, kleinen, halben Bajokko, um Gottes willen, um der Jungfrau willen, um des heiligen Josefs und aller Heiligen des Paradieses willen, mit der Beharrlichkeit, der Gier und den kleinen, zärtlichen aber heftigen Lauten von Hunden, welche einen Knochen sehen und seit acht Tagen nichts gefressen haben. Ich weiss nicht, was sie an den Füssen tragen, es sind keine Sandalen, und Schuhe sind es noch weniger: es scheinen Bündel aus Leinwand zu sein, aus alten, in den Gossen aufgelesenen Lumpen, welche gleich ihnen vor Schmutz triefen. Der breiträndrige, zerdrückte, durchlöcherte Hut, die Hose und der Mantel sind unbeschreiblich, nichts gleicht ihnen ausser den Herdtüchern in der Küche und den alten, stinkenden Lappen, die man in den Lumpenspeichern aufhäuft, um Papier daraus zu machen.

Ich habe viele Gestalten betrachtet und die, welche ich gesehen, seit ich den Fuss auf italienischen Boden gesetzt, sind mir wieder ins Gedächtnis gekommen. Alle vereinigen sich zu drei oder vier hervorspringenden Typen. Da ist zunächst der hübsche und feine Gemmenkopf, vollkommen regelmässig, geistvoll, von lebhaftem und gewecktem Ausdruck, fähig, augenblicklich alles zu verstehen und geschaffen, Liebe einzuflössen und gut über Liebe zu sprechen. Dann gibt es den viereckigen, auf einen festen Körper gepflanzten Kopf mit starken, sinnlichen Lippen und einem Ausdruck von grober Freude und närrischer oder spöttischer Laune. Dann das magere, schwarze, verbrannte Tier, dessen Gesicht kein Fleisch mehr hat, lauter scharfe Züge, einen unglaublichen Ausdruck, Augen aus Flammen und krauses Haar, im ganzen sieht es aus wie ein Vulkan, der ausbrechen will, — und schliesslich gibt es den schönen, kräftigen, fest gebauten, muskelstarken, vollkommenen Mann

ohne Plumpheit, mit warm gefärbter Haut, der einem fest ins Gesicht blickt und auf Arbeit und Anspannung zu warten scheint, sich im Warten aber nicht ausgibt, sondern unbeweglich bleibt.

Dieser ganze Weg und die Landschaft bis Neapel mögen sehr schön sein, aber bei klarem Himmel und im Sommer: viel edle, wechselnde Berge, nicht ungeheuer aber dennoch gross, halb bewaldet, und manchmal eine weisse und graue Stadt, die einen ganzen Hügel bedeckt, der rund ist wie ein Bienenkorb . . . Aber Regen und Nebel verschwemmen die Formen, der Winter beschmutzt alles: es gibt kein Laub, die Blätter hängen trocken und rostig an den Bäumen wie ein altes Kleid, und die schlammigen Giessbäche reissen die Erde auf. Sie ist ein Leichnam, anstatt ein schönes, blühendes Mädchen zu sein.

NEAPEL

Neapel, 20. Februar

Das ist ein anderes Klima, ein anderer Himmel, fast eine andere Welt. Heute morgen, als wir uns dem Hafen näherten, als der Raum sich weitete und der Himmelsrand sich klärte, habe ich mit einem Male nur noch Helle und Glanz gesehen. Im Fernen türmten und streckten sich unter dem Dunst, der das Meer bedeckte, seidige, wie Wolken strahlende Berge. Das Meer rollte mit grossen, weissflutenden Wogen heran, und die Sonne, die ihren Flammenstrom herabgoss, bildete einen Fluss geschmolzenen Metalls bis zum Ufer.

Ich habe einen halben Tag auf der Villa-Reale verbracht. Das ist ein mit Eichen und immergrünen Büschen bestandener Spazierweg, der an der Küste entlang läuft. Einige junge, vom Licht durchschienene Bäume öffnen ihre kleinen zarten Blätter und entfalten schon ihre gelben Blütenknospen. Bildsäulen, schöne, junge, nackte Männer und eine Europa auf dem Stier biegen ihre weissen Marmorleiber zwischen dem leichten Grün der Pflanzen. Sonnenflecken breiteten sich über den Rasen, Kletterpflanzen schlingen sich um die Säulen, hier und da glüht der heisse Purpur junger Blumen und die zarten, samtnen Kelche

zitterten in der lauen Brise, die durch die Stämme der Eichen hauchte. Die Luft und das Meer waren wohltuend. Welcher Gegensatz, wenn man an die Küsten des Ozeanes denkt, an die windumheulten, regengepeitschten Felsgestade unserer Normandie und Gascogne, wo die verkrüppelten Bäume sich in den Schluchten verstecken, und Gras und Ginster sich jämmerlich an die Hänge klammern. Hier nährt die Nachbarschaft der Fluten die Pflanzen, man fühlt die Frische und Weichheit des Hauches, der sie zu liebkosen und zu entfalten kommt. Man träumt, man hört den leisen Lärm der wispernden Blätter und sieht ihre Schatten auf dem Sande flimmern. Der Nebel verdampft unter der Sonne, zwischen dem Laube erblickt man den Vesuv und seine Nachbarn, die ganze Kette der sich entrollenden Berge. Sie sind blassveilchenfarben und in dem Masse, in dem der Tag sich senkt, wird dieser Veilchenton zarter. Zuletzt haben sie die zarteste Malvenfarbe, ein Blumenkelch ist nicht so lieblich. Der Himmel klärt sich und das beruhigte Meer ist nichts als Azur.

Es ist unmöglich, diesen Anblick wiederzugeben. Lord Byron hat recht: man kann die Schönheiten der Kunst und die der Natur nicht auf eine Stufe stellen. Ein Gemälde bleibt stets unter und eine Landschaft stets über der Vorstellung, die man sich davon machen kann. Das ist schön, etwas anderes weiss ich nicht zu sagen, das ist gross, das ist mild, und das bereitet jedem Menschen Freude, Herz und Sinnen; es gibt nichts Sinnreizenderes und nichts Edleres. Wie sollte man sich die Beschwerde bereiten, zu arbeiten und zu schaffen, wenn man das vor den Augen hat? Es lohnt nicht der Mühe, ein wohlgeordnetes Haus zu haben, emsig jene grossen Maschinen zu erbauen, welche man einen Staat oder eine Kirche nennt, und nach Genüssen zu trachten, die aus der Ehrsucht und dem Wohlleben kommen: man braucht nur zu schauen und zu leben, man besitzt die ganze Blume des Lebens in einem Blick.

Ich sass auf einer Bank, ich sah den Abend wachsen, die Farben zerfliessen und mir war, als sei ich in den Elysäischen Gefilden der alten Dichter. Die schlanken Formen der Bäume ragten klar in das helle Blau hinauf. Selbst die entblätterten Platanen und kahlen Eichen schienen zu lächeln. Die wunderbare Heiterkeit des Himmels, den das feine Netz ihrer Zweige streifte, teilte sich ihnen mit. Sie erschienen nicht tot oder erstarrt wie bei uns, sondern schlummernd und bereit, ihre Knospen in der Berührung mit dieser lauen Luft zu öffnen und ihre Triebe dem nahen Frühling anzuvertrauen. Hier und dort entzündete sich ein Stern und der Mond fing an, sein weisses Licht zu vergiessen. Die Bildsäulen, noch weisser nun, erschienen in diesem lieblichen, geheimnisvoll nächtlichen Licht lebendig. Gruppen junger Frauen, deren Kleider leicht wogten, kamen geräuschlos wie glückliche Schatten heran. Es war mir, als schaute ich antikem griechischen Leben zu, als verstände ich die Feinheit ihrer Empfindungen, als würde die Harmonie dieser langgezogenen Formen und verwischten Töne genügen, mich ewig zu beschäftigen, als bedürfte ich keiner Farben mehr und keines Glanzes. Ich hörte Aristophanes' Verse hersagen, ich sah seinen jungen Ringer, keusch und schön und glücklich in jeder Freude, zwischen den Pappeln und blühenden Smilax bekränzten Hauptes lustwandeln mit einem verständigen Freund seines Alters. Neapel ist eine griechische Niederlassung, und je mehr man hinsieht, desto mehr fühlt man, dass Sinn und Geist eines Volkes die Gestalt seiner Landschaft und seines Klimas annehmen.

Gegen acht Uhr gab es keinen Windhauch mehr. Der Himmel war wie aus Lapis lazuli, der Mond leuchtete wie eine unbefleckte Königin allein inmitten des Azurs; seine Woge zitterte auf dem grossen Wasser und war wie ein Strom aus Milch. Es gibt kein Wort, um die Lieblichkeit und Zartheit der Berge auszudrücken, die nun in ihren

letzten Ton, in das duftige Violett ihres nächtlichen Mantels gehüllt waren. Der Molo und der Wald von Barken machten sie durch ihr tiefes Schwarz noch entzückender und Chiaja, das zur Rechten seinen Gürtel aus erleuchteten Häusern um die Bucht rundet, flocht ihr einen Kranz aus Lichtern.

Überall flimmerten Laternen, und die Menschen plauderten, lachten und assen im Freien. — Dieser Himmel allein ist ein Fest.

Auf gut Glück quer durch Neapel

Durch was für Strassen man kommt! Hohe, schmale, schmutzige, durch überragende Balkons an allen Stockwerken begrenzt, ein Ameisenhaufen aus kleinen Buden, aus Läden im Freien, aus Männern und Frauen, die kaufen, verkaufen, schwatzen, Gebärden machen und sich stossen und drängen. Die meisten sind verkrüppelt und hässlich, die Weiber vor allem klein und breit, mit gelben Gesichtern, glänzenden Augen, unsauberen und zerknitterten Kleidern, grossblumigen Umschlagetüchern und veilchenfarbenen, roten und gelben Kopftüchern, — immer schreiende Farben und Schmuck aus Kupfer. Rings um die Piazza del Mercato liegt ein wirres Labyrinth von krummen Gassen, die mit Steinplatten gepflastert, mit altem Staub verschüttet und mit Apfelsinen- und Melonenschalen, Gemüseresten und allen Arten von namenlosen Abfällen besät sind, die Menge staut sich, schwarz und wimmelnd, im dicken Schatten unter dem hellen schmalen Himmelsstreifen. All das regt sich, isst, trinkt und riecht schlecht, Ratten in der Rattenfalle: es herrscht die dicke Luft und das entblösste, wüste Leben der lanes von London. Zum Glück ist das Klima hier elenden Wohnlöchern und Lumpenkleidern günstig.

Manchmal erhebt sich inmitten dieser Schmutzställe die mächtige Ecke, das monumentale Tor eines alten Palastes; durch eine Öffnung gewahrt man breite Geländertreppen,

die steigen und sich kreuzen und, im Hof, von Säulengängen gestützte Terrassen: die Überbleibsel des gemauerten grossartigen Lebens, so, wie es unter der spanischen Herrschaft sich bildete. Die grossen Herren wohnten dort mit ihren Edelleuten, ihren bewaffneten Dienern, ihren Karossen, um Pensionen bettelnd, Feste gebend, den Feierlichkeiten beiwohnend, sie allein vornehm, sie allein wichtig, während draussen in den Gassen das Gesindel der Kaufleute und Handwerker, das ebenso verachtet wurde und ebenso bejammernswert war, wie einst die um die lehnsherrliche Burg geduldete Herde der Leibeigenen, ihre prunkvollen Aufzüge begaffte.

Eine Menge Mönche traben ohne Strümpfe in Sandalen oder Schuhen durch den Kot; viele haben den schlauen Narrenkopf eines mit Polichinell gekreuzten Sokrates, die meisten sind wirklich Volk: sie stampfen in ihren alten, abgetragenen Röcken einher und wiegen die Schultern wie Kutscher. Einer von ihnen beugte sich über seinen Balkon, um uns besser zu sehen, er war fleischig, dickbäuchig und pausbäckig, ein derber schlauer Kuttenträger wie Rabelais sie schildert, der in seiner Wichtigkeit und in seinem Fette thronte und einen anschaute wie ein neugieriges, misstrauisches Schwein. In besseren Strassen begegnet man andererseits jungen, eleganten, vollständig schwarz gekleideten Abbés in vollem Wichs mit einem Ausdruck kluger diplomatischer Zurückhaltung. Es gibt hohe und niedrige, solche für die Gesellschaftssäle und solche für die Winkelkneipen.

Auf dem Wege fünf oder sechs Kirchen; die Bildsäulen der Heiligen Jungfrau sind darin angemalt, wie die Schaufensterpuppen der Haarkünstler und überdies gekleidet wie Damen; die eine trug ein grosses, rosenfarbenes Schleppkleid mit breiten, blauen Bändern, einen kunstvollen Haarknoten und hatte sechs Schwerter in der Brust. Das Jesuskind und die Heiligen sind ebenfalls nach moderner Weise ge-

kleidet, manche tragen einen wirklichen Rock, andere lassen ihre Leichenhaut und die blutigen Wundermale sehen. Es ist unmöglich, körperlicher zu den Augen und zu allen Sinnen zu sprechen.* Ein altes Weib kniete schluchzend vor der Jungfrau. Auf solche Art gekleidet und blutbefleckt, ist die Herrgottsmutter ebenso wirklich wie irgend eine verwittwete Prinzessin: man spricht in dem gleichen Tone zu ihr und weint, um sie zu rühren.

Santa Maria della Pietà, Santa Chiara, San Gennaro. Die erste ist ein kleines, buntes Naschkästchen; man zeigt darin eine Bildsäule der Scham unter ihrem Schleier, aber der Schleier ist so dünn, schmiegt sich so fest an und spannt sich so eng über die Brüste und alle Nacktheiten des Körpers, dass sie mehr als nackt wirkt. In der Tiefe einer Krypta liegt ein toter Christus in sein Leichentuch gehüllt, der Wächter zündet eine Kerze an und Augen und Sinne eines jeden empfindenden Wesens erschauern in diesem fahlen Licht und der feuchten, kalten Luft wie bei der Berührung eines Leichnams. Das da sind Kunststücke des Aberglaubens und der Bildhauerei, es ist alles vorhanden, um den Künstler glänzen, den Epikuräer lächeln und den Frommen beben zu machen. Ich spreche nicht von dem Prunk der Malereien, von den verschwendeten Zieraten und der anspruchsvollen Ausschmückung, denn

* Einer meiner Freunde nennt mir eine Madonna, die er in Sizilien gesehen hat. Man hatte ihr ein grosses Weihbild aus Silber auf die Brust geheftet, welches den durch ihre Fürbitte geheilten Körperteil darstellte. Der Kranke hatte Hämorrhoiden gehabt. — In Messina führt man am 15. August, zu Ehren der Jungfrau, eine Maschine aus sich drehenden Reifen durch die Strassen. Kleine Kinder, welche Engel darstellen, sind darin befestigt, sie werden auf diese Weise sieben Stunden lang herumgedreht und die meisten von ihnen tot oder sterbend losgebunden. Die Mütter trösten sich, indem sie sagen, die Heilige Jungfrau hätte den kleinen Engel mit sich in das Paradies genommen. (Geheimnisse der Klöster Neapels, Seite 39, von Enrichetta Caracciolo, gewesene Benediktinernonne.)

das wird noch sichtbarer in Santa Chiara in den mächtigen silbernen Laubgewinden, die den Altar überladen, in der Menge der vergoldeten Kupfergeländer, in dem Tand der kleinen Goldkugeln, der blumenumwundenen Kerzen und den von allerlei Kinkerlitzchen überladenen Altären, wie sie die kleinen Mädchen am Fronleichnamsfest aufstellen und „schön machen". Ebenso ist es in einer Menge Kirchen, deren Namen ich vergessen habe. Dieser heidnische Katholizismus ist verletzend, man entdeckt darin immer einen Untergrund von Sinnlichkeit unter dem Anschein der Askese. Die Totenköpfe, Sanduhren und mystischen Weihformeln harmonieren nicht mit den Vergoldungen, den kostbaren Marmorsäulen und den griechischen Kapitälen. Sie haben vom Christentum nur den Aberglauben und die Angst gehabt. Besonders hier fehlt Grösse und herrscht Ziererei. Sie machen aus einer Kirche ein Warenhaus mit niedlichen Sachen. Wenn ich nach den Empfindungen der Leute suche, für die man das gebaut hat, finde ich nur die Vorliebe, in einem Goldschmiedladen die Kühle zu geniessen, oder höchstens den Gedanken, dass ein Heiliger, wenn man ihm viel Geld gibt, einen vor dem Fieber schützt; es ist ein Vergnügungslokal für die erfindungsreichen Gehirne. Was die Baumeister und die Maler anbetrifft, so sind sie Prunkredner, die durch ihre Augentäuschungen und ihre ungeheuren Wölbungen aus seltsamen Bogen die abgestumpfte Aufmerksamkeit wieder zu erwecken suchen. Alles das verrät eine hässliche Zeit, das Verlöschen wahren Fühlens, den Schwulst einer Kunst, die sich abquält und abnutzt, und die schädlichen Wirkungen einer verdorbenen Zivilisation und einer Fremdherrschaft. Und dennoch gibt es in diesem Niedergang stets irgend ein Stück, das den alten, mächtigen Schaffensgeist birgt: in San Gennaro zum Beispiel, kraftvolle Körper, von Vasari über die Türen gemalt, und Decken von Santafede und Forti, prächtige Gruppen, schön gestellte Gestalten von stolzem Wesen,

Grabmale, ein grosses Schiff, in dem sich in langer Reihe Rundbilder von Bischöfen hinziehen und dessen hohe, monumentale Wölbung, dessen vergoldeter, muschelförmiger Hintergrund sich in der Majestät wahren Schmuckes erheben.

Im Kloster von San Martino

Wir stiegen durch schmutzige, bevölkerte Gassen hinauf; ich kann mich an diese Lumpen, die mit den Armen fuchteln und schwatzen, nicht gewöhnen. Die Frauen sind durchaus nicht hübsch; das Gesicht hat, selbst bei den jungen Mädchen, einen erdigen Ton; die platte Nase verdirbt es vollständig: das Ganze ist nur ein aufgewecktes, manchmal anziehendes Lärvchen, das den unregelmässigen, niedlichen Gesichtern des achtzehnten Jahrhunderts ziemlich ähnlich sieht, aber um hundert Meilen von der griechischen Schönheit entfernt ist, die man ihm zuerteilt.

Wir stiegen, stiegen und stiegen ohne Unterlass. Das hörte nicht auf, Treppe auf Treppe, und immer Lappen und Wäsche auf Stricke gehängt, dann noch einmal Gassen, beladene Esel, die ihre Hufe auf den glitschrigen Abhang stemmen, schlammige Bäche, die jämmerlich zwischen den Kieseln herunterpurzelten, zerlumpte, bettelnde Jungens und ganze Haushalte unter freiem Himmel. Der Berg ist eine Art Elefant, auf dem sich scharrende und hin- und herwimmelnde, menschliche Insekten eingenistet haben. Jenes Haus hat kein Erdgeschoss, man steigt auf einer Leiter hinein, wo anders steht die Tür offen und in dem dunklen Hinterraume sieht man einen Mann mitten zwischen Gemüse putzenden Weibern Guitarre spielen. Und mit einem Male, am Ausgange all dieses Trödels, dieser Rattenlöcher, dieser Behausungen armer Teufel, öffnet sich dann das wunderbare Kloster zwischen allen Herrlichkeiten der Natur und allen Zierden der Kunst.

Vor allem ist mir der geräumige, von vier Säulengängen aus weissem Marmor eingefasste Hof mit der grossen, grauen Cisterne in der Mitte bewunderungswürdig erschienen. Hohe, dichte Büsche und bläulicher Lavendel bedecken sie mit ihrem schlichten, gesunden Laub, darüber glänzt das leuchtende Weiss des Marmors und dann das strahlende Blau des Himmels: jede Farbe umrahmt die andere und hebt sie hervor. Wie man hier Baukunst und Säulengänge begreift! Im Norden sind sie nur Beiwerk, eine Einführung von Schulmeistern, man weiss nicht, was man mit ihnen anfangen soll, man geht abends nicht in freier Luft spazieren und hat vor der Sonne weder einen Schutz nötig, noch Öffnungen, um die Brise des Meeres einzulassen. Und vor allem fühlt man dort nicht das Bedürfnis nach klaren, scharf gerissenen Linien und nach einfachen, stark entgegengesetzten Farben in geringer Anzahl. Man muss unter dem vollen Blau des Himmels stehen, um die glänzende Glätte und die Weisse des Marmors zu geniessen. Die Kunst ist für dieses Land gemacht. In der glücklichen Stimmung, in welche der leuchtende Himmel und diese frische Luft die Seele versetzen, liebt man Schmuck, man freut sich, unter seinen Füssen gefärbte Marmorsteine zu sehen, welche ein Muster bilden, am Ende eines Ganges ein grosses, reich gemeisseltes Rundbild zu gewahren und auf den Spitzen der Hallen halbnackte Bildsäulen von jungen, schönen Heiligen oder eine zierlich behängte Heilige zu betrachten. Das Christentum wird malerisch und liebenswürdig, es erfreut die Augen und bringt die Seele in eine edle, fröhliche Haltung. Am Ende des Ganges öffnen sich Balkons nach dem Meer. Jenseits taucht Neapel auf, mächtig gebreitet und durch einen Zug weisser Häuser bis zum Vesuv hin verlängert, rings um den Golf die Küste, die sich biegt und das über und über blaue Meer umschliesst, und darüber hinaus das goldene Spiegeln und leuchtende Kribbeln der Wellen unter der Sonne, die aus-

sieht wie eine oben in der hohlgewölbten Rundung des Himmels aufgehängte Ampel.

Unterwärts steigt ein Hang von mattgrünen Ölbäumen herab, das sind die Gärten des Klosters. Von Weinlauben beschattete Wege erstrecken sich überall dort, wo man den Boden hat ebnen können. Terrassen mit grossen, einsamen Bäumen, feste Bauten, die mit ihrem Grund in den Fels schneiden, ein Säulengang in Trümmern, gegenüber der ganze Golf, die kleinen Segel der Schiffe, der Monte Santangelo und der rauchende Vesuv: das Kloster ist eine kleine, abgeschlossene, aber vollkommene Welt . . . und wie viele Schönheiten umschliesst nicht ihre Umfriedung! Man ist hundert Meilen von unserem kleinen beengten bürgerlichen Leben entfernt. Sie gehen barhäuptig, in einem braunen oder weissen Rock und in groben Schuhen, aber Schönheit umgibt sie: ich habe keinen Fürstenpalast gesehen, der einen so edlen Eindruck hinterliesse. Die kleine Bequemlichkeit fehlt, und deshalb ist alles übrige erhoben.

Ich habe kürzlich eines der reichsten und elegantesten modernen Häuser gesehen, welches wie dieses dem Meere gegenüberlag. Der Hausherr ist ein Mann von Geschmack, der Millionen gewonnen hat und mit Geld um sich wirft. Alles ist glasiert, und es gibt nichts Grosses, nicht einen Säulengang, nicht einen hohen Prunksaal; was sollte man auch damit anfangen? Solch ein Haus ist angenehm zu bewohnen, aber es gibt darin nicht einen Winkel, weder aussen noch innen, den ein Künstler abzumalen Lust haben würde. Jeder Gegenstand, an sich genommen, ist ein Wunder an Verfeinerung und Bequemlichkeit; es gibt sechs Klingelknöpfe neben dem Bett, die Vorhänge sind wunderbar, und nichts ist weicher als die Sessel. Man gewahrt wie in den englischen Häusern eine Menge kleiner Gebrauchsgegenstände, welche kleinen Bedürfnissen begegnen. Der Baumeister und der Tapezier haben zu-

sammen die besten Mittel überlegt, um Hitze, Kälte und allzu helles Licht abzuhalten, die Mittel, sich zu waschen und zu spucken, aber andere Dinge haben sie nicht überlegt. Die einzigen Kunstgegenstände sind ein paar Gemälde von Watteau und von Boucher. Und die passen noch nicht einmal hinein: sie erinnern an eine andere Zeit. Bestehen bei uns etwa noch irgend welche Überbleibsel aus dem achtzehnten Jahrhundert? Haben wir noch wahre Vorzimmer und den glanzvollen Aufzug aristokratischen Lebens? Derartig viele Diener würden uns langweilen, und wenn wir noch Höflinge und Schranzen um uns dulden, so geschieht es nur in unseren Amtsräumen, zu Hause wollen wir nichts als einen guten „molligen" Lehnstuhl, erlesene Zigarren, feines Essen und für Gesellschaften höchstens die Ausbreitung eines neuen Luxuses, der uns Ehre macht. Wir verstehen es nicht mehr, das Leben im grossen zu nehmen und aus uns selbst herauszugehen; wir ziehen uns in ein kleines, persönliches Wohlleben, in einen kleinen lebenslänglichen Bau zurück. Hier beschränkt man Tisch und Bett auf das allernotwendigste. Derartig befreit, konnten Seele und Augen die weiten Fernen betrachten: alles was über den Menschen hinaus sich erstreckt und dauert.

Ein gelber Mönch mit blanken Augen und einem klugen, verhaltenen Ausdruck führte uns in die Kirche. Es gibt nicht einen Flur, nicht einen Ausblick, der nicht den Stempel eines Künstlers trüge. Am Eingang in den kahlen Hof blickt eine Jungfrau, von zierlichen Gewändern umwunden, auf ihr Kind, das zart und hübsch ist wie ein kleiner Amor, aber sie ist gross und fühlt sich in ihrer Rasse, in der Rasse der edlen, von den grossen Malern geschaffenen Körper. Als sie im siebzehnten Jahrhundert dieses Kloster ausgeschmückt haben, hatten sie nicht mehr die reine Vorstellung des Schönen, aber sie dachten noch immer an nichts anderes, als an das Schöne. Man fühlt

den Gegensatz, wenn man an das Innere Windsors, des Buckingham-Palastes oder der Tuilerien denkt.

Die Kirche ist von ausserordentlichem Reichtum. Was man dort an kostbarem Marmor, Bildwerken und Gemälden aufgehäuft hat, ist unerhört. Die Geländer und Säulen sind wahre Schmuckstücke. Eine Legion von zeitgenössischen Malern und Bildhauern, Guido Reni, Lanfranco, Caravaggio, Cavaliere d'Arpino, Solimena und Luca Giordano haben darin die Kühnheiten, Lieblichkeiten und Zartheiten ihres Pinsels verschwendet. Neben dem grossen Schiff bergen die Seitenkapellen und die Sakristei Hunderte von Malereien. Es gibt keine Ecke an den Decken, die nicht damit bekleidet wäre. Alle diese Körper schwingen und biegen sich wie in freier Luft, die Gewänder wallen und knistern, die lebendigen, rosigen Leiber leuchten zwischen den Seiden der Tuniken hervor und die schönen Glieder scheinen Gefallen daran zu finden, sich zu strecken und zu regen; viele halbnackte Heilige sind reizende junge Männer, ein Engel von Luca Giordano, in blauem Gewand mit nackten Schultern und Beinen, gleicht einem jungen, verliebten Mädchen. Die Stellungen sind übertrieben, diese ganze Malerei ist unruhig, aber sie fliesst zusammen mit den Leuchtscheinen der farbigen Marmorsteine, mit den bewegten Faltengehängen der Bildsäulen, mit dem Funkeln der Goldzieraten und mit der Pracht der Kapitäle und Säulen. All dieser Schmuck ist nicht kalt und flach jesuitisch. Der Hauch des grossen vorangegangenen Jahrhunderts bewegt noch alles, das ist von Euripides, wenn es auch nicht mehr von Sophokles ist. Einige Stücke sind herrlich, unter anderen eine Kreuzabnahme von Ribera. Die Sonne fiel durch den halbgeöffneten Vorhang aus roter Seide auf den Christuskopf. Die schwärzlichen Gründe erschienen neben diesem jähen Aufstrahlen der leuchtenden Leiber düsterer und die schmerzvolle spanische Farbe, die geheimnisvollen

oder starken Töne der leidenschaftlichen Gesichter im Schatten gaben dem ganzen Auftritt das Aussehen einer Erscheinung, wie sie sich ehemals in dem mönchischen und ritterlichen Hirn eines Calderon oder eines Lope de Vega gestalten mochte.

Fahrt nach Pozzuoli und Baja

Am Ende der Grotten des Posilip beginnt die Ebene, eine Art Garten voll hoher Reben, von denen eine jede mit einem Baume vermählt ist. Darunter leuchtet die zierliche Einsatzrose der grünen Lupinen und ich weiss nicht welcher gelben Kreuzblumenpflanze. Alles das schläft in dem lauen Dunst wie ein Schmuck unter Schleiern.

An der Biegung der Landstrasse taucht das Meer auf, und der Weg folgt ihm bis nach Pozzuoli. Der Morgen ist grau und feuchte Wolken schwimmen langsam über den trüben Himmel. Der Nebel verdampft nicht, von Zeit zu Zeit nur verdünnt er sich und lässt eine bleiche Sonnenwelle wie ein kaum merkliches Lächeln durchschimmern. Aber das Meer rollt seine langen, weissen und stillen Wogen auf den Sand, der ebenso weich ist, und dann zerfliesst es mit einem leisen eintönigen Brausen.

Ein einförmiger, bleich-blauer und wie verwischter Ton liegt über dem unendlichen Raum, über dem ganzen Himmel und über dem ganzen Meer. Himmel und Meer fliessen alle beide in einander über und oft scheint es, als seien die kleinen schwarzen Barken Vögel, die in der Luft schweben. Es gibt kein Geräusch; kaum dass man das leichte Rauschen der Wellen hört. Einzig die weichen Abtönungen des Schiefers, der in feuchten Schluchten träufelt, geben eine Vorstellung von dieser verschwommenen Farbe. Man sagt sich ganz leise die Verse Virgils vor, man denkt an jene stillen Gegenden, in die die Sibylle heruntersteigt, Reiche, in denen die Schatten schweben, und welche nicht

kalt und finster sind, wie das kimmerische Land Homers, sondern wo das verrauchte, zerflossene Leben ruht und harrt, dass die Kraft der Sonne es wieder zusammendränge und hinaufschicke, auf dass es von neuem strahlend im Strom des Daseins gleite oder auch an jene schlafenden Gestade, wo die künftigen Seelen sich aufhalten, summende, nebelhafte Völkchen, welche undeutlich herumfliegen wie Bienen um die Kelche der Blumen. Nisida und Ischia im Fernen und das Kap Misenum gleichen nicht wirklichen Wesen, sondern edlen Schatten, die gerade im Begriff sind, lebendig zu werden. Noch ferner in der ganzen Ebene scheinen sich die weissen Stämme der Platanen, das vom Winter und vom Nebel gebleichte Laub, die schmalen Schilfhalme, das unbewegliche Wasser des Averner Sees, die ungewissen Umrisse der Berge, die ganze erschlaffte, stumme Landschaft scheint sich vom Dasein auszuruhen und zu schlafen, nicht erdrückt und starr durch den Tod, sondern sanft gehüllt in einen wohltuenden und eintönigen Frieden. In dieser Weise haben die Alten das Jenseits, das Verlöschen des Lebens aufgefasst; ihre Gräber sind nicht grausig, der Tote ruht sich darin aus und leidet nicht, er ist auch nicht vernichtet, man bringt ihm Speisen, Wein und Milch, er lebt noch, er ist nur vom hellen Tageslicht in die Dämmerung hinübergegangen. Die christlichen und germanischen Vorstellungen, Pascal und Shakespeare, haben hier nichts zu bedeuten.

Von Baja ist nichts zu sagen. Es ist ein armes Dorf, wo ein paar Barken um eine alte Festung vor Anker liegen. Der Regen hat sich gesammelt und macht eine Kloake daraus. Pozzuoli ist noch schlimmer. Schlammtriefende Schweine laufen in den Strassen umher. Einige sind mit einem Gürtel um den Leib befestigt und grunzen und gebärden sich wie Besessene. Die zerlumpten Kinder erscheinen wie ihre Geschwister. Ein Dutzend Bettler, schmutziges, schmarotzendes Lumpengesindel, hängt sich an den Wagen; man schickt sie fort, man stösst sie zurück,

es hilft alles nichts, sie wollen durchaus als Führer dienen. Es scheint, dass es vor drei Jahren noch schlimmer gewesen ist. Anstatt zwölf würden wir fünfzig auf unseren Fersen gehabt haben; die Schweine liefen damals, ebenso wie hier, auch in den Strassen Neapels umher. Dieses Volk ist noch ganz wild; als es den König Viktor Emanuel einziehen sah, war es sehr erstaunt und glaubte, er habe den Garibaldi vom Throne gestossen. Viele von ihnen haben nur einen Schuh, andere gehen mit nackten Füssen und nackten Beinen im Schmutz umher; ihre Lumpen lassen sich nicht schildern, nur in London gibt es etwas ähnliches. Man gewahrt durch die offenen Türen Weiber, die Ungeziefer von ihren Kindern ablesen, elende Betten und halbgelagerte Körper. Auf den Plätzen und am Stadteingang lungert ein Tross grosser und kleiner Strolche auf Beute, auf einen Fremden, und stürzen herbei. Drei von ihnen zeigten sich erpichter als die anderen, und mein Gefährte liess sich an, sie zu necken. Sie verstehen Scherz und antworten mit einer Mischung von Unterwürfigkeit und Frechheit. Sie ziehen sich sogar untereinander auf, einer vor allem beschuldigte einen seiner Kameraden, indem er auf ihn zeigte, eine hässliche Geliebte zu haben und beschrieb diese Hässlichkeit mit Einzelheiten. Wer ist die Unglückliche, die einen solchen Menschen zum Geliebten haben kann? Ich vermute, dass sie den Geruchssinn verloren hat. In dem ganzen Erdgewölbe des Posilip und im allgemeinen in ganz Neapel hat man Lust, sich die Nase zuzuhalten; im Sommer soll es noch schlimmer sein, sagt man. Und das ist überall so im Süden, in Avignon, in Toulon ebenso wie in Italien; man behauptet, dass die Sinne der Südländer zarter als die der Nordländer seien, man beschränke diese Behauptung auf die Augen und auf die Ohren.

Wir besichtigen einen Serapis-Tempel, von dem noch drei schöne Säulen aufrecht stehen; rings herum liegen alte

Bäder und schwefelige Quellen, die ganze Küste ist voll von römischen Überresten. Die Bogengänge der Villen, die Überbleibsel der Kellergewölbe und die Seeunterbauten bilden eine fast ununterbrochene Kette. Die meisten Reichen Roms hatten hier ein Landhaus, aber ich bin heute nicht in archäologischer Laune.

Ich tue unrecht daran, das Amphitheater vor allem wäre der Mühe wert. Die erst kürzlich von der Erde befreiten Wölbungen sind ganz frisch und sehen aus, als ob sie von gestern wären. Ein grosses unterirdisches Geschoss diente als Wohnung für die Gladiatoren und die Tiere. Der Zirkus mochte ungefähr dreissigtausend Zuschauer fassen. Von Metz bis Karthago, von Antiochia bis Cadix gab es keine einzige alte römische Stadt, die nicht den ihren gehabt hätte. Was für ein Verbrauch lebendigen Fleisches viermal hundert Jahre lang! Je mehr man die Zirkusse betrachtet, desto klarer sieht man, dass das ganze antike Leben darin mündet; die antike Stadt war eine Vereinigung zur Jagd und Ausplünderung des Menschen, sie hat Gefangene und Sklaven zuerst gebraucht und dann gemissbraucht, in Zeiten der Mässigkeit hat man von ihrer Arbeit gelebt, in den Verfallsjahrhunderten hat man sich an ihrem Tode ergötzt.

In diesen riesengrossen Kellern, in dieser unterirdischen Stadt liegen gleich mächtigen Baumstämmen Säulen, die beim Erdbeben umgestürzt sind. Der grüne Kopfschmuck der Bäume hängt über die Wände herab, und das Wasser sickert aus ihnen hervor wie eine Quelle, welche Tropfen für Tropfen von den Haaren einer Najade rinnt.

Spaziergang nach Castellammare und Sorrento

Der Himmel ist fast klar; nur über Neapel hängt eine Wolkenschicht, und um den Vesuv brauen oder lagern grosse fahle Rauchwogen.

Ich habe noch niemals, selbst im Sommer in Marseille nicht, am Meer diese Farbe gesehen, so tief, fast hart ist sein Blau. Über diesem starken, leuchtenden Azur, der Dreiviertel des sichtbaren Raumes bedeckt, ist der Himmel weiss und erscheint wie ein Kristall. In dem Masse, in dem man sich entfernt, übersieht man die wogige Küste, den grossen Leib des Gebirges besser; alle Teile hängen wie Glieder an einander, am äussersten Ende ruhen Ischia und die kahlen Vorgebirge in ihrem Fliederton wie eine Schläferin aus Pompeji unter ihrem Schleier. Wahrhaftig, um eine derartige Natur, um dieses veilchenfarbene, am Rand des grossen, leuchtenden Wassers hingestreckte Festland zu schildern, müsste man die Worte der alten Dichter gebrauchen, müsste die grosse, fruchtbare Göttin, die der ewige Ozean umarmt und einschliesst, gestalten und über ihnen die erhabene Weisse, den strahlenden Jupiter: Hoc sublime candens quem omnes invocant Jovem.

Man begegnet auf dem Wege schönen Gesichtern mit feinen, schmalen Zügen, die vollkommen griechisch sind, ein paar schönen Mädchen mit edlem, klugem Ausdruck und hier und da scheusslichen Bettlern, die ihre zottige Brust säubern, aber die Rasse steht bei weitem höher als die Neapels, denn dort ist sie verschrumpft und verunstaltet, dort sehen die jungen Mädchen aus wie verkümmerte, blasse Putzmacherinnen. Die Männer arbeiten in den Feldern. Indem man nackte Beine und Füsse sieht, fängt man an, sich um die Formen zu kümmern, man hat Freude daran, den Muskel der Wade sich spannen, schwellen und das Bein füllen zu sehen, um eine Karre zu schieben; das Auge folgt seiner Krümmung und gleitet bis auf den Fuss herab; es bereitet einem Vergnügen die regelmässigen Zehen sich gut auf den Boden stützen zu sehen und die gute Lage eines jeden Knochens, die Rundung der grossen Zehe, die Gewandtheit und tätige Kraft des ganzen Gliedes zu betrachten. Aus ähnlichen täglichen

Anblicken ist einst die Bildhauerkunst entstanden. Sobald der Schuh beginnt, kann man nicht mehr wie zu Zeiten Homers „von den Frauen mit schönen Fersen" sprechen, der Fuss hat keine Form mehr, er interessiert nur noch den Schuhmacher, er liefert keine Vorbilder mehr, die sich gegenseitig allmählich verbessernd, zuletzt die ideale Form erkennen liessen. Ehemals zeigte der Römer und der Grieche , ob reich, ob arm, täglich sein Bein und in den Bädern und Gymnasien seinen ganzen Körper. Die Gewohnheit, sich nackend zu üben, ist der unterscheidende Wesenszug des Griechen gewesen, man ersieht aus Herodot wie sehr dieser Brauch die Asiaten und Barbaren verletzte.

Die Eisenbahn läuft in einer Entfernung von drei Schritten und fast in gleicher Höhe am Meere entlang. Ein Hafen taucht auf, gestreift von den schwarzen Formen der Masten und Rahen, dann ein Molo und eine kleine, halbverfallene Festung, die Schatten wirft und deren lebhafte Ränder sich scharf vor dem Lichtmeer abheben. Ringsherum drängen sich viereckige, ganz graue und wie verbrannte Häuser unter runden Dächern, die ihnen wie Schildkröten einen dicken Rückenpanzer aufsetzen. Das ist Torre del Greco, das sich gegen die Erdbeben und den Aschenregen verteidigt, den der Vesuv heute oder morgen streuen wird. Drüben bricht sich das Meer in grossen Wogen, die sich bäumen und wie Schleusen niederfallen. Alles das ist seltsam und reizvoll; auf dieser mit Asche durchmengten, fruchtbaren Erde erstrecken sich die bebauten Felder bis ans Ufer und bilden einen Garten; nur eine Schilfhecke schützt sie vor den Meereswinden; die afrikanischen Feigen mit ihren schweren Früchten klettern die Abhänge hinauf, das Laub fängt an, die Äste zu bekleiden, die Aprikosenbäume lächeln unter ihren kleinen, rosigen Blüten, halbnackte Menschen arbeiten ohne Anstrengung in dem lockeren Erdreich, ein paar viereckige Gärten haben Säulen und in der Mitte eine kleine Bildsäule aus weissem Marmor.

Überall Spuren der antiken Freude und Schönheit. Wie sollte man darüber erstaunen, wenn man sich von dieser göttlichen Frühlingssonne begleitet fühlt, von diesem Rieseln aus flüssigem Gold und flüssiger Flamme, das man immer wieder zu seiner Rechten findet, sobald man die Augen aufs Meer schickt.

Wie leicht man hier alle hässlichen Dinge vergisst! Es ist mir, als hätte ich in Castellammare im Vorübergehen scheussliche moderne Gebäude gesehen, einen Bahnhof, Gasthäuser, einen Wachposten und eine Menge elender Wagen, die sich drängten, um Fremde aufzunehmen. Alles das hat sich verwischt, es bleibt nur noch die Erinnerung an die dunklen Vorhallen, durch die man helle Höfe voll leuchtender Orangen und jungen Laubes schimmern sah, Plätze, auf denen Kinder spielten, Netze trockneten und müssige Glückliche die Luft einzogen und dem launigen Hüpfen und Rollen der Wellen zusahen.

Von Castellammare an ist der Weg ein Gesims, das sich am Rand des Meeres hinschlängelt. Grosse, weisse Felsen sind bis in die sie ewig bespülenden Fluten herabgerollt, zur linken streckt der Berg seine zerstossenen Steinspitzen, seine von Spalten zerrissenen Wände, seine schroffen Vorsprünge, sein ganzes Zackengerüst spitz in die Höhe, so dass er aussieht wie die Trümmer eines zerborstenen, wackligen Festungszuges. Jeder Grat und jeder Block wirft einen Schatten über die Eintönigkeit der weissen Wand, und die ganze Kette ist von Formen und Tönen bevölkert.

Oft wird sie von einer Furche in zwei Stücke gespalten, und auf beiden Hängen der Schlucht ziehen sich die bebauten Felder in Stockwerken herab. Sorrento ist auf diese Weise staffelförmig auf drei tiefen Einschnitten verteilt. Alle diese Schluchten sind Gärten, wo die Bäume sich drängen und häufen. Die Nussbäume, die schon der Saft plagt, strecken ihre weisslichen Äste wie knorrige Hände hinaus; alles übrige ist grün, die schlechte Jahreszeit hat

keine Macht über diesen ewigen Frühling gehabt. Zwischen dem Laub der Ölbäume strecken die Orangenbäume ihre festen blanken Blätter hervor, und ihre goldenen Äpfel glühen zu tausenden neben den Streifen der blassen Zitronen in der Sonne. Oft sieht man im Schatten der Gassen über einem Mauerrand ihre leuchtenden Blätter schimmern. Hier ist ihr Vaterland, die Erde verstreut sie bis in die ärmsten Höfe hinein an den Fuss verfallener Treppen, und dort entfalten sie ihre runden, von der Sonne durchleuchteten Wipfel. Ein unbestimmter würziger Duft steigt aus all diesen grünen Trieben; sie sind der Luxus eines Königs, und hier hat sie ein Bettler um nichts.

Ich habe eine Stunde im Garten des Gasthauses verbracht: er liegt in der halben Höhe der Küste auf einer Terrasse am Rand des Meeres; ein derartiger Anblick lässt eine Vorstellung von vollkommener Glückseligkeit gewinnen. Ein über und über grüner Garten voll Zitronen- und Orangenbäumen, die ebenso beladen sind wie ein Apfelbaum in der Normandie, umgibt das Haus. Die Früchte fallen neben den Fuss der Bäume zu Boden. Andere Bäumchen und Pflanzen von einem blassen oder bläulichen Grün füllen die Beete. An den nackten Zweigen der Pfirsichbäume beginnen die rosigen Blüten, sich zart und luftig zu öffnen. Das Pflaster besteht aus bläulichen, glänzenden Kacheln, und die Terrasse rundet sich über dem Meer, dessen wunderbarer Azur den ganzen Raum erfüllt.

Ich habe noch nicht davon sprechen wollen, ich wagte nicht an diesen Eindruck zu rühren, ich hatte ihn schon seit Castellammare, aber er war zu ergreifend: der Himmel ist klar, von einem lichten, fast durchsichtigen Blau und das Meer von einem strahlenden Blau, keusch und zart wie eine Braut und Jungfrau. Diese unendliche, wie für ein wollüstiges, zärtliches Fest berückend gekleidete Weite des Raumes macht einen Eindruck, der nicht seines-

gleichen hat. Capri, Ischia liegen weiss in ihrem weichen Duftschleier am Himmelsrande, und umrahmt von diesem weissen Saume leuchtet das göttliche Blau zart bis ins Unabsehbare hinein.

Wo die Worte finden, um das auszudrücken! Der ganze Golf erscheint wie ein Marmorbecken, das gehöhlt worden, um das Meer aufzunehmen. Eine atlasweiche Blüte, eine grosse, sammetartige Lilie mit zarten glänzenden Blumenblättern, auf denen die Sonne sich breitet, und welche in einem perlmutterschillernden Rahmen aufschimmert, das sind die Vorstellungen, welche sich dem Geiste einprägen und die, trotz ihrer Häufung, doch nicht ausreichen.

Am Fusse der Felsen ist das Wasser grün wie ein durchsichtiger Smaragd. Manchmal hat es die Leuchtscheine von Türkisen oder Amethysten, es ist wie eine Art flüssigen Edelsteins, der bei allen Veränderungen der Tiefe oder der Felsen die Farbe ändert, eine Art gesprenkelten lebendigen Juwels, welches das Strahlen der göttlichen Blume umrahmt.

Die Sonne sinkt, und das Blau wird im Norden so tief, dass es der Farbe eines dunklen Weines gleicht. Die Küste wird schwarz und erhebt sich steil wie ein Gesims aus Gagat, während sich alle Helligkeit über das Meer ergiesst und dort ausbreitet.

Auf dem ganzen Wege dachte ich an Odysseus und seine Gefährten, an ihre Barken mit zwei Segeln, die denen ähnlich, welche inmitten des Wassers wie Möwen flatterten, an die hohlen Ufer, die sie entlangfuhren, an die kleinen, unbekannten Buchten, wo sie abends ihre Schiffe verankerten, an das unbestimmte Erstaunen, in das die neuen Wälder sie versetzten, an den Schlaf ihrer ermatteten Glieder auf dem trockenen Sande der Landspitzen und an die schönen, heldenhaften Körper, deren Nacktheit diese öden Gestade schmückte. Die Sirenen mit gelöstem Haar mochten neben

den geglätteten Felsen ihre Marmorleiber aus diesem Blau erheben, es bedarf hier keiner grossen Anstrengung, um im Geiste ihren Gesang zu hören, den der Kirke, der Zauberin. Unter diesem Himmelsstrich konnte sie zu Odysseus sagen:

„Lieber! so stecke dein Schwert in die Scheid', und lass uns zusammen
Unser Lager besteigen, damit wir, beide versöhnet
Durch die Freuden der Liebe, hinfort einander vertrauen!"

Die Worte des alten Dichters über das purpurne Meer, über den Ozean, der die Erde umfängt, über die Frauen mit den weissen Armen klangen in mir wie einst in ihrer Heimat wieder.

Denn alles hier ist schön, und das Leben könnte in dieser milden Luft wieder einfach werden wie zu den Zeiten Homers. Alles, was dreitausend Jahre der Zivilisation zu unserem Wohlsein hinzugefügt haben, erscheint unnütz, denn wessen bedarf der Mensch hier? Eines Stückes Leinwand und eines Stückes Tuch, wie die Gefährten des Odysseus, wenn er gesund und von guter Rasse ist wie sie: dann steht er bekleidet da ... alles andere ist überflüssig oder gibt sich von selbst. Sie töteten einen grossen Hirsch, brieten ihn auf Kohlen, tranken Wein aus ihren Schläuchen und schliefen, um ein Feuer gelagert, abends auf dem Sande ein. Wie sehr hat sich der Mensch seitdem verumständlicht und verdorben! Wie gern denkt man an jene Pracht, die Homer sich für eine Göttin vorstellt:

„Als er die ferne Insel Ogygia jetzo erreichte,
Stieg er aus dem Gewässer des dunkeln Meeres ans Ufer,
Wandelte fort, bis er kam zur weiten Grotte der Nymphe
Mit schönwallenden Locken, und fand die Nymphe zu Hause.
Vor ihr brannt' auf dem Herd ein grosses Feuer und fernhin
Wallte der liebliche Duft vom brennenden Holze der Zeder
Und des Zitronenbaums. Sie sang mit melodischer Stimme,
Emsig, ein schönes Gewebe mit goldener Spule zu wirken.

Rings um die Grotte wuchs ein Hain voll grünender Bäume,
Pappelweiden und Erlen und düftereicher Zypressen.
Unter dem Laube wohnten die breitgefiederten Vögel,
Eulen und Habichte und breitzüngichte Wasserkrähen,
Welche die Küste des Meers mit gierigem Blicke bestreifen.
Um die gewölbte Grotte des Felsens breitet' ein Weinstock
Seine schattenden Ranken, behängt mit purpurnen Trauben.
Und vier Quellen ergossen ihr silberblinkendes Wasser,
Eine nahe der andern, und schlängelten hierhin und dorthin.
Wiesen grünten umher, mit Klee bewachsen und Eppich.
Selbst ein unsterblicher Gott verweilete, wann er vorbeiging,
Voll Verwunderung dort, und freute sich herzlich des Anblicks."

Sie selber gibt dem Tisch seinen Platz und bedient, wie Nausikaa, ihren Gast; wenn es notwendig wäre, würde sie mit ihren Mägden seine Kleider in dem benachbarten Strom waschen gehen; in jenen Zeiten verrichtete man diese Art Arbeit ganz natürlich ebenso wie man ging; man kam ebensowenig auf den Gedanken, sich dieser Mühe wie der anderen zu entheben. Auf solche Weise erhielten sich Kraft und Beweglichkeit der Glieder, es war ein Vergnügen und ein natürlicher Trieb, sie zu regen und sich ihrer zu bedienen. Der Mensch war noch ein schönes Tier, fast ein Verwandter der Pferde edler Rasse, welche er auf seinen Weiden ernährte; in dieser Eigenschaft erschien ihm der Gebrauch seiner Arme und seines Körpers nicht knechtisch. Odysseus hat eigenhändig mit Beilen und Bohrern den Olivenbaum zugehauen und bearbeitet, der seinem Ehebette zur Unterlage diente; die jungen Vornehmen, welche ein Weib freien wollen, zerlegen und braten selber die Schweine und Hammel, die sie essen. Und die Empfindungen sind ebenso natürlich wie die Sitten, der Mensch tut sich keinen Zwang an, er wird nicht dauernd in einer Richtung angespannt wie durch das wilde Heldentum in Germanien oder durch den krankhaften Aberglauben in Indien; er schämt sich nicht, manchmal Furcht zu

haben und es zu sagen, gerührt zu sein und zu weinen; die Göttinnen lieben die Helden und geben sich ihnen ohne Erröten, wie sich eine Blume hinüberneigt zur benachbarten Blume, die sie fruchtbar machen soll. Die Begierde erscheint ebenso schön wie die Züchtigkeit, Rache ebenso schön wie Vergeben; der Mensch entfaltet sich ganz und gar harmonisch und mit Leichtigkeit wie seine Platanen und seine Orangenbäume, welche die Frische des Meeres und die laue Luft der Täler nährt und welche die Rundungen ihrer Kuppeln ausbreiten, ohne dass eine Hand sie stutzt oder ein Wetter den Saft zwingt, einen der jungen Schösslinge preiszugeben. Inmitten all dieser Erzählungen und zwischen den Wäldern und den Wassern, durch die man gekommen ist, sieht man die Körper der antiken Helden unbestimmt auftauchen, den Odysseus, so wie er aus dem Flusse stieg, „höher und jugendlicher an Wuchs" als die anderen Männer „und von dem Scheitel ringelnde Locken herab, wie der Purpurlilien Blüte", oder neben ihm die jungen Mädchen, die, ihre Schleier lösend, am Ufer des Flusses spielen, und zwischen ihnen Nausikaa „die ungebändigte Jungfrau, sie alle um Haupteslänge überragend".

Dann war auch dieses nicht mehr genug, und es hat mir geschienen, als müsse man zu den vedischen Hymnen zurückgreifen, um den Ausdruck zu finden für diesen Himmel, diesen weissen, leuchtenden, alle Dinge umhüllenden und belebenden Luftabgrund, für das frohe, strahlende Meer, sein Gemahl, und diese Erde, die sich zu ihnen gesellt, und als müssten wir in ihnen wieder, wie unsere ersten Vorfahren, wirkliche lebendige Wesen sehen, alles umfassende, einfache Wesen, ewige, unbestimmte Götter, welche wir zu erblicken aufgehört haben, weil wir zu beschäftigt sind mit dem Einzelnen unseres kleinen Lebens, die aber schliesslich dennoch allein bestehen, uns tragen, uns bedecken und unter sich leben wie ehemals, ohne die leisen Regungen und vergäng-

lichen Rillen zu füllen, die unsere Zivilisation auf ihrem Leibe zieht.

Mehrere Tage in Herkulaneum und Pompeji

Man sieht Tausende und Abertausende von Gegenständen an sich vorüberziehen, alles das wirbelt nach der Rückkehr im Kopfe herum: wie soll man aus diesem Chaos irgend einen vorherrschenden Eindruck, irgend eine Gesamtübersicht gewinnen?

Das, was sich zuerst einstellt, ist das Bild der grauen und rötlichen, halbzertrümmerten, öden Stadt, ein Haufen Steine auf einem Felsenhügel mit Reihen dicker Mauern und bläulicher Fliesen, alles das weisslich in der vor Weisse blendenden Luft und ringsherum das Meer, die Berge und die unendliche Ferne.

Oben auf der Höhe sind die Tempel, der der Justitia, der Venus, des Augustus, des Merkur, das Haus der Eumachia und andere noch unvollendete Tempel und etwas ferner, ebenfalls auf einer Anhöhe, der Neptunstempel. — Sie hatten derart alle ihre Götter oben auf dem Gipfel in der reinen Luft, welche selber ein Gott war. Das Forum und der Senat liegen daneben, ein schöner Ort, um zu beraten und zu opfern. Man sieht in der Ferne die grossen Linien der duftigen Berge, die stillen Wipfel der Pinien, dann im Osten, unter dem goldenen, sonnendurchwebten Nebel, die zarten Formen der Bäume und die Mannigfaltigkeit der Äcker. Man wendet sich um, und ohne Anstrengung der Einbildungskraft baut man die Tempel wieder auf. Diese Säulen, diese korinthischen Kapitäle, diese einfache Anordnung, diese durch die marmornen Schäfte umrahmten Flächen tiefsten Blaus ... was für einen Eindruck musste ein derartiges von Kindheit auf betrachtetes Schauspiel in der Seele zurücklassen! Eine Stadt war damals ein wirkliches Vaterland, und nicht wie heute eine zu ver-

waltende Ansammlung zum Wohnen ausgestatteter Mietshäuser. Was geht mich heutzutage Rouen oder Limoges an? Ich habe dort eine Wohnstätte inmitten eines Haufens anderer Wohnstätten, das Leben kommt von Paris; und Paris selber — was ist es anderes als ein anderer Haufen von Wohnstätten, dessen Leben in einer Amtsstube entspringt, in der es Akten und Beamte gibt? Hier machten die Menschen dagegen aus ihrer Stadt ihr Kleinod und Schmuckkästchen, das Bild ihrer Akropolis mit ihren weissen Tempeln im Licht folgte ihnen überall hin, die Dörfer unseres Galliens und Germaniens, die ganze Barbarei des Nordens, kam ihnen nur wie ein unordentlicher Schmutzhaufen vor. In ihren Augen war jemand, der keine Stadt hatte, kein wirklicher Mensch, sondern ein halbes Tier, fast ein Vieh — ein Beutetier, aus dem man höchstens ein Lasttier machen konnte. Die Stadt ist eine einzigartige Einrichtung, die Frucht eines selbstherrlichen Gedankens, der zwölf Jahrhunderte lang alle Handlungen des Menschen geleitet hat; sie war die grosse Erfindung, durch welche er aus der ursprünglichen Wildheit getreten ist. Sie ist zu gleicher Zeit die lehnsherrliche Burg und die Kirche gewesen. Wie sehr der Mensch sie geliebt, wie sehr er sein ganzes Leben auf sie bezogen und in sie eingeschlossen hat, das vermag kein Wort zu sagen. Der übrige Erdball war ihm fremd und feindlich, es herrschten dort keine Rechte, weder seine Güter noch seine Glieder waren dort in Sicherheit; wenn er dort Schutz fand, geschah es aus Gnade, er dachte daran nur wie an eine Gefahr oder an eine Beute — jene Umfriedung aber war seine Zufluchtsstätte und seine Burg. Mehr noch, es weilten dort seine eigenen Götter, sein Jupiter und seine Juno, Götter, welche Bewohner der Stadt waren, Götter, die mit dem Boden verknüpft und in der ursprünglichen Vorstellung nichts anderes waren als dieser Boden selbst mit seinen Quellen, seinen Wäldern und seinem Himmel. Es befanden sich darin sein Herd, seine Hausgötter und,

in ihren Gräbern gelagert, mit dem Boden verkörpert, von der Erde, der grossen Nährerin, bedeckt, seine Vorfahren, deren unterirdische Schatten aus der Tiefe ihrer Ruhe heraus fortfuhren, über ihn zu wachen, so dass er alle heilbringenden, heiligen oder schönen Dinge, die er schützen, bewundern oder verehren sollte, zu einem Bund darin vereinigt fand. „Das Vaterland ist mehr als dein Vater oder deine Mutter," sagte Sokrates zu Criton, „und welche Gewalt oder Ungerechtigkeit es uns auch antäte, wir wollen es ertragen ohne unseren Platz zu verlassen." In dieser Weise hat der Grieche und der Römer das Leben aufgefasst; wenn ihre Philosophen, Aristoteles oder Plato, einen Staat gründen, so ist es eine Stadt, eine begrenzte, verschlossene Stadt, mit fünf- oder zehntausend Familien, wo Heirat, Gewerbe und das Übrige der öffentlichen Sache untergeordnet sind. Wenn man zu all diesen Zügen die klare, malerische Phantasie der südlichen Rassen fügt, ihre Fähigkeit, sich die körperlichen Gegenstände, die örtlichen Formen, das ganze farbige Äussere, die ganze sichtbare Gestalt ihrer Stadt vorzustellen, so versteht man, dass diese Auffassung der Stadt in den antiken Seelen eine einige Empfindung hat hervorbringen müssen, eine Quelle von Gefühl und Hingebung, welche wir nicht mehr zu erreichen vermögen.

Alle diese Strassen sind schmal, die meisten sind Gassen, die man mit einem Schritt überqueren kann. Meistens haben sie nur Platz für einen Wagen, die Radspur ist noch sichtbar; von Zeit zu Zeit ermöglichen grosse Steine den Fussgängern sie wie auf einer Brücke zu überschreiten. All diese Einzelheiten deuten auf andere Sitten, als es die unseren sind; sichtbarlich begegnete man hier nicht dem grossen Verkehrstreiben unserer Städte, unseren schweren beladenen Karren, unseren herrschaftlichen Wagen, die in schnellem Trab dahinfahren. Die Karren brachten Getreide, Öl, Lebensmittel, sehr viel Beförderung wurde von Sklaven mit den Armen besorgt, und die Reichen benutzten

eine Sänfte. Das Wohlleben war geringer und verschieden. Ein hervorspringender Zug der antiken Zivilisation ist das Fehlen des Gewerbes. Man hatte nicht die Vorräte, die Werkzeuge, die Gewebe, alles was Maschinen und freie Arbeit heute in ungeheuren Mengen für jedermann und zu billigen Preisen erzeugen. Der Sklave drehte den Mühlstein, der Mann dagegen befasste sich mit dem Schönen, nicht mit dem Nützlichen, und da er wenig erzeugte, konnte er nur wenig verbrauchen. Das Leben war gezwungenermassen einfach, und die Philosophen wie die Gesetzgeber wussten es wohl, sie schrieben Enthaltsamkeit vor; das geschah nicht aus Schulmeisterei, Luxus war ersichtlich unvereinbar mit dem damaligen Zustande der Gesellschaft. Einige Tausend tapferer, stolzer Männer, die mässig leben, ein Halbhemde und einen Mantel besitzen, sich daran ergötzen, auf ihrem Hügel eine Gruppe schöner Tempel und Bildsäulen zu sehen, von öffentlichen Angelegenheiten sprechen, ihren Tag in den Gymnasien, auf dem Marktplatz, in den Bädern oder im Theater verbringen, sich waschen, sich mit Öl salben und zufrieden sind mit dem gegenwärtigen Leben: das war die antike Stadt. Wenn ihre Bedürfnisse und Gelüste übermässig gewachsen wären, hätte der Sklave, der nur seine Arme hatte, nicht mehr genügt. Um eine grosse, umständliche Verfassung herzustellen wie unsere modernen Gesellschaften, eine gemässigte, beschützende, die Gleichheit aller anstrebende Monarchie zum Beispiel, dazu fehlte die Grundlage; als Rom eine zu gründen versuchte, wurden die Städte vertilgt, die verbrauchten Sklaven verschwanden, die Arbeitsmittel fehlten und alles ging unter.

Das wird noch deutlicher, sobald man die Häuser betritt, die des Cornelius Rufus, des Marcus Lucretius, die Casa Nuova und das Haus des Sallust. Sie sind klein und die Zimmer noch kleiner. Sie sind erbaut, um darin die Kühle zu geniessen und um zu schlafen, der Mensch verbrachte den Tag wo anders, auf dem Markt, in den Bädern, im Theater.

Das für uns so wichtige private Leben war sehr beschränkt, das Wesentliche war das öffentliche Leben. Es gibt keine Spuren von Öfen und sehr wahrscheinlich hatte man auch nur wenig Möbel. Die Wände sind mit entgegengesetzten, dunklen und rötlichen Farben angestrichen, was in dem Halbdunkel sehr weich wirkt; überall befinden sich Arabesken von entzückender Leichtigkeit, Neptun und Apollo, die Mauern Trojas erbauend, ein Triumph des Herkules, zarte, kleine Cupidogestalten, Tänzerinnen, die durch die Luft zu fliegen scheinen, zwei junge Mädchen, an eine Säule gelehnt, Bacchus, welcher Ariadne überrascht und was dergleichen mehr ist; diese jungen Körper sind alle auf eine so freie Weise jung und stark! Manchmal trägt die Wand nur eine zarte, gewundene Umrandung mit einem Greifen in der Mitte. Die Vorwürfe sind nur angedeutet, denn diese Malereien entsprechen unseren Tapeten, aber welch ein Unterschied! Pompeji ist ein antikes Saint-Germain, ein Fontainebleau, man sieht den Abgrund, der die beiden Welten trennt.

Fast überall befindet sich in der Mitte des Hauses ein Garten, gross wie ein Zimmer, darin ein Becken aus weissem Marmor mit einem sprudelnden Springbrunnen und rings herum ein Säulengang. Was kann es reizvolleres, einfacheres und besser gewähltes geben, um die heissen Stunden des Tages zu verbringen? Die grünen Blätter zwischen den weissen Säulen, die roten Ziegel auf dem Blau des Himmels, das murmelnde Wasser, das unbestimmt zwischen den Blumen schillert, seine Garbe flüssiger Perlen, die Schatten der Säulengänge, begrenzt von dem mächtigen Licht ... gibt es einen besseren Ort, um seinen Körper leben zu lassen, um gesund zu träumen und ohne Künstelei und verderbte Lüsternheit zu geniessen, was es Schönstes in der Natur und im Leben gibt? Einige dieser Springbrunnen tragen Löwenköpfe, kleine lustige Bildsäulen, Kinder, Eidechsen, Windhunde und Faune, die über den Brunnenrand springen. In dem geräumigsten aller dieser

Häuser, dem des Diomedes, glänzen den von einst wahrscheinlich ähnliche Orangen- und Zitronenbäume mit ihren grünen Zweigen; ein Fischweiher leuchtet, ein kleiner Säulengang schliesst ein Sommer-Speisezimmer ein, und alles das ordnet sich innerhalb der viereckigen Umfriedung eines grossen gedeckten Umganges. Je mehr man jene Sitten wieder in seiner Phantasie zu gestalten versucht, desto schöner und dem Klima und der menschlichen Natur gemässer erscheinen sie. Die Frauen hatten ihr Gemach im Hinterhaus, hinter dem Hof und dem Säulengang, einen abgeschlossenen Wohnraum, ohne Aussicht nach draussen, geschieden vom öffentlichen Leben. Sie regten sich nicht viel in diesen engen Räumen, sie ruhten faul darin aus als Italienerinnen oder nähten an Leinwandarbeiten, harrend, dass ihre Väter und ihre Ehegatten die Geschäfte oder die Unterhaltung der Männer verlassen möchten. Sie folgten lässig mit den Augen an der dunklen Wand — nicht wie heute einem hingepatzten Gemälde, altertümlichen Seltsamkeiten, Werken eines fremden Landes und einer fremden Kunst, — sondern Gestalten, welche gewöhnliche Haltungen wiederholten und verschönten, Schlafen gehen und Aufstehen, Siesta und Arbeit, Göttinnen vor Paris, eine Fortuna, zierlich und schlank wie die Frauen Primaticcios, oder einer Deïdamie, die sich erschreckt auf einen Sessel fallen lässt. Die Sitten, die Werke, die Gewänder, die Gebäude, alles entsprang demselben, einem einigen Sprudel; die menschliche Pflanze hatte bisher nur einen Trieb gehabt und hatte noch kein Pfropfreis erlitten. Heute ist die Zivilisation in der gleichen Gegend, hier in Neapel, voller Widersprüche, weil sie älter ist und verschiedene Rassen dazu beigesteuert haben. Viele spanische, katholische, mittelalterliche und nördliche Züge sind hinzugekommen und haben die ursprüngliche italienische und heidnische Anlage verdorben oder entstellt. Folglich hat sich das Natürliche, die Leichtigkeit verloren, alles hat

ein gezwungenes Gesicht. Wie viele von allen Dingen, die man in Neapel sieht, sind wirklich einheimisch? Der Norden hat das Bedürfnis nach Bequemlichkeit eingeführt, die anliegenden Kleider, die hohen Häuser und kunstvolles Gewerbe. Wenn der Mensch seiner Natur folgen wollte, würde er hier wie die Alten leben, halb nackt oder in ein Stück Leinwand gehüllt. Die alte Zivilisation entsprang ganz und gar dem Klima und einer dem Klima angepassten Rasse, und deshalb hatte sie Harmonie und Schönheit.

Das Theater liegt auf der Spitze eines Hügels, die Stufen sind aus parischem Marmor; gegenüber breitet sich das Meer mit dem Vesuv, der in morgendlicher Weisse strahlt. Als Dach benutzte man ein Segel und oft fehlte dieses Segel sogar auch. Man vergleiche das mit unsern nächtlichen, gaserhellten, von verpesteter Luft erfüllten Theatern, wo man sich in angemalten Kästen oder in Reihen aufgehängter Käfige drängt, und man wird den Unterschied empfinden, der das gymnastische, natürliche Leben des athletischen Körpers von dem umständlichen, künstlichen Leben des Frackes trennt. — Derselbe Eindruck in dem grossartigen, der Sonne geöffneten Amphitheater; aber hier starrt der Schandfleck der alten Welt, das blutige, römische Siegel. Derselbe Eindruck in den Bädern; auf dem roten Gesims des Frigidariums hüpfen kleine Liebesengel von entzückender Leichtigkeit auf Pferden oder führen Wagen. Es gibt für das Auge nichts Angenehmeres und Besserverständlicheres, als den Trockenraum mit seiner gewölbten Decke voller plastischer Figürchen und verzierter Randbilder, mit seiner Kette von Herkulesgestalten, die, an die Mauer gereiht, mit ihren kräftigen Schultern das ganze Gebälk tragen. Alle diese Formen leben und sind gesund, nichts ist übertrieben oder überladen. Welcher Gegensatz, wenn man moderne Badehäuser betrachtet, ihre schalen, unpassenden, nackten Gestalten mit den süsslichgefühlvollen und wollüstigen Gesichtern. Das kommt daher,

weil das Bad heute nur eine Reinigung ist, damals war es ein Vergnügen und eine gymnastische* Einrichtung. Man verbrachte mehrere Stunden des Tages dabei, die Muskeln wurden geschmeidig darin und die Haut glänzend; der Mensch genoss dort die tierische Wollust, welche das abwechselnd angespannte und dann wieder erschlaffte Fleisch durchdringt. Er lebte nicht nur mit dem Kopfe wie heute, sondern mit dem ganzen Körper.

Man steigt wieder herab und verlässt die Stadt durch die Gräberstrasse: diese Gräber sind fast unversehrt; es gibt nichts Edleres als ihre Formen, nichts Ernsteres ohne zugleich grausig zu sein. Der Tod war damals nicht durch asketischen Aberglauben, durch den Begriff der Hölle getrübt: in der Vorstellung der Alten war er eine der Pflichten des Menschen, ein einfacher Grenzstein des Lebens, ein ernstes und nicht grauenvolles Ding, dem man ohne den Schauer Hamlets ins Antlitz blickte. Man beherbergte in seinem Hause die Asche und die Bilder seiner Vorfahren, man grüsste sie beim Eintreten, die Lebenden blieben in Beziehung zu ihnen; beim Eintritt in die Stadt erschienen ihre zu beiden Seiten des Weges gereihten Gräber wie eine erste Stadt, die Stadt der Gründer. In einem Gespräche Platos sagt Hippias: „Zu jeder Zeit, für jeden Menschen und an jedem Orte ist das höchste Glück Reichtümer, Gesundheit und Ansehen unter den Griechen zu besitzen, nach einem solchen Leben das Greisenalter zu erreichen und, nachdem man gegen seine Eltern auf eine ehrenhafte Weise die letzten Pflichten erfüllt hatte, nun selber mit der gleichen Pracht von seinen Nachkommen zu Grabe geleitet zu werden."

Wahre Geschichte würde die Geschichte der fünf oder sechs Vorstellungen sein, welche in einem Menschenkopfe

* *Ἡ γυμναστική*. Wir haben kein Wort, um diese Kunst zu bezeichnen, welche alles einschliesst, was zu der Vollkommenheit des nackten Tieres in Beziehung steht.

vorherrschen: wie hat ein gewöhnlicher Mensch vor zweitausend Jahren Tod, Ruhm, Wohlsein, Vaterland, Liebe und Glück aufgefasst? — Zwei Vorstellungen haben jene antike Zivilisation geleitet, die erste war die vom Menschen, die zweite, die von der Stadt: — ein schönes, rüstiges, mässiges, tapferes, ausdauerndes, vollkommenes Tier zu erzeugen, und das durch körperliche Übung und Wahl guter Rassen, — eine kleine geschlossene Gesellschaft herzustellen, die in ihrem Schosse alles birgt, was der Mensch lieben oder achten kann, eine Art dauernden Feldlagers mit den soldatischen Anforderungen, welche steter Gefahr entspringen. — Diese beiden Vorstellungen haben alle anderen erzeugt.

Im Neapler Museum

Die meisten Malereien aus Pompeji und Herkulaneum sind ins Neapler Museum gebracht worden. Es sind nur Zimmerausschmückungen, fast immer ohne Fernsicht, ein oder zwei Gestalten auf dunklem Grund, manchmal Tiere, kleine Landschaften, Gebäudestücke: sehr wenig Farbe, die Töne sind leicht angedeutet oder vielmehr gedämpft, verwischt, und nicht nur durch die Zeit (ich habe frische Malereien gesehen), sondern mit Absicht, nichts sollte in diesen etwas dunklen Räumen das Auge auf sich ziehen; das, was gefiel, war eine Körperform und eine Haltung, das unterhielt den Geist mit den poetischen, gesunden Bildern des tätigen, körperlichen Lebens, und diese Malereien haben mir mehr Freude bereitet als die berühmtesten Gemälde, die der Renaissance zum Beispiel. Sie sind natürlicher und lebendiger.

Nichts Unterhaltendes; der Vorwurf ist gewöhnlich ein fast nackter Mann oder ein fast nacktes Weib, welche den Arm oder das Bein heben. Mars und Venus, Diana, welche Endymion überrascht, Briseïs, von Agamemnon fortgeführt und anderes ähnliche mehr, Tänzerinnen, Faune, Kentauren,

ein Krieger, der ein Weib entführt, — wie wohl fühlt sich das Weib so getragen zu werden! Das genügt, weil man sie alle schön und glücklich fühlt. Ehe man sie gesehen hat, begreift man nicht, wie viele entzückende Haltungen ein halbbekleidetes Weib bieten kann, das die Luft durchfliegt, wie viele Arten es gibt, den Schleier zu lüften, die Tunika flattern zu lassen, den Schenkel vorzubringen und den Busen zu zeigen. Sie haben jenes einzige Glück gehabt, das allen, selbst den Malern der Renaissance, gefehlt hat, das Glück mitten unter angepassten Sitten zu leben, in jedem Augenblick im Bade, im Amphitheater nackte und behängte Körper zu sehen und ausserdem die körperlichen Fähigkeiten und Kraft und Schnelligkeit der Füsse zu pflegen. Sie sprachen von einer schönen Brust, von einem gut aufgesetzten Halse, von einem vollen Oberarm, wie wir heute von einem ausdrucksvollen Gesicht und einem gut geschnittenen Beinkleide sprechen.

Inmitten all dieser Malereien stehen zwei kleine Bronzebildsäulchen, zwei Meisterwerke. Die eine, die man Narziss nennt, stellt einen jungen, nackten Hirten dar, der ein Ziegenfell auf der Schulter trägt; man möchte meinen, es sei ein junger Alkibiades, so ironisch und aristokratisch ist der geneigte Kopf und das Lächeln; die Füsse sind mit einem Beinharnisch bekleidet und die schöne, weder zu magere noch zu fette Brust wogt als ein einiges Glied bis zu den Hüften herab. So sahen die jungen, in den Gymnasien erzogenen Männer Platos aus, jener Charmides, ein Jüngling aus einer der vornehmsten Familien, dem seine Gefährten nachgingen, weil er so schön war und so sehr einem Gotte glich. — Das andere Bildsäulchen ist ein Satyr, männlicher aber ebenfalls nackt, welcher mit erhobenem Kopf und einem unvergleichlichen Ausbruch von Fröhlichkeit in der Luft tanzt. Neben diesen Leuten da könnte man sagen, dass niemand den menschlichen Körper verstanden und gefühlt hat. Jenes Verständnis und jenes Gefühl aber

wurden dort von der Gesamtheit der umgebenden Sitten genährt. Es hat besonderer Ursachen bedurft, dass man den nackten Menschen, der zufrieden war, dass er lebte und dem dennoch keiner der grossen Teile des Denkens fehlte, zum Vorbild erwählt. Und deshalb ist der Mittelpunkt der griechischen Kunst nicht die Malerei, sondern die Bildhauerkunst.

Es gibt noch einen anderen Grund: damals verstand man es, Stellungen einzunehmen. Eine Haltung annehmen, das ist heute eine Arbeit und eine Tat der Eitelkeit: ehemals durchaus nicht. Der Grieche, der müssig war und sich an eine Säule der Palästra lehnte, um den Jünglingen zuzuschauen oder einen Philosophen zu hören, nahm eine gute Haltung ein, zunächst weil er sich den vollen Gebrauch seiner Glieder erworben hatte und dann aus aristokratischem Stolze. Das schöne, stattliche Aussehen und die edle, ernste Erscheinung, von denen die Philosophen sprechen, sind wesentlich in einer adligen Gesellschaft, deren Männer Sklaven haben, Krieg führen und die Gesetze beraten, sie haben es nicht nötig, nach ihnen zu streben, denn sie besitzen ihre natürliche, dauernde Quelle in dem Bewusstsein, welches der Mensch von seiner Wichtigkeit, seinem Werte, seiner Unabhängigkeit und von seiner Würde hat. Man betrachte heute die schöne Haltung junger, kluger, englischer Lords oder guterzogener Männer aus vornehmen, französischen Familien; aber die Gesellschaft bildet den jungen Engländer zu steif und den jungen Franzosen zu locker: damals machte sie den Jüngling gewandt und still. Man bekommt von dieser Anmut eine Vorstellung, wenn man sieht, wie Plato den Scherereien des Erwerbsmannes, seinen Listen und Zänkereien, und all seinen Sklavengewohnheiten, die gütige Gelassenheit des Mannes gegenüberstellt, welcher spricht, ohne sich zu eilen und nur über allgemeine Fragen handelt und das Gespräch nach seinem Gefallen abbricht oder wieder aufnimmt: „der sein Gewand auf eine schickliche Weise zu heben weiss und, mit sicherem

Gefühl die philosophischen Unterredungen ordnend, das wahre Leben der Götter und der glücklichen Menschen feiert."

Man geht einsam durch die schweigenden Säle und nach Verlauf einiger Stunden stellt sich die Illusion allmählich ein, unzählig viele Spuren der Vergangenheit machen sie gewissermassen gegenwärtig und greifbar. Vor allem dieses Volk weisser Bildsäulen ähnelt in der grauen, kalten, der eines unterirdischen Gewölbes gleichen Luft den Schatten, welche unter der Erde in geheimnisvollen Reichen, ein leises, unsichtbares Leben fortführen, oder auch jenen Bewohnern der leeren Kreise, welche Goethe, der grosse Heide, rings um die wirklichen, greifbaren Wesen pflanzt. Dort wohnen die Helden, die Königinnen, „die, welche einen Namen erworben oder irgend einem edlen Ziele zugestrebt haben", die Blüte der erloschenen Geschlechter; sie sind hinuntergestiegen „ernsten Schrittes und sitzen dort neben dem Throne der unergründlichen Mächte. Selbst bei Hades noch bewahren sie ihre Würde und reihen sich stolz um ihresgleichen, die Innig-Vertrauten der Persephone", während die unbekannte Menge, die gemeinen Seelen „zurückgedrängt in die Tiefen der Asphodeloswiesen wie Fledermäuse oder Gespenster zwischen den spitzen Pappeln und den unfruchtbaren Weiden traurig flattern und nichts mehr sind". Einzig die idealen Formen entgehen dem Verfall der Zeiten und setzen für uns die vollkommenen Taten und die vollkommenen Gedanken fort.

Man vergisst sich zwischen so vielen edlen Antlitzen, vor diesen strengen Junoköpfen, diesen Venus- und Minervagestalten, vor den breiten Brustkästen der heroischen Götter, vor diesem ernsten, menschlichen Jupiterantlitz. Jener Junokopf ist fast männlich wie der eines stolzen und ernsten jungen Mannes. Ich kam immer wieder zu einer riesenhaften Flora zurück, welche in der Mitte eines Saales stand. Sie ist ganz bedeckt von einem Schleier, der die

Formen erraten lässt, aber in einer hohen herben Einfachheit. So ist eine wahre Göttin und um wievieles steht sie nicht höher als die Madonnen, die Skelette und die gemarterten Asketen, als Sankt Bartholomäus und Sankt Hieronymus! Ein derartiger Kopf und eine derartige Haltung sind sittlich, nicht nach christlicher Weise, denn sie bewegen nicht zu schmerzlichem, schwärmerischem Verzicht, sondern sie ermuntern uns, das Leben mit Festigkeit, Mut und Kaltblütigkeit, mit dem ruhigen Stolze einer hohen Seele zu ertragen. — Man kann sie nicht alle aufzählen, noch sie eine nach der anderen beschreiben; alles was ich empfinde ist, dass die Bildhauerei von allen Künsten die am meisten griechische ist, weil sie den reinen Typus, die abstrakte, physische Gestalt, den Körper an sich so zeigt, wie ihn gute Rasse und turnerisches Leben gebildet hatten, und weil sie ihn zeigt, ohne ihn in eine Gruppe zu zwingen, ohne ihn dem seelischen Ausdruck und seelischen Erregungen unterzuordnen, ohne dass etwas die Aufmerksamkeit von ihm ablenkte und ehe die Leidenschaften der Seele ihn entstellt oder sich seiner Bewegung bemächtigt hatten; hier ist für die Griechen der ideale Mensch, so wie ihre Gesellschaft und ihre Sittenlehre ihn zu gestalten strebte. Seine Nacktheit ist nicht unzüchtig, sie ist für sie der unterscheidende Zug, das Vorrecht ihrer Rasse, die Bedingung ihrer Kultur und die Begleitung ihrer grossen, nationalen und religiösen Feierlichkeiten. Bei den olympischen Spielen sind die Ringkämpfer unbekleidet, der fünfzehnjährige Sophokles wirft sein Gewand ab, um nach dem Siege bei Salamis den Päan anzustimmen. Wir, heute, machen nackte Gestalten nur noch aus Schulfuchserei oder um der Zote willen, bei ihnen geschah es, um ihre innige und ursprüngliche Auffassung der menschlichen Natur auszudrücken. Diese rühmliche Auffassung bleibt ihnen eigen bis in ihren Verfall hinein. In den Malereien der verrufenen Häuser, der Lupanars von Pompeji, sind die Körper gross, gesund, und

ohne sinnreizende Geschmacklosigkeiten noch verlockende Weichlichkeit; die Liebe war hier keine Verruchtheit der Sinne und kein Überschwang der Seele: sie war eine Funktion. Zwischen dem Tier und dem Gott, welche das Christentum einander gegenüberstellt, haben sie den Menschen gefunden, der sie miteinander versöhnt. Und das ist der Grund, warum sie ihn malen und vor allem ihn meisseln. Zweifelsohne beteten sie dem abergläubischen Triebe der Menschen des Südens gemäss die Bildwerke an wie ihre Nachkommen heute die Heiligen anbeten. Sie beteten zu ihrer Diana und zu ihrem Heilbringer Apollo, sie verbrannten Weihrauch vor ihnen und brachten ihnen Weihgeschenke dar wie man heute Weihbilder und Kerzen vor die Herrgottsmutter und den heiligen Januarius trägt. Ebenso wie heute hatten sie ihre geheiligten Bildchen im Innern ihrer Häuser und in besonderen kleinen Betzimmern: sie wiederholten in ihren Bildsäulen geheiligte Stellungen und Merkmale, eine Venus Anadyomene, einen ruhenden Bacchus, wie man im sechzehnten Jahrhundert in den Gemälden eine Heilige Katharina auf dem Rad oder Sankt Paulus mit dem Schwerte wiedergab, aber die Wirkung wie der Anblick waren eben ganz verschieden. Bei dem im Vorübergehen geworfenen Blick gewahrten sie, anstatt von einer knochigen Gestalt oder einem blutenden Herzen geschreckt zu werden, eine schöne, runde Schulter, einen gespannten Ringerrücken, eine mächtige Kriegerbrust und nach eben diesen von Kindheit auf gehäuften Bildern arbeitete der Geist und schmiedete sich das Vorbild des Menschen. Alles das sprach: „Sieh, so sollst Du sein, so sollst Du Dein Gewand tragen, strebe danach, solche leichtspielende Muskeln und dieses feste gesunde Fleisch zu haben. Bade Dich, geh' in die Palästra, sei stark bei jedem Vorfall zum Heile Deiner Stadt und dem Deiner Freunde". Heute können uns die Kunstwerke nichts Ähnliches mehr sagen, wir sind weder nackt noch Stadtbürger; zu uns spricht Faust

und Werther oder noch mehr irgend ein neuer Pariser Roman und die Lieder Heines.

Es ist dennoch notwendig, einige Werke aufzuführen, sonst bleibt man zu sehr im Unbestimmten. Hier fünf oder sechs berühmte Stücke:

Der Herkules Farnese ist ein kräftiger Lastträger, der soeben einen Balken gehoben hat und nun denkt, dass ihm ein Glas Wein wohl gelegen kommen würde. Er ist viel zu realistisch und gewöhnlich. Das ist kein Gott, sondern ein Totschläger.

Der farnesische Stier: Amphion und Zethos binden, um ihrer Mutter Antiope zu gehorchen, Dirke an die Hörner eines Stiers. Das scheint ins zweite oder dritte Jahrhundert der Bildhauerkunst zu gehören. Vier Gestalten natürlicher Grösse und ausser dem Stier noch Hunde und ein Kind: das ist ein Gemälde, ein Drama sogar, der Bildhauer hat nach dem Interessanten und Pathetischen gestrebt. Alle Künste gehen nieder, wenn sie die ihnen eigene Grenze überschreiten.

Ein prachtvoller Pferdekopf aus Bronze; wie alle schönen griechischen Pferde, ist es durch die Zucht noch nicht verringert, seine Seele ist noch unversehrt, es hat einen kurzen Hals, kluge Augen und die ganze Willensfülle freier Pferde, wie man sie heute noch auf unseren Heiden und im Norden Schottlands antrifft. Dieses Pferd ist eine Persönlichkeit, die unseren sind Maschinen.

Die reizende Neapler Psyche: dieser zierliche Rumpf, dieser zarte, vornehme Mädchenkopf gehört ebensowenig in das grosse Jahrhundert, und noch viel weniger die Venus Kallipygos, welche wie das Schmuckstück aus einem Damenzimmer aussieht und an die reizvolle Ungebundenheit unseres achtzehnten Jahrhunderts erinnert.

Dann eine Menge Bildsäulen und Büsten aus Marmor und Bronze nach wirklichen Personen: — eine sitzende Agrippina mit traurigen, energischen Zügen, — die neun

Bildsäulen der Familie der Balbi, einen wundervollen stehenden Redner, dessen Seele gespannt ist von dem Ernst der Dinge, die er sagen wird, er ist ein wirklicher Staatsmann und der antiken Rednerbühne würdig; dann Tiberius, Antonius, Adrian, Marc-Aurel: alle diese Kaiser und Konsuln haben die Köpfe von Politikern und Geschäftsleuten, welche denen der heutigen Kardinäle ähnlich sehen. In dem Masse, in dem man zu einem uns näherstehenden Zeitalter vor dringt, wandelt sich die Kunst zum Bildnis; sie veredelt nicht mehr, sie kopiert; das Gesicht des Sextus Empirikus, des Seneca ist ängstlich, gequält, hässlich und kleinlich ähnlich wie ein Abguss. Unser Museum Campana in Paris zeigt, wie die Bildhauerei vom Beginn der niederen Jahrhunderte an nichts anderes mehr wiedergibt als persönliche und krankhafte Besonderheiten, Nervenzucken, Entstellung, triviale Eigenheit, kurz Augenblicksphotographien der Bürger Henri Monniers.

Es gibt, glaube ich, sieben oder achthundert Gemälde. Was mich anbetrifft, der ich nicht Maler bin, so kann ich nur die Eindrücke eines Menschen wiedergeben, dem die Malerei viel Freude bereitet, und der in ihr überdies eine Ergänzung der Geschichte erblickt.

Mehrere Bildnisse von Raffael, darunter das eines Kardinals, das des Ritters Tibaldeo und eins Leos X. — Dieser Leo X. ist ein guter, grober, ziemlich gewöhnlicher Scheinheiliger und seine Gewöhnlichkeit wird noch auffälliger durch den Gegensatz seiner Messgehilfen, zweier schlauen, klugen Kirchengesichter. Was Raffael so hoch erhebt, ist sichtlich das Gleichgewicht und die vollkommene Gesundheit seines Geistes. Seine Bildnisse geben das innerste Wesen eines Menschen ohne Umschweife.

Ribera. — Ein trunkner Silen mit überquellendem Bauch, einer Vitelliusbrust, einem schwarzen, niedrigen und bösen

Inquisitorengesicht und scheusslichen, einwärts gebogenen Knien, alles das in einem vollen grellen Licht, welches noch lebendiger wird durch umgebende Schatten, die einen dunklen Gegensatz bilden, und als Sprachrohr dieser viehischen Gemeinheit, dieser zügellosen Kraft, ein Esel, der aus vollem Rachen wiehert.

Guercino. — Seine entzückende, bis zum Gürtel nackte Magdalena hat die anmutigste Haltung, die schönsten Haare, die schönsten Brüste und das schönste, leiseste Lächeln zarter, verträumter Schwermut. Sie ist die rührendste und die liebenswürdigste aller Verliebten, und da liegt sie und schaut eine Dornenkrone an. Wie fern sind sie doch der Kraft und Einfachheit des vorhergehenden Jahrhunderts. Die Schäferspiele, die Cicisbeos und die wunderlichste Frömmelei haben ihre Herrschaft begonnen; diese Magdalene ist eine Verwandte Erminia's und Sophronie's, der süsslichen Heroinen Tassos, sie ist wie jene von der jesuitischen Restauration erzeugt.

Lionardo da Vinci. — Eine Jungfrau mit dem Kinde von ganz ausserordentlicher Feinheit; ihre Augen sind gesenkt, ihre Lippen falten sich leicht zu einem seltsamen und rätselvollen Lächeln, die Gestalt wird bewegt von der Zartheit der Seele, von der Verfeinerung intellektualer Überlegenheit, und hinter dem Kopf erblüht eine weisse Lilie. Dieser Mann ist vollkommen modern und von seinem Jahrhundert unendlich entfernt, durch ihn reicht die Renaissance ohne Lücke bis an unsere Zeit. Er war bereits Gelehrter, Experimentator, Forscher und Skeptiker und das mit einer frauenhaften Anmut und den starken Abneigungen eines Genies.

Mehrere Gemälde von Parmegiano von auserlesener Vornehmheit, lange, schmale Köpfe, unter anderen der eines keuschen kindlichen Mädchens, die mit fragender Miene hinausblickt. — Ein grosses Bildnis seiner Hand stellt einen Adligen jener Zeit dar, einen Gebildeten, Kenner und

Soldaten; er trägt eine Art roter Baskenmütze und sein Panzer lehnt in einer Ecke; sein edles Antlitz ist fein und verträumt, seine Haare und sein Bart von wunderbarer Fülle und Schönheit, eine aristokratischere Hand wie die seine kann man sich nicht ausdenken, und in seinem ganzen Ausdruck erkennt man die seltsame Sanftheit eines Beschaulichen: er ist ein Feldherr, ein Denker und ein Weltmann. Parmegiano lebte in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, am Beginn des italienischen Niedergangs. Welch ein Geist und welche Kultur muss in den Menschen gewesen sein, die damals den Druck des Verfalls erlitten! Man muss den Hofmann von Castiglione lesen, um jene schöne, erfinderische, höfliche, mit Philosophie erfüllte und freigeistige Gesellschaft vor sich zu sehen, die zu jener Zeit unterging.

Ihre beiden Zerstörer sind hier, alle beide von Tizian gemalt, Philipp II., blass und steif, versteckt, blinzelnd, ein Stuben- und Hofmensch, so wie ihn die venezianischen Berichte schildern; der andere ist der Papst Paul III. mit seinem grossen, weissen Bart, ein alter, versonnener Wolf. Ein anderer Papst von Sebastian del Piombo hat ein schönes regelmässiges Gesicht, das aber schwarz ist wie das Wasser eines schmutzigen Flusses, die Augen halb gesenkt und den schielenden Blick. — Verschiedene Bilder führen diese Gedanken bis ans Ende, zum Beispiel das von Micco Spadaro, die Übergabe Neapels an Don Juan von Österreich. Der Krieg war zu jener Zeit unheilvoll, und man wusste, wie die Spanier in Flandern die wieder eroberten Städte behandelten. Auf dem Marktplatz und in der ganzen langen Strasse harren, die Lanzen in der Hand und die Musketen auf die Gabeln gelegt, die festgefügten Vierecke der Soldaten des Kommandos; die Fahnen flattern von Reihe zu Reihe, Kraft und Todesangst werfen die besiegte Stadt nieder. Demütig kniend überreichen die Stadträte die Schlüssel, und auf den weissen

Marmorstufen unter der vom Volksaufstand zertrümmerten Bildsäule des Vize-Königs liegen in Blutlachen die abgeschlagenen Köpfe. Dahinter ragen düster drohend die Schatten der hohen, totenstillen Häuser, und in der Ferne erhebt sich die ungeheure Wand der Berge. — Acht Jahre später kommt die Pest und fünfzigtausend Menschen sterben in Neapel, einzig das Karthäuserkloster wurde durch die Fürbitte seines Gründers verschont, und ein anderes Bild von demselben Maler stellt diesen sonderbaren Auftritt dar. Man sieht in der Luft den heiligen Martin und die Jungfrau Maria, welche den rächenden Arm Christi aufhalten, während ein auf dem Erdboden stehender Engel die Pest in Gestalt eines scheusslichen Weibes vertreibt. Ringsherum knien die Karthäuser, schlaue gemeine Gesichter, und bauen auf ihren Patron, der ihre Angelegenheiten schon auf sich nehmen wird.

Eine Menge von Malern zweiten und dritten Ranges, Schidone, Luca Giordano, Preti und Arpino, welche nichtsdestoweniger sehr bedeutende Männer sind. Manches reizende, volle, gesunde, junge Weib auf einem Gemälde Lanfrancos oder bei einem Schüler Guido Renis, lässt unsere zeitgenössische, so gequälte, so unvollkommene, ganz aus ungenügenden Versuchen oder mühseligen Nachahmungen zusammengesetzte Malerei weit hinter sich. Ihre Gestalten regen sich, haben Glieder, welche fest sitzen, und in dem Bau des Körpers und der Anordnung der Gruppen herrscht Leichtigkeit und Kraft und Fülle. Ihr Gehirn ist voll von Farben und Formen, welche daraus hervorsprudeln und sich auf eine natürliche und reichliche Weise auf der Leinwand verbreiten. Dieser so verrufene, so geschäftige Luca Giordano ist ein wirklicher Maler; mit seinen fröhlichen Gestalten und seinen anmutigen, runden Formen, mit seinen Verkürzungen, seinen Seidenstoffen, mit der ganzen Beweglichkeit, der ganzen Lebendigkeit seiner Malerei zeigt er, dass er den Geist seiner Kunst besitzt, ich meine, dass er es versteht, den Augen Vergnügen zu bereiten;

er gehört einer anders denkenden Stufe an als wir, er ist nicht mit Philosophie und Literatur gespeist, er sinnt nicht wie Delacroix darauf, die Trauerspiele der Seele auszudrücken, noch wie Decamps das Leben der Natur, noch wie so viele andere, Geschichte und Altertumsforschung in Bilder zu bringen.

Die Danaë von Tizian. — Dieser hat wahrlich keine Ästhetik gehabt und dachte nur daran, ein schönes Geschöpf, eine herrliche Patrizier-Geliebte zu malen. Der Kopf ist ziemlich gewöhnlich und nichts als wollüstig, vielleicht ist es eine junge Fischerstochter, die aus vollem Herzen darein gewilligt hat, nichts zu tun, gut zu essen und ein Halsband aus Perlen zu tragen. Aber dieser Fleischton auf den weissen Linnen, und diese goldenen Haare, die wirr bis auf den Hals herabfallen! Vor allem, diese vollkommene Hand vor dem Diamantenreif, diese schlanken Finger, dieser gebogene Rumpf! — Daneben auf einer ungezeichneten Leinwand gibt es eine Zweite, sie ist zarter und legt eine Hand auf ihren Kopf, neben ihr steht eine blühende Pflanze, und im Hintergrund breitet sich eine Landschaft aus bläulichen Bergen. Sie ist ernst und dieser Ernst hat wie der der Tiere einen unbestimmten Ausdruck von Traurigkeit. Das ist es, was diese Malereien veredelt; die Sinnenlust darin ist niemals unzüchtig, weil sie stets natürlich ist; der Mensch steigt nicht herab, um zu ihr zu gelangen, sondern er befindet sich mit ihr auf einer Stufe, und die Grösse der Landschaften, die Pracht der Bauten und die Heiterkeit des Himmels giessen in Fluten Poesie über dies Glück. Der Mensch ist auf diese Weise vollkommen, es ist eine der fünf oder sechs grossen Arten zu leben. Diese hier leidet keinen Vergleich, sie ist, wie sie sein muss, vollendet und vollkommen, sie beschränken, sie läutern, heisst, ihr die ihr eigenste Schönheit rauben, heisst, eine einzigartige Blume zerstören, wie sie ähnlich keine andere Zivilisation hervorgebracht hat; es wäre

ebenso, als wollte man von der Tulpe verlangen, weniger gepurpurt zu sein und von der Rose, einen weniger vollen Duft zu haben. Gegenüber und von der Hand eines untergeordneten Malers windet sich eine Venus mit Adonis, sie ist fett und blond, ihre Wangen und ihr Mund sind etwas plump, und ausser einem Fetzen Schleier ist sie ganz nackt und geschüttelt von dem, was sie einzig ersehnt und unfähig, sich etwas höheres vorzustellen. Was tut's? Wer wollte sie anders unter diesem warmen Schatten, der wonnig die Ambertöne ihres schönen Leibes umfängt, unter diesem ungewissen Licht, das flutet und flimmert wie die Helligkeit eines lauen Wassers im Sonnenuntergang, auf diesem herrlichen, roten Mantel, neben dieser goldenen Vase, die mit fahlroten Scheinen wiederstrahlt? Jede grosse Schule hat ganz ebenso wie jede natürliche Gruppe lebender Wesen das Recht zu sein; das ist um so schlimmer für die Regeln und desto besser für alle.

In den Strassen, auf der Promenade, im Theater

Die meisten Frauen sind gewöhnlich, aber es gibt auch eine Reihe sehr eleganter, sehr hübscher und vollendet gekleideter junger Leute. Einer unserer Freunde, der Italien durchreist hat, erzählte mir, dass man in ganz kleinen Städten Leute träfe, die ein Stück Brot und Käse zu Mittag ässen, aber frische Handschuhe trügen und eben von Dusautoy zu kommen schienen. Die allgemeine Regel ist, dass ein Mensch sich besser kleidet, je mehr er an Frauen denkt.

Viele von ihnen haben Köpfe, die mit ihrem ruhig sinnlichen Ausdruck und ihrem dauernden Lächeln glücklicher Sicherheit denen Correggios ähnlich sehen. Das nimmt sich sehr liebenswürdig aus und lässt ihre Art Liebe begreifen. Wenn sie zu einer Frau sprechen, wird dieses Lächeln einnehmender und zärtlicher: Es ist nicht an-

reizend und ungestüm nach französischer Art, sondern sie sehen entzückt aus und scheinen die Worte, die von ihrem Munde fliessen, eins nach dem andern wie Honigtropfen verzückt zu schlürfen. Die kleinen Volkslieder, die nationale Musik, die Oper des Cimarosa drücken dieselbe Empfindung aus.

Im Volke hat jedes junge Mädchen von fünfzehn Jahren einen Liebhaber, jeder junge Mann von siebzehn ist verliebt, und die Leidenschaften sind sehr stark und sehr dauerhaft. Alle beide denken an Heirat und warten auf sie so lange, als es sein muss, das heisst bis der Geliebte das Hauptausstattungsstück hat kaufen können: ein ungeheuer grosses viereckiges Bett. Und in der Zwischenzeit lebt er nicht als Trappist. Kein Volk frönt mehr dem Vergnügen und keines ist frühreifer. Mit dreizehn Jahren ist ein Knabe ein Mann.

Das junge Mädchen steht an ihrem Fenster, der junge Mann geht vorbei, kommt wieder zurück, stellt sich unter den Torweg, und dann machen sie sich Zeichen. In der Strasse, in welcher ich wohne, gibt es ein bestimmtes, stets halbgeöffnetes Fenster, der Liebhaber fährt nachmittags die Strasse wohl dreissigmal hintereinander herauf und herunter, und dann begibt er sich nach der Villa-Reale, um spazieren zu gehen. Man kann ohne Unschicklichkeit ein junges Mädchen fragen, ob sie einen Liebhaber hat. „O gewiss, ich müsste sonst doch sehr hässlich oder sehr unsympathisch sein." — „Aber lieben Sie ihn auch?" — „Aber natürlich, glauben Sie denn, dass ich kein Herz habe?"

Ich habe gestern die genaue Schilderung dieser Sitten in dem kleinen Volkstheater von San Carlino gesehen. Die beiden Liebhaberinnen waren zwei echte Neapler Grisetten, die eine pikant, die andere grassota, und alle beide gewöhnlich, appetitlich und mit einem „starken Maulwerk" versehen, sie sprudelten von Schimpfworten

über, wenn sie sich zankten. Inmitten dieser völkischen Arten und Weisen blühte die Liebe wie eine Rose zwischen Scherben und zerbrochenen Töpfen. Man kann sich kein schöneres Lächeln vorstellen, als es das der Annarella war, als sie Andrea schliesslich erhörte. Ihre schönen Zähne, ihre halb geöffneten Lippen, ihre grossen, von zärtlicher Neigung und überströmender Glückseligkeit erfüllten Augen, ihr ganzes Wesen erblühte, sie besass weder Feinheit noch Sprödigkeit wie in Frankreich, sie zierte sich nicht. Er küsste ihr die Hand, und dennoch war er nicht mehr als ein kleiner Bürger, fast ein Mann aus dem Volke. Aber er liebte sie seit drei Jahren. Sofort hernach machte er eine vertrauliche und zärtliche Gebärde: Er legte seine Hand auf ihre Haare, um eine Locke aufzuheben.

Es ist für die Leute hier unmöglich, an etwas anderes zu denken. Jenes ist der herrschende Gedanke, er wird von dem Klima und dem Lande aufgezwungen. Das begreift man, mehr noch, das fühlt man, sowie man eine Stunde auf diesem Meere verbracht hat. Wenn man auf den Posilip zu fährt, sieht man von der Barke aus die Villen und die Paläste bis an das glänzende Wasser hinabsteigen: Einige haben Grundmauern, welche die Flut umspült. Die Gärten werden terrassenweise niedriger, und tragen Oliven, Orangen, indische Feigen und Schlingpflanzenbüsche, welche die Nacktheit des Felsens verdecken. Auf den Höhen heben sich die runden Gipfel der Pinien schwarz von dem hellen Himmel ab.

Neapel liegt in der Ferne und sieht nur noch wie ein grosser weisser Ameisenhaufen aus. Der Vesuv wird grösser und entfaltet sich in seiner ganzen Mächtigkeit. Blau bedeckt alles, es gibt nichts als Blau auf dem Meer, am Himmel, auf der Erde, und die zarten Abstufungen der Töne machen dieses Farbenkonzert nur noch anmutiger. Die Berge schimmern wie der Hals einer Taube, das Meer hat die Farbe eines seidenen Kleides, und oben an

dem Himmel aus blassem Sammet stäubt golden das Licht. Einzig in der Ferne tauchen ein paar weisse Barken wie ein Möwenschwarm auf. Ein weicher Wind trifft das Gesicht, und das Boot tanzt. Man denkt an nichts, man fühlt diese schmeichelnde laue Luft und schaut in das Schaukeln der kleinen Wellen.

Die Liebesgeschichten hier verlaufen nicht immer ruhig; vorgestern sah ich ein Mädchen von der Pferdebahn steigen, welches drei grosse Messerschnitte auf den Wangen hatte. Sein Liebhaber hatte es gezeichnet, um zu verhindern, dass es einem Nebenbuhler gefalle. Es geschieht manchmal, dass ein derartig mit Narben bedecktes Mädchen den Mann heiratet und ihn vor den Richtern entschuldigt: „Es ist meine Schuld, er war eifersüchtig, ich hatte ihn herausgefordert." Es ist, als würden ihre Nerven von allen Ungleichmässigkeiten des Klimas gereizt, als entsprängen bei ihnen die Messerstiche wie alles andere aus dem Stegreif. Es gibt viele unvorsätzliche Morde dieser Art. Die Strafe besteht in zwanzig Jahren Gefängnis.

In allen Dingen ist der erste Eindruck bei ihnen zu stark, kaum ist die Spannfeder ihres Wesens berührt, so schnellt sie mit einer manchmal furchtbaren Überkraft und meistens grotesk empor. Die Händler, welche ihre Waren ausrufen, gleichen Besessenen. Heute morgen, während ich frühstückte, hat ein kleiner Krämer während einer halben Stunde genug Gebärden gemacht, um Komiker während dreier Monate damit zu versorgen. Er drückte seinen Tand den Umstehenden in die Hände, blies in seine Muscheln wie in Trompeten, wog seine Zehnpfenniguhren in der Hand, tat so, als ob er ihr nicht vorhandenes Ticktack hörte und nahm eine schmeichelnde und greinende Stimme an, um einen grano mehr zu erhalten. Er machte vor seinen Puppen Gebärden voller begeisterter Bewunderung,

und scherzte und tanzte ebensosehr zu seinem Vergnügen, glaube ich, wie im Interesse seines Handels. Es ist eine Art und Weise, das übervolle Innere zu entladen. — Zwei Kutscher, die sich zanken, sehen so aus, als wollten sie aus ihrer Haut fahren. Eine Minute später denken sie nicht mehr daran. — Der Geschmack für Flitterputz entspringt derselben Quelle. Die Maultiere sind mit Troddeln behängt, die Wagen haben umständliche Zierate aus Kupfer und die Leichenwagen vergoldete Franzen. Die Frauen können ohne Goldketten nicht leben, arme Mädchen binden über ihre Lumpen grelle, grossblumige Tücher und feurigrote Seidenfetzen. Das ist die Einbildungskraft, welche schäumt und nach aussen übersprudelt.

Sie tun auch alle Dinge schnell, leicht und ohne Furcht noch Befangenheit. Mein Kutscher von Castellammare war ein Redner. Die einzige Schwierigkeit bestand darin, ihn zum Schweigen zu bringen. Eine Frau aus dem Volke hält Reden, gibt Ratschläge und verbessert einem die Aussprache; sie ist vertraulich und fühlt sich nicht als untergeordnet. Manchmal geben sie Respektsbezeugungen von sich, aber sie haben durchaus keinen Respekt. Diese Art Charakter lässt das nicht zu. Der Mensch ist zu munter und seiner Leichtigkeit zu sicher, um sich vor irgend jemand oder irgend einer Sache bedrängt oder verlegen zu fühlen.

Sie haben viele gute Eigenschaften. Zwei Fremde, welche hier leben und von denen einer ein Fabrikdirektor ist, sind mit ihnen zufrieden, nachdem sie sie zehn Jahre lang kennen gelernt haben. Sie lieben ihre Kinder leidenschaftlich: Wenn der Vater vom Fischen zurückkommt, trägt die Mutter sie ihm entgegen, er nimmt sie, küsst sie, liebkost sie und schneidet ihnen allerlei Gesichter vor. Sie lieben nicht nur ihre eigenen Kinder, sondern Kinder im allgemeinen. Die Anmut und unschuldige Schönheit des Alters rührt sie, sie ist poetisch, und sie fühlen das. Wenn Herr B . . . abwesend ist, streicheln die Arbeiter seiner

Fabrik seine Kinder, werden gerührt und haben manchmal Tränen in den Augen.

Die meisten Familien haben eine ganze Herde Kinder, sechs, acht und auch zwölf. Sie vermeiden es nicht, welche zu haben, im Gegenteil, sie sind glücklich darüber, und die, welche sterben, werden kleine Engel im Paradiese. Die Sorglosigkeit der Eltern für die lebenden ist tierisch, ein Eselstreiber, welcher zwölf hatte und den man beklagte, antwortete: „Ich hoffe sehr, noch vier zu bekommen." Eine Apfelsine kostet einen Centesimo, mit einem Hemde ist man bekleidet und drei Viertel des Jahres kann man unter freiem Himmel schlafen. — Sie verheiraten sich sehr jung. Mit 20 Jahren nimmt selbst in den bürgerlichen Klassen der Mann eine Frau. Es gibt sehr viele Neigungsheiraten: auch die Mädchen, welche keinen roten Heller haben, finden einen Mann. Man sieht Leute aus der Gesellschaft Arbeiterinnen heiraten. Es wird einer kleinen Nähterin nicht schwer, als Dame zu erscheinen.

Die Leute aus dem Volk sind sehr mässig. Ihr Mittagessen besteht in Brot und einer Zwiebel. Mancher alte Arbeiter, der aus seinem Sohn einen halben Herrn gemacht hat, isst täglich nur einen grano Brot (4 Centesimi). Sie arbeiten den ganzen Tag und manchmal bis Mitternacht, ausgenommen die Nachmittagsruhe von 12—3 Uhr. Man sieht die Schuhmacher von morgens bis abends unter freiem Himmel arbeiten. Die Kupferschmiede, welche hinter dem Hafen ganze Strassen einnehmen, hören niemals auf zu hämmern. Herr B . . . brauchte 50 Frauen, um Baumwolle zu reinigen, 250 erzwangen sich über den Leib des Türhüters hinweg den Eingang. Dennoch leisten sie weniger, als französische Arbeiter oder Nord-Italiener. Sie bedürfen eines Wächters, der sie zu ihrer Arbeit anhält.

Sie sind blühende, leichtsinnige, begeisterte, der Natur überlassene Kinder ohne inneres Gleichgewicht. In gewöhnlichem Zustande sind sie liebenswürdig und sanft,

aber in Gefahren und im Zorn, in Zeiten der Revolution oder des Fanatismus, gehen sie bis ans Ende der Wut oder des Wahnwitzes.

In San Carlo. Il Trovatore

Es gibt sechs Logenreihen, und der Saal ist prächtig, nicht zu sehr erleuchtet und nicht blendend. Sie wissen die Augen und alle Sinne zu schonen. Die Schauspieler sind nicht, wie bei uns in der Oper oder im italienischen Theater, angehäuft. Die Gänge sind breit, ein leerer Umgang erlaubt es, um das Parterre zu gehen. Die Sitze sind der Kühle wegen um mehrere Fuss erhöht.

Im übrigen ist es ein altes mittelmässig sauberes Provinztheater. Es gab fast keine Toiletten, aber da die Titiens sang, war der Eintrittspreis verdoppelt. Die Dekorationen waren, ausser einer, alle ärmlich, und die des Balletts waren sogar lächerlich. Unter anderen sah die Hölle mit ihren gelben Felsen wie eine einem Hotel garni abgeborgte Einrichtung aus Utrechter Sammet aus. Der Tenor war ein wunderlich aufgeblasener Held, eine Art verhässlichter Herkules Farnese. Er trug einen jener alten Helme mit Kinnketten, die man nur noch in antiken Waffensammlungen sieht. Der Bass und Azucena glichen ihm. Die Kleider waren veraltet: sie verstehen unter dem Mittelalter, was wir unter dem Kaiserreich verstehen. Man betrachte in unseren Provinzherbergen die Troubadoure auf den Wanduhren. Einzig die Titiens war leidlich gekleidet. Sie sangen alle falsch, und die Haltung des Publikums dabei war ergötzlich. Bei der geringsten zweifelhaften Note erschallten Pfiffe, Gekreisch, Hahnengeschrei und aller möglicher Lärm, dann einen Augenblick später, wenn das Ende der Melodie gut gesungen wurde, hagelten Beifallsbezeugungen. Viele Leute im Parterre sangen die Melodien und selbst Teile aus dem Orchester mit halber

Stimme und sehr richtig mit. An der Tür taten die Leute aus dem Volk dasselbe. Die fliegenden Sänger auf der Strasse haben ebenfalls scharfe Stimmen, aber sie singen keine falschen Noten. Sie sind echte Musikanten, und verstehen sich auf die Feinheiten, die Vollkommenheiten und die Fehler der Musik, wie wir uns in Paris auf die Feinheiten der Komik und des Witzes verstehen.

Die erste Tänzerin ist die Signora Legrain, eine Französin, und das Ballett ist noch hässlicher als in Paris. Es besteht in denselben Verdrehungen, derselben Gewandtheit und derselben Lebhaftigkeit dünner Spinnen. Alles, was bei uns das Ballett unterstützt, fehlt hier, kein Geschmack, keine Eleganz, keine Frische. Wir haben wenigstens Kulissen, welche ebensoviel wert sind wie Gemälde, Kostüme, welche einen Dichter entzücken könnten und Ausrüstungen, die einen Altertumsforscher beschäftigen würden. Gewisslich macht uns unsere Zentralisation, welche uns so viel Böses tut, alle unsere Dinge vollkommener, die Oper, die Literatur, die Unterhaltung und die Küche.

In San Carlino

Man spielt heute abend die Menaechmi auf neapolitanische Art zugestutzt. In ganz Italien übersetzt man französische Stücke, aber hier ist die Bearbeitung eine neue Schöpfung, die Typen, die Sitten, das Gespräch und die Sprache werden neapolitanisch und volkstümlich.

Das Theater ist es vollständig, es ist eine Art Keller, die Menge der Dirnen, der Arbeiter und der kleinen Händler in alten Sammethüten und Mützen drängt sich und staut sich darin. Die Hitze ist gross und der Geruch auch, und die Flöhe kriechen einem auf die Füsse, aber die Schauspieler spielen sehr gut; sie haben sehr viel Natürliches und eine grosse Gewohnheit der Bretter, was nicht

erstaunlich ist, denn sie spielen dasselbe Stück zweimal am Tag, mittags und abends.

Manche Auftritte waren ausgezeichnet, unter anderem der des jungen verliebten Menschen, welcher von seiner Geliebten fortgeschickt wird: Er zeigte keine verletzte Eigenliebe, sondern wahren, verzweifelten Schmerz, der in Aufwallungen von Entrüstung und in leidenschaftliches Flehen ausbrach. Ein Franzose würde hier verletzte Eigenliebe gebracht haben. Fast alle waren bewunderungswürdige Mimen, vor allem der Schankwirt und seine Frau. Ihr Gesicht veränderte sich unaufhörlich, zwanzig Ausdrücke formten und lösten sich darin in einer Minute, und jeder war so richtig und so vollkommen, dass man mit einer Schicht Gips ein ideales Modell davon hätte nehmen können.

Der Geist ist roh und offenherzig rabelaisisch. Der Vater erzählt, dass er am selben Tage zwei Zwillinge gehabt habe. „Grosse Sache!" sagt Polichinell, „die Sau des Nachbars hat sieben fertig gebracht . . ." Diese Komödie war durch und durch schalkhaft und von vielen phantastischen Zügen durchwebt; andere, die ich gelesen habe, erinnern durch die Tollheit der Einfälle an die grossen Spässe des Aristophanes. Polichinell ist ein vollkommener Hasenfuss, ein Schmeichler und Leckermaul, weinerlich, lasterhaft und geistreich; er ist ein Schelm, der im Grunde nicht schlecht ist, der aber vom Nachbar lebt. — Ein philosophischer Moralist, dem ich hier begegnet bin, sagte, dass dieses das Bildnis des Neapolitaners sei, so wie er unter den Bourbonen geworden ist. Er ist ein verderbter Grieche* von erstaunlicher Klugheit, verschlagen und bis zum Übermasse boshaft, der aber alles das zum Bösen verwendet, da er verdorben ist durch die Regierung, welche stahl, durch die Richter, welche die Parteien die Zeugen bestechen liessen, durch die an höchster Stelle herrschende

* Graeculus.

Sittenverderbnis und die ohne Unterlass sich bewahrheitende Überzeugung, dass Ehrlichkeit zu nichts führte und vielleicht sogar schädlich war. Selbst wenn sie heute zu etwas gelangen, geschieht es vielmehr durch eine wohl angestellte Berechnung als durch das Erwachen des Gewissens. Noch herrscht in ihnen ein kriechender Geist vor, Schlauheit, die Kunst, Schwierigkeiten zu vermeiden und abzuwenden, Abneigung gegen die Anwendung von Kraft und die Begabung zu sprechen, zu scherzen und Schmarotzer, Kuppler und Bediente zu sein. Neben ihnen, wie einst neben den Griechen, sind die Nord-Italiener Tölpel. Als die Piemonteser bei ihrer Ankunft Ordnung in die Verwaltung bringen wollten, hat man sich beeifert, gelächelt und sie ohne Schwierigkeit getäuscht. Ebenso wie die Griechen haben sie eine auffällige Anlage zur Philosophie, das kann man bis herab in den Seminaren unter kleinen Bauern erkennen. — Ebenso wie die Griechen endlich, erraten sie alles und unterrichten sich ohne Lehrer. Mein Führer in Pompeji hatte innerhalb von zwei Jahren ganz für sich allein, durch die Unterhaltung mit den Reisenden, englisch und französisch gelernt, indem er nach den Worten, die er nicht wusste, fragte und sie sich in ein Heft aus grauem Papier niederschrieb. „Ich nenne Ihnen unsere Laster," fügte mein Moralist hinzu, „aber das Naturell ist gut, und die Intelligenz ist gross: sie ist es nur zu sehr, bei ihnen steht der Geist dem Charakter voran. Sagen Sie mir, welche Regierung ist besser, um sie zu leiten, ein Gewaltherrscher, der die Gelehrten ins Gefängnis setzt, oder ein Bürgertum, das Schulen gründet?"

VON NEAPEL NACH ROM

Den 6. März 1864, von Neapel nach San Germano

is Capua ist das Land ein Garten. Ein grünes, maifrisches Erntefeld bedeckt die Ebene, von fünfzehn zu fünfzehn Fuss stützen abgeästete Ulmen gewundene Reben, welche jedesmal Ranken bis zum nächsten Stamme treiben; das ganze Feld bildet auf diese Weise eine Weinlaube. Über dem braunen Rebengewinde und den weisslichen Zweigen der Ulmen erheben die Pinien wie ein seltsames höheres Geschlecht ruhig ihre schwarzen Wipfel.

Der Volturno ist ein mittelmässiger, gelblicher Fluss, und Capua eine mehr als gewöhnliche Stadt, aber dieses Land ist so reich! Der Pflanzenboden hat oft Manneshöhe und die Luft ist so mild, dass man alle Fenster des Waggons offen lässt. Man denkt an die alten Samniten, wenn man den steilen Berghaufen betrachtet, der sich hinter der Stadt erhebt. Wie sollten diese Wölfe der Schluchten und der Höhen nicht raubend über die Ebene hergefallen sein? Eine derartige Stadt war eine willkommene Jagdbeute. Man erinnert sich dann der Worte des Titus Livius und jener grossen Auftritte voll Emphase und südlicher Heiss-

blütigkeit, in denen die in der Halle des Senats knienden Abgeordneten mit Augen voller Tränen flehten und ihre Leiber und Güter „die Stadt Capua, das campanische Volk, die Felder, die Tempel der Götter und alle göttlichen und menschlichen Dinge" dem römischen Volke als Eigentum übergaben. Welcher Eifer für den Staat, welche politische Eingenommenheit bei dem geringsten Handwerker und welche gewaltsame Verwirrung der privaten und öffentlichen Angelegenheiten herrschte nicht, wenn jeder von den Mauern herab die Banden räuberischer Hirten, die den Banditen von heute glichen, nahen sah, wenn alle Wochen die Bürger in dem Haupttempel die Mittel beratschlagten, nicht geplündert, getötet oder verkauft zu werden! Wir werden niemals die Leidenschaft eines Alten für seine Stadt begreifen.

Die Berge sind fast kahl und schroff in kleine Felsen zerklüftet, welche wie die Trümmer eines grossen Einsturzes aussehen, so als ob die Gipfel und Hänge während eines Erdbebens gezittert hätten, und ihre zerborstene Schale in Fetzen herumgestreut worden wäre. Der steile Grat ragt wie eine Klinge in die Luft, keine Bäume, nur einige kränkliche zähe Büsche, Moos, und manchmal auch nichts. Der Berg lagert mit seinem schartigen Dreieck wie ein Haufen von Schlacken, dazwischen erheben sich andere, wie von der Wut eines Brandes zerborstene Spitzen gleich Mumien voller Asche zwischen ihren fahlroten Gefährten, und die höchsten am Himmelsrande haben eine Schneekappe. Von dort kamen die Samniten, die Abenteurer der „ewigen Lenze" in Ziegenfellen, die Füsse mit Stricken umwunden, mit ungepflegtem Bart und mit den schwarzen starren Augen der Hirten, welche jetzt hier vor uns stehen. Man müsste in Kalifornien oder in Neu-Seeland gelebt haben, um sich heute die Lage einer antiken Stadt vorzustellen.

Der Himmel ist ebenso schön, heiss und herrlich wie im Juni. Die Berge zu beiden Seiten sind von einem schlichten, schweren Blau und ordnen sich, wie zum Ver-

gnügen der Augen, amphitheatralisch hintereinander. Die durch die Entfernung verdickte Luft legt ein prachtvoll strahlendes buntes Gewand über diese grossen Leiber, und darüber bauen friedliche Wolken ihre hohen Schneegewölbe.

Es hatte gestern Abend heftig geregnet, und Arbeiter aller Gattungen besserten den von den Strömen zerrissenen Weg aus. Zum ersten Male sah ich hier wahrhaft schöne Frauen: Sie waren in Lumpen und man würde sie nicht mit Handschuhen haben berühren wollen, aber auf zehn Schritt Entfernung glichen sie Bildsäulen. Dadurch, dass sie Wasser, Mörtel und alle Lasten auf dem Kopfe tragen, haben sie die gerade Haltung und den edlen Gang von Kanephoren bekommen. Ein dickes weisses Linnen bedeckt ihren Kopf und schützt sie, auf beiden Seiten herabfallend, vor der Sonne. Auf diese Weise sind die warmen Farben der Haut und die schwarzen Augen von einer wunderbaren Wirkung. Viele hatten regelmässige Züge, eine von ihnen, die etwas bleich war, war ebenso zart wie eine Gestalt Lionardo da Vincis. Das Hemde kräuselte sich über dem Mieder um den Hals und schien absichtlich für die Malerei gemacht zu sein. Der Rock fiel natürlich in Falten herab, weil der Körper sich gerade hielt.

Je tiefer der Abend herabsank, desto schöner wurden im Osten die gestuften Berge. Sie sind weder zu nah, noch zu gross und sind überwältigend wie die Pyrenäen und traurig wie die Sevennen. Zwischen ihnen breitet sich eine grosse fruchtbare Ebene, sie selber sind vollkommen dekorativ und dienen dem Gemälde als Hintergrund. Ihr Adel ist vollendet und ebenso ihre Sanftheit. Unmerklich nahmen sie Töne von Veilchen, Flieder und Malven an. Viele sahen aus wie ein Gewand aus schimmernder Seide, und die schroffen Hänge und kahlen Vorsprünge erschienen in dieser Entfernung nur wie glitzernde Falten. Die Städte und Dörfer auf den Höhen bildeten weisse Gruppen, und das Blau des Himmels war so

rein, so kräftig und dennoch so weich, dass ich mich nicht entsinnen konnte, jemals eine schönere Farbe gesehen zu haben.

Der Monte Cassino

Ich kannte einen der Oberen des Monte Cassino und bin im Vorübergehen heraufgestiegen. Du wirst diesen Namen gelesen haben, denn es ist der der grössten und ältesten Benediktiner-Abtei. Sie stammt aus dem 16. Jahrhundert und steht auf den Grundmauern eines Apollo-Tempels, aber die Erdbeben haben sie mehrfach zerstört und das heutige Gebäude ist im 17. Jahrhundert erbaut worden. Von diesem Mittelpunkt aus hat sich das klösterliche Leben in den dunkelsten Zeiten des Mittelalters über das ganze barbarische Europa verbreitet. Alles was von der antiken Zivilisation übrig geblieben war, ruhte derart in abgelegenen Winkeln unter der klösterlichen Schale, wie ein Schmetterling in seiner Puppe. Die Mönche schrieben unter dem Murmeln der Litaneien die Handschriften ab, während die Wilden des Nordens in den Tälern vorbeizogen und auf dem felsigen Gipfel die starken Mauern erblickten, welche den letzten Zufluchtsort schützten. Unzählige Male haben sie sie bezwungen, und später als sie bekehrt waren, neigten sie mit abergläubischem Schrecken den Kopf und nahten, um die Reliquien zu berühren. Ein König, dessen Geschichte auf die Wand gemalt ist, hat hier seine Krone gelassen, um das Mönchskleid dagegen einzutauschen.

Um auf das Kloster zu steigen, bricht man von San Germano auf. Es ist eine kleine Stadt auf der Spitze eines Berges, arm und hässlich, mit holperigen, steilen Gassen, in denen Kinder in Lumpen und herumirrende Schweine einherklettern. Die Haustüren stehen offen, das schwarze Balkenwerk hebt sich von der rohen Weise der Mauern

ab, und die Haushaltungsgegenstände, welche unbestimmt in dem schwankenden Schatten auftauchen, flimmern, von zitterndem Licht gestreift, in der Tiefe. Zur Rechten, über einer mächtigen Anhäufung gerosteter Blöcke, trägt der vortretende Berg die Überbleibsel einer mittelalterlichen Burg. Zur Linken steigt ein Zickzackweg ein und eine halbe Stunde lang bis zum Gipfel hinauf, Mastix-Büsche und Grasbüschel schimmern zwischen den Rissen des Felsens, und bei jedem Schritt huschen Eidechsen unter die Steine. Höher hinauf stehen immergrüne Eichen, Buchs, Ginster, grosse Wolfsmilchstauden und alle Winterpflanzen, welche hier, zwischen den stürzenden Blöcken, auf den unfruchtbaren Steinhügeln haben Widerstand leisten können.

Auf der freien Seite entrollt sich das Heer der Berge; nichts als Berge, sie sind die einzigen Bewohner, sie nehmen die ganze Landschaft ein und hinter ihnen wieder andere und auf diese Weise Reihe nach Reihe. Eine von ihnen, mit zerrissenem Kamm, tritt wie eine Halbinsel vor, und ihr langes Skelett ist wie ein ungeheurer Saurier, der am Eingang des Tales kauert. Ein derartiges Schauspiel lässt alle Kulissen, alle St. Peterskirchen und alle menschlichen Bauten weit hinter sich zurück. Ein jeder Berg hat so wie ein lebendiges Gesicht, seinen Ausdruck, aber einen Ausdruck, der nicht wiederzugeben ist, da keine lebende Form seiner mineralen Form entspricht, und keine seiner Farbe: die des einen ist grau und verschwelt wie die einer in einem Brande zusammengestürzten Kirche, die eines anderen braun und durch die Wasser mit langen weissen Rillen gestreift, die fernsten sind blau und licht, und die letzten weiss umhüllt von einem strahlenden Kleid dunstigen Lichtes, und alle sind prachtvoll gefleckt durch die Schatten ihrer Nachbarn und durch die schwebenden Dunkelheiten der Wolken, alle, so verschieden sie auch immer sein mögen, werden veredelt durch das sammetartige Licht, das sie bedeckt und durch die grosse Himmels-

kuppel, der sie durch ihre Riesenhaftigkeit würdig werden. Keine Karyatide kommt diesen Kolossen gleich.

Auf dem Gipfel erhebt sich auf einer flachen Kuppe, über seinen Stufenterrassen, welche in einer Umfriedung steiniger Gärten liegen, das grosse, viereckige Kloster, und das Volk der kahlen Gipfel bildet einen Chor, dessen Mittelpunkt es ist.

Am Ende einer langen abschüssigen Vorhalle sieht man einen von Säulen umgebenen Hof. Dort erhebt eine breite Treppe ihre Stufen bis zu einem höheren Hof, der auch von Säulenhallen umgeben ist. Die Bildsäulen von Äbten, von Fürsten und Wohltätern bilden rings an den Mauern eine schweigende Versammlung. Im Hintergrund erhebt sich die Kirche. Vom Portal aus folgt man den Säulenreihen und der Wölbung der Bogen, welche sich vom Blau abheben, und noch ferner, in dem flimmernden Abendlicht, erhebt sich der mächtige Bau der Berge. Stein und Himmel, etwas anderes gibt es hier nicht, und das erweckt die Lust, Mönch zu werden.

Mein Zimmer befindet sich am Ende eines jener ungeheuren Gänge, in denen man sich verliert. Die zwei Fenster gehen beide auf die Berge. Es gibt fast keine Möbel, in der Mitte brennt an Stelle eines Ofens ein brasero unter weisser Asche. An den Mauern hängen alte Stiche nach Luca Signorelli, prachtvolle nackte Körper, die in der Art Michelangelos wie Fechter gestellt sind. In dem anderen Zimmer hängen zwischen Säulenbögen alte, kleine, geschwärzte Gemälde, unter anderen Tobias mit dem Engel. Die geringsten Gegenstände tragen das Gepräge der alten Grösse.

Die römischen Gelehrten kommen oft her, um hier zwei oder drei Monate während der Sommerhitze zu verbringen und nach Belieben in der Kühle und Stille zu arbeiten. Die Bücherei umfasst 40000 Bände und eine Menge Urkunden. Die Gastfreundschaft ist vollkommen. Es gibt

keinen Opferstock, kaum darf man dem Diener etwas geben. Die Klosterordnung hat ihre alten Überlieferungen, ihre Neigung für die Wissenschaft und ihren freisinnigen Geist bewahrt. Die Mönche sind nicht eingesperrt und von der Welt getrennt, sie können ausgehen und reisen. Einer von ihnen, der Vater Tosti, ist ein Historiker, ein Denker und achtbarer Reformator und überdies so vom modernen Geiste getränkt, dass er glaubt, man müsse die Kirche mit der Wissenschaft versöhnen. Sie arbeiten und lehren wie ehemals. Auf 300 Bewohner des Klosters kommen 20 Mönche und ungefähr 150 Schüler, die man von den Anfangsgründen bis zur Theologie leitet. Abends hörten wir über uns in einer Höhle voller Ginster und Mastix die Knaben des Seminars lärmen und laufen, und ihre schwarzen Röcke und breiträndrigen Hüte tauchten zwischen dem Grün der Bäume auf.

Wir assen allein in dem riesigen Refektorium bei dem Licht einer zylinderlosen Kupferlampe, welche fast denen Pompejis glich. Die kleine Lampe warf einen zitternden Schein auf die Dielen und in das grosse Steingewölbe hinauf. Alle Reflexe verschwammen in der mächtigen schwankenden Dunkelheit. Zur Rechten bedeckte eine grosse Freske von Bassano, das Wunder der Brotvermehrung eine ganze Wand mit gedrängten Gestalten, sie regten sich wie Gespenster, und wenn der Diener mit Speisen hereinkam, war seine schwarze Gestalt inmitten des gelblichen Halbschattens gleichfalls wie die Erscheinung eines Geistes . . .

Der Morgen dringt durch das vorhanglose Fenster und weckt einen. Ich glaube nicht, dass es viele so schöne Dinge auf der Welt gibt, als eine derartige Stunde an einem derartigen Ort. Beim ersten Blick ist man erstaunt, jene Ansammlung von Bergen noch an derselben Stelle wie am Abend vorher wiederzufinden. Sie sind finsterer als gestern, die Sonne hat sie noch nicht berührt, sie

bleiben kalt und ernst. Aber in dem grossen Kessel, der sich am Fuss des Klosters vertieft, und in den benachbarten Tälern, sieht man Hunderte von Wolken aufsteigen und schweben. Die einen sind weiss wie Schwäne, die anderen bunt und warm. Einzelne hängen wie Schleier an den Felsen, andere schwimmen langgestreckt wie der Nebel, der über einem Wasserlauf schwebt. Die Sonne steigt höher hinauf, und mit einem Schlage dringen ihre schrägen Strahlen in die Tiefen. Die durchleuchteten Wolken bilden einen Schwarm zarter, luftiger Wesen von entzückender Anmut, die fernsten schimmern schwach wie ein Brautschleier, und alle diese schwankenden weissen und strahlenden Helligkeiten bilden einen englischen Chor zwischen den schwarzen Wänden des Bergkessels. Die Ebene ist verschwunden, man sieht nichts als die Berge und die Wolken, die alten unbeweglichen finsteren Ungeheuer und die jungen, leichten, luftigen Götter, welche fliegen, sich launig übereinanderstürzen und die ganze Liebe der Sonne für sich allein in Anspruch nehmen.

Die Kirche stammt aus dem 17. Jahrhundert und ist von Luca Giordano und Arpino ausgemalt. Sie ist wie das Neapler Karthäuserkloster mit kostbaren verklammerten Marmorplatten bedeckt, so dass das Pflaster wie ein schöner Teppich aussieht und die Wände wie reiche Tapeten. Der alte Ernst und die alte Kraft der Renaissance war verschwunden, man berührte schon die Hof- und Gesellschaftssitten. Auch der Bau ist das Werk eines weltlichen Heidentums und verrät eine Liebhaberei für Dekoration: Kuppeln, Bögen, gedrehte, korinthische und andere Säulen, gemeisselte, vergoldete Gestalten, kurz, sie haben hier alle Hilfsmittel ihrer Kunst angehäuft. Die mit Figürchen und Laub bedeckten Chorstühle sind mit einer erstaunlichen Ausgeführtheit gearbeitet. Die Deckengemälde in der Kuppel erstrecken sich bis in das Schiff, laufen bis in die Kapellen,

verbinden sich an den Ecken und entfalten sich zu mächtigen Kompositionen auf dem Portal und den Wölbungen. Die Färbung schmeichelt dem Auge wie ein Ballkleid. Eine reizende Göttin der Wahrheit von Luca Giordano ist fast nur von ihren blonden Haaren bekleidet, eine andere Gestalt, die Güte, ist, so sagt man, das Bildnis seiner Frau. Die anderen so anmutigen Tugenden sind die lachenden verliebten Damen eines Jahrhunderts, welches, im Nichtstun befangen und dem Despotismus anheim gegeben, nur noch an Galanterie und an Sonette dachte. Der Maler kräuselt die Seide, fältelt die Stoffe, hängt Perlen in die kleinen Ohren, lässt Goldbänder auf der Frische der atlasglänzenden Schultern leuchten und verfolgt so sehr das Glänzende und Angenehme, dass seine Freske am Eingang, die Einweihung der Kirche, wie ein prunkender, lärmender Opernaufzug wirkt.

Der Altar ist von Michelangelo, wie man sagt, zwei Riesenkinder stützen ihn. Ein schwer goldener Krummstab ist von Cellini. Die Orgel hat die reichsten und prachtvollsten Register. Zwei Mönche sind Deutsche und studieren in den Archiven die vergrabenen Schätze der alten Musik. Man hat alles hier, Künste, Wissenschaft und grosse Naturschauspiele. Das hat die mittelalterliche fromme Welt für die denkenden und einsamen Seelen geschaffen, für die Geister, welche abgestossen von der Rauheit des Lebens, sich auf die Forschung und die Ausbildung ihrer selbst beschränkten. Ihre Rasse besteht noch, nur sie haben kein Heim mehr, sie leben in Paris, in Berlin, in Dachstuben. Ich kenne mehrere, die gestorben sind. Andere leben trübe dahin und vertrocknen, wieder andere verbrauchen sich und haben den grossen Ekel. Wird die Wissenschaft für ihre Getreuen einmal das tun, was die Religion für die ihren getan hat? Wird es jemals einen weltlichen Monte Cassino geben?

ROM

Rom, den 10. März

Ob man sich in Rom amüsiert, fragst Du. Amüsieren ist ein französisches Wort und hat nur in Paris Sinn. Hier muss man, wenn man nicht aus diesem Lande stammt, lernen, es gibt keine andere Möglichkeit. Ich verbringe täglich drei oder vier Stunden vor Gemälden und Bildsäulen, schreibe meine Eindrücke, so wie sie sind, auf der Stelle nieder und schreibe nur, wenn ich wirklich einen Eindruck habe. Suche hier weder eine vollständige Beschreibung noch einen Katalog, kaufe Dir vielmehr Murray, Forster oder Valery, sie werden Dir alle Hinweise über Kunst und Archäologie geben. Sie sind zwar sehr trocken, aber das ist nicht ihr Fehler. Kann man denn mit auf Papier gereihten Worten Farben und Formen sehen machen? Das Beste sind die Stiche, vor allem die alten, zum Beispiel die von Piranesi. Öffne Deine Mappen, betrachte diese grossen, viereckigen, von hohen Gebäuden und Kuppeln umgebenen, staubigen, von Wagenspuren zerfurchten Plätze, über die eine von Lakaien beladene Karosse im Stil Ludwig XIV. dahinfährt, während Taugenichtse sich herandrängen, um Almosen betteln, oder, an eine Säule gelehnt, schlafen. Das spricht klarer als alle

Beschreibungen der Welt, nur etwas muss man davon abziehen: Der Künstler hat einen schönen Augenblick und eine reizvolle Lichtwirkung gewählt, er hat nicht umhin können, Künstler zu sein, und überdies hat ein Stich den Vorteil, nicht schlecht zu riechen und die Bettler, welche man darauf sieht, verursachen weder Ärger noch Ekel. Du beneidest mich, dass ich in Rom bin: Ich bin zufrieden, dass ich hergegangen bin, weil ich hier viel lerne, aber, was das wahre Vergnügen, das ungetrübte und poetische Vergnügen anbetrifft, so würde ich das leichter finden, wenn ich mit Dir um elf Uhr des Abends bei Deiner Lampe in Deinen alten Mappen wühlen dürfte.

Das Leben selber hat hier nichts Interessantes. Ich habe eine kleine Wohnung bei braven Leuten, bei kleinen vollkommen römischen Bürgern gemietet, welche ihre Reinlichkeit für ihre Gäste und ihre Unreinlichkeit für sich selber aufsparen. Einer der Söhne ist Advokat, der andere Beamter. Die Familie lebt davon, dass sie ihre Vorderzimmer vermietet und sich selber in die Hinterzimmer sperrt. Die Treppen fegt man nicht, das Haus hat keinen Pförtner, und Tag und Nacht steht die Tür offen, mag hereinkommen wer will. Dagegen ist die Tür einer jeden Wohnung fest und fähig, einem Ansturme zu widerstehen. Beleuchtung gibt es nicht, die Mieter tragen abends Streichhölzchen in ihrer Tasche. Ausser in den Mondnächten ist es unmöglich, ohne sie auszukommen. Einer unserer Freunde hatte auf seine Kosten eine Laterne in den Flur gehängt, abends war die Laterne gestohlen, und als eine zweite und dritte dasselbe Schicksal erlitt, kam er wieder auf die Streichhölzchen zurück. Morgens frühstückt man im Café Greco. Es besteht in einem langen, niedrigen, verräucherten Raum, der weder prächtig noch hübsch, dagegen aber bequem ist. Es scheint, dass es so überall in Italien ist. Dieses Kaffeehaus, welches das beste in Rom ist, würde in Paris nur ein Café dritten Ranges sein,

dagegen ist alles, was man dort geniesst, gut und sehr billig, der Kaffee, welcher ganz vorzüglich ist, kostet drei Soldi die Tasse. — Danach gehe ich in ein Museum oder in eine Galerie und fast immer allein, denn anders ist es unmöglich, seine eigenen Eindrücke zu haben und ihnen zu folgen. Gespräch und Auseinandersetzung wirken auf die Träume und inneren Bilder, wie ein Besenschlag auf einen Schwarm Schmetterlinge. Während ich durch die Strassen streife, betrete ich die Kirchen, und mein gedruckter Führer verrät mir den Baumeister und das Jahrhundert. Das rückt sie für mich in ihre historische Umgebung zurück und lässt mich von selbst über die Sitten, aus denen sie entstanden sind, nachdenken. Nach Hause gekommen, finde ich auf meinem Tisch Bücher aus jener Zeit und vor allem Denkwürdigkeiten und Gedichte. Ich lese ein oder zwei Stunden und kritzele meine Bemerkungen nieder. Meiner Meinung nach ist Rom nichts als ein grosser Kramladen. Was soll man darin anderes tun, als Kunst-, Archäologie- und Geschichtsstudien verfolgen. Ich weiss sehr wohl, dass mich, wenn ich hier nicht arbeitete, die Unordnung und der Schmutz des Trödelkrams, die Spinnenweben, der Schimmelgeruch und der Anblick so vieler kostbarer, einst lebendiger und vollkommener und jetzt entfärbter, verstümmelter, herausgerissener Gegenstände mit düsteren Gedanken bedrängen würde. — Wenn es Abend geworden ist, ruft man eine Droschke und macht Besuche. Man hat mich mit Empfehlungsbriefen ausgerüstet, und ich sehe Personen aller Grundsätze und aller Stände und habe viel Höflichkeit und Wohlwollen angetroffen. Mein Wirt spricht mir von der gegenwärtigen Zeit, von Religion und von Politik. Ich versuche ein paar Gedanken über das heutige Italien zu sammeln, es ist die Ergänzung des Italiens von gestern und so wie ein letztes Stück in einer Reihe von Medaillen. Alle diese Medaillen erläutern und erklären sich untereinander. Ich übe ihnen

gegenüber mein gewöhnliches Handwerk aus, und nachdem ich viele Dinge versucht habe, finde ich, dass es nur ein gutes oder doch wenigstens erträgliches gibt, und das ist, sein Handwerk auszuüben.

Rom, die Ankunft

Was war dieses Rom ohne Läden, mit einigen weit voneinander entfernten Gasflammen, gestern in der schwarzen Nacht, nicht für ein leichenhafter Anblick! Die Piazza Barberini, wo ich wohne, ist ein Steinkatafalk, auf dem einige vergessene Fackeln brennen. Die armen kleinen Lichter scheinen in dem düsteren Leichentuch aus Schatten zu versinken und der unsichtbare Springbrunnen murmelt in der Stille gespensterhaft. Man kann den Anblick Roms am Abend nicht wiedergeben: Tag über „lässt es den Tod ahnen", aber in der Nacht hat es alles Grausen und die Grösse eines Grabes.

Erster Sonntag. Messe in der Sixtina

Man steht am Eingang, einer hinter dem andern, die Frauen ohne Hut in schwarzen Kleidern, die Männer im Frack, das ist die offizielle Tracht, aber man zieht seinen ältesten Anzug an, einzelne Männer tragen ein braunes Beinkleid und einen grauen Hut mit breiter Krempe: Die Versammlung scheint aus Türstehern und Begräbnisdienern zu bestehen. Man kommt aus Neugierde wie zu einem Theaterstück hin. Selbst die Geistlichen unterhalten sich frei und ausgelassen über gleichgültige Dinge.

In meiner Nähe unterhielt man sich über die Rosenkränze. In Paris kostet das Dutzend 36 Francs, hier in Rom seien die besten und billigsten hinter der Kirche Santa Maria sopra Minerva zu haben. „Ich will mir diesen Namen merken, wie gelangt man hin? — Sie wissen, dass

wir den Papst heute nicht sehen werden, er ist krank. — Ich wohne via del Babbuino für 5 Franken täglich, das Frühstück einbegriffen, aber der Wein ist dünn. — Die seltsamen angemalten bunten Schweizer! Man möchte sie für Operndarsteller halten. — Der, welcher dort eben eintritt, ist der Kardinal Panebianco, ein ganz grauer Mönch. Bei der ersten offenen Stelle wird er papabile werden. — Ich esse nicht gerne Lammfleisch und einen ordentlichen Hammel kann man hier nicht bekommen. — Wirst du Mustapha den Sophran hören gehen, er ist ein wunderbarer Kerl. — Ist er ein Türke? — er ist weder ein Türke noch ein Mann. — Dort steht Monsignore Landriani, er hat einen schönen Kopf, ist aber ein Esel allerersten Ranges. — Die Schweizer sind aus dem 16. Jahrhundert, sieh nur ihre Franzen, ihre weissen Federbüsche, ihre Hellebarden und ihre rot-, gelb- und schwarzgestreiften Koller. Man sagt, Michelangelo habe die Tracht gezeichnet. — Hat denn dieser Michelangelo hier alles gemacht? — Jedenfalls immer das Beste. — Dann hätte er auch das Hammelfleisch veredeln sollen. — Sie werden sich daran gewöhnen. — Ebensowenig, wie an den Wein. — Jetzt fange ich übrigens an, mir die Beine in den Leib zu stehen."

Das Amt ist eine schöne Feier. Die damaszierten Chorröcke glänzen bei jeder Bewegung. Der Bischof und seine Messgehilfen sind von hohem Wuchs und edel gekleidet. Sie schlingen und lösen ihre Reihen in ernstester und gewähltester Haltung. Unterdessen sind die Kardinäle, das rote Käppchen auf dem Haupt, einer nach dem anderen vorgetreten. Zwei Schleppenträger tragen ihre violetten Schleppen. Sie setzen sich und die Schleppenträger bleiben zu ihren Füssen. Viele Gesichter sind zerfurcht und mächtig im Ausdruck, vor allem unter den Mönchen, aber keines ist es mehr, als das des diensttuenden Prälaten: Er ist mager, dunkelbraun und hat tiefliegende Augen und eine

vorspringende prachtvolle Stirn, er setzt sich, unbeweglich unter seiner hohen weissen Mitra und den schillernden Falten seiner Stola, wie ein ägyptischer Gott nieder. Ein Theatiner-General in braunem Rock und weissem Mantel hält eine gut betonte, lateinische Predigt, ohne Lautheit noch Eintönigkeit, und begleitet sie mit vortrefflichen Gebärden. — Das wäre ein Vorwurf zu einem Stich für Sebastian Leclerc gewesen.

Vokalmusik: Das ist ein abscheuliches Geheul, es ist als seien seltsame unerhörte Intervalle darin zum Vergnügen gehäuft. Man hört wohl traurige und eigenartige Modulationen heraus, aber die Harmonie ist roh und die Stimmen klingen oft als kämen sie aus betrunkenen Kehlen. Entweder habe ich keine Ohren mehr, oder die falschen Noten waren im Übermass vorhanden. Die hohen Stimmen sind nur ein Gekreisch. Der dicke Vorsänger in der Mitte brüllt, man sieht wie er in seinem Käfig schwitzt und sich abarbeitet. Nach der Predigt sang man einen schönen Psalm in erhabenem, strengem Stil, aber wie unangenehm waren die Stimmen, die hohen kreischten, und die tiefen bellten!

Der Ausgang ist merkwürdig: Man sieht am Ende des Säulengangs jeden Kardinal in seine Karosse steigen, drei Bediente sitzen hinten auf. Der auf die Lade gelegte rote Schirm kündet den Soldaten, dass sie das Gewehr präsentieren müssen. Der Zug der entfernten Gestalten unter den Bogengängen, die buntscheckigen Schweizer, die verschleierten Frauen in Schwarz, die Gruppen, die sich auf den Treppen sammeln und trennen, die sprudelnden Springbrunnen, die man zwischen den Säulen sieht, bilden ein Gemälde, und, was in Paris unbekannt ist, der Auftritt hat Ordnung, einen Rahmen und eine einheitliche Wirkung. Man erkennt die alten Stiche wieder. Während man zu Fuss oder im Wagen durch die Strassen irrt, entdeckt man schliesslich, was unter all diesen Eindrücken vorherrscht:

Rom ist schmutzig und traurig, aber nicht gewöhnlich. Grösse und Schönheit ist dort wie überall selten, aber fast alle Gegenstände sind wert, gemalt zu werden und ziehen einen aus dem kleinen regelmässigen bürgerlichen Leben.

Zunächst steht Rom auf Hügeln, was den Strassen Mannigfaltigkeit und einen Charakter verleiht. Je nach dem Abhang wird der Himmel verschieden von den Häuserreihen geschnitten.

Dann offenbaren eine Menge Dinge Kraft, selbst auf Kosten des Geschmackes; Kirchen, Klöster, Obelisken, Säulengänge, Springbrunnen, Bildwerke, alles das bezeugt entweder einen grossen Plan im Leben, oder die Grösse der durch materielle oder geistige Eroberung angehäuften Reichtümer. Ein Mönch ist ein seltsames Tier von einer untergegangenen Rasse. Eine Bildsäule entspricht nicht den Bedürfnissen eines Bürgers. Eine Kirche, sogar eine jesuitische, so prunkend der Schmuck darin auch immer sei, kündet von einer zu fürchtenden Brüderschaft. Die, welche den Mönch, die Bildsäule oder die Kirche geschaffen haben, haben sich sichtbarlich entweder durch Entsagung oder durch Macht dem gewöhnlichen Geflecht der Geschichte aufgeprägt. Ein Kloster wie die Trinità de'Monti, das wie eine verschlossene Festung aussieht, ein Springbrunnen, wie der in Trevi und feste monumentale Paläste, wie die auf dem Corso und auf der Piazza di Venezia sprechen von einer Lebensführung und von Neigungen, welche nicht gewöhnlich sind.

Andererseits sind die Gegensätze im Überfluss vorhanden. Am Ausgange einer lärmenden belebten Strasse kann man eine Viertelstunde lang an einer riesigen, versinterten, moosbewachsenen Mauer entlanggehen, und man begegnet keinem Fussgänger und keinem Wagen. Von Zeit zu Zeit rundet sich unter einem niedrigen Bogengang eine eisenbeschlagene Tür: Das ist ein geheimer Ausgang des grossen Gartens. — Man wendet sich nach links, und

man befindet sich in einer Strasse voller Schenken und armseliger Häuser, in der ein halbnacktes Gesindel wimmelt, und die Hunde zwischen Müllhaufen herumwühlen. — Sie führt zu dem geschnitzten, verzierten Portal einer schmucküberladenen Kirche, einer Art geistlichen Schmuckkästchens, das auf einen Müllhaufen herabgefallen ist. Auf der anderen Seite fangen die öden dunklen Strassen wieder an, ihr Netz zu weben. Durch eine halbgeöffnete Tür erblickt man plötzlich einen Lorbeerhain, grosse, beschnittene Sträucher und ein Volk von Bildsäulen zwischen murmelnden Springbrunnen. Ein Gemüsemarkt breitet sich unter einer antiken Säule. Mit einem roten Regenschirm bedeckte Buden drängen sich an die Mauer eines verfallenen Tempels, und dann, am Ausgang eines Haufens von Kirchen und elenden Häusern, erblickt man plötzlich einen Laubteppich, Gemüsebeete und fern ein ganzes Stück des flachen Landes.

Endlich haben drei Viertel aller Häuser ein eigenartiges Aussehen, jedes von ihnen erweckt Interesse durch sich selber. Sie sind nicht ein einfaches Werk der Maurerei, ein bequemer Gegenstand, in dem man wohnt und welcher nichts sagt. Manche tragen ein zweites kleineres Haus und darauf eine gedeckte Terrasse, einen kleinen luftigen Wandelgang. Die allerhässlichsten sind abstossend mit ihren verrosteten Gittern, dunklen Gängen und schmutzigen Treppen, aber man schaut sie an.

Ich vergleiche Rom noch einmal mit der Werkstatt eines Künstlers. Nicht mit der eines eleganten Künstlers, welcher wie die unseren an den Erfolg denkt und seinen Staat zur Schau stellt, sondern mit der eines alten, schlecht gekämmten Künstlers, der zu seiner Zeit Genie besass und sich heute mit seinen Lieferanten herumzankt; er hat Bankerott gemacht, und seine Gläubiger haben mehr als einmal seine Wohnung von allen Möbeln entleert, aber sie haben die Wände nicht wegtragen können und ausserdem

viele schöne Gegenstände vergessen. Jetzt lebt er von seinen Trümmern, dient als Führer, steckt das Trinkgeld ein und verachtet ein wenig die reichen Käuze, von denen er das Geld empfängt. Er isst schlecht, aber er tröstet sich mit dem Gedanken an die glorreichen Ausstellungen, an denen er teilgenommen hat und verspricht sich leise und manchmal auch ganz laut, dass er sich im nächsten Jahre rächen wird. Man muss zugeben, dass seine Werkstatt schlecht riecht. Die Dielen sind seit sechs Monaten nicht gekehrt worden, das Sofa ist von der Asche seiner Pfeife versengt, schiefgelaufene Stiefel liegen in einer Ecke herum, und auf der Anrichte sieht man Wurstschalen und ein Stück Käse, aber diese Anrichte stammt aus der Renaissance, der abgeschabte Behang, der eine schlechte Matratze verdeckt, kommt aus dem grossen Jahrhundert, und längs der Mauer, an der das gewöhnliche Ofenrohr hinaufsteigt, hängen Rüstungen und kostbare damaszierte Büchsen. Man muss hierher gehen, aber nicht hier bleiben.

Wir sind durch lange, abschüssige, von ungeheuren, ganz dunklen oder vergitterten Mauern eingeschlossene Strassen über ein unendliches, einsames, glänzendes Pflaster geschritten und sind, den Palast der Lucrezia Borgia streifend, bis nach Sankt Peter gegangen, um den Moses von Michelangelo zu sehen. Beim ersten Anblick überrascht er weniger, als man es erwartet hätte. Man hat ihn gestochen oder verkleinert gesehen, danach hat sich die Phantasie, wie stets, ein überschwengliches Bild gemacht. Über dies ist er geglättet und mit äusserster Vollendung ausgeführt, steht in einer geschmückten, glänzenden Kirche, und man hat ihn niedlich mit einer niedlichen Kapelle umrahmt. Jedesmal, und je mehr man ihn anschaut, tut die ungeheure Masse ihre Wirkung. Man fühlt den kaiserlichen Willen, die Macht und die tragische Kraft des Gesetzgebers und Vertilgers. Mit seinen heroischen Muskeln und seinem männlichen Bart ist er ein primitiver Barbar, ein Menschen-

zähmer. Durch seinen schmalen Kopf und seine hervortretenden Schläfen sieht er aus wie ein Asket. Wenn er aufstände ... welche Gebärde, welche Löwenstimme!

Am entzückendsten ist hier, was man ganz unerwartet unterwegs antrifft: Bald der Palast des Quirinal auf dem Gipfel eines Hügels, der sich von der grauen Luft klar abhebt, ihm gegenüber die Pferde und Kolosse aus Marmor, etwas weiter das blasse Laub eines Gartens und ein unermesslicher Himmelsrand, an dem die Wolken lagern, bald ein armenisches Kloster mit seinen Berieselungswässern, die in Steinrinnen laufen, mit seinen planlos zerstreuten Palmen, seinen riesigen Reben, die allein ein Wäldchen bilden und mit seinen schönen, unter ihren goldenen Äpfeln so edlen und stillen Orangen. Afrikanische Feigen wärmen ihre dornigen Schilde längs den Felsen in der Sonne, die schlanken Zweige der Bäume fangen an, sich zu belauben, und man hört nichts als das Tröpfeln eines leisen, lauen, kaum fühlbaren Regens. Wie wohl befände man sich hier, um müssig zu sein und seine innersten Empfindungen zu betrachten! Aber man müsste dazu eine immer fröhliche oder wenigstens eine immer gesunde Seele haben.

DIE ANTIKEN

Die Statuen

Wie gut, dass man mich veranlasst hat, ein paar griechische Bücher in meinem Koffer mitzunehmen. Hier ist nichts nützlicher, und ausserdem fallen einem in diesen Galerien einzelne klassische Sätze immer wieder ein. Manche Statue macht einen Vers Homers oder den Beginn eines Gesprächs bei Plato verständlich. Ich versichere Dich, ein Homer und ein Plato sind hier bessere Führer als alle Archäologen, alle Künstler und alle Kataloge der Welt. Zum mindesten sind sie ergötzlicher und für mich klarer. Als Menelaos durch einen Pfeil verwundet wird, vergleicht Homer seinen weissen, durch das Blut rotgefleckten Körper mit dem Elfenbein, das ein karisches Weib in Purpur taucht, um daraus ein Stück Zügel zu machen.

. . . . . und viel der reisigen Männer
Wünschten es wegzutragen; doch Königen hegt sie das Kleinod,
Beides ein Schmuck dem Rosse zu sein, und Ehre dem Lenker:
Also umfloss, Menelaos, das färbende Blut dir die Schenkel,
Stattlich von Wuchs, und die Bein' und zierlichen Knöchel hinunter.

Das ist gesehen, und zwar wie von einem Maler oder einem Bildhauer gesehen. Homer vergisst den Schmerz,

die Gefahr und die dramatische Wirkung, so sehr hat ihn die Farbe und die Form gefasst. Was gibt es für einen gewöhnlichen Leser im Gegenteil gleichgültigeres, als einen roten träufelnden Flecken und die schöne Linie eines Beines und gar in einem solchen Augenblick? Flaubert und Gautier, die man absonderlich und Neuerer nennt, machen heute ganz ähnliche Beschreibungen. Die Alten müssten von Künstlern erläutert werden, bis jetzt sind sie es nur von Stubengelehrten worden. Die, welche ihre Vasen kennen, sehen davon nur die Zeichnung, die schöne regelmässige Komposition und den klassischen Wert, es bleibt noch Farbe, Bewegung und Leben wiederzufinden. Alles das war im Überfluss vorhanden, man braucht nur die Unbändigkeit, die Spässe und die unglaubliche Einbildungskraft des Aristophanes, seine Vergeudung unvorhergesehener und ungereimter Einfälle, seine Phantasie, seine Gassenwitze und die unvergleichliche Frische und überraschende Erhabenheit der Poesie zu betrachten, die er mitten in seine Grotesken wirft. Man könnte allen Geist und allen Schwung von zwanzig Jahren aus den Pariser Künstlerwerkstätten zusammentun, und er würde nicht heranreichen. Der menschliche Kopf war damals auf eine besondere Weise gebaut und ausgestattet. Die Empfindungen drangen mit einem anderen Stoss, die Bilder mit einer anderen Deutlichkeit und die Gedanken mit einer anderen Folge in ihn ein. In gewissen Zügen glichen sie den heutigen Neapolitanern, in einigen anderen den geselligen Franzosen des 17. Jahrhunderts, wieder in anderen den jungen Gelehrten der kleinen Republiken des 16. Jahrhunderts, und wieder in anderen endlich, den bewaffneten Engländern, welche sich zu dieser Zeit in Neu-Seeland niederlassen. Aber man müsste ein Menschenleben und das Genie eines Goethe daran wenden können, um derartige Seelen wieder aufzubauen. Ich ahne nur, ich sehe nicht.

Es gibt hier ausser den Privatsammlungen zwei grosse Museen mit antiken Bildwerken, das des Kapitols und das des Vatikans. Sie sind sehr gut eingerichtet, vor allem das zweite. Die wertvollsten Bildsäulen stehen in besonderen, dunkelrot getünchten Zimmern, so dass die Augen nicht abgelenkt werden, und die Statue ihre ganze Wirkung behält. Die Verzierungen sind ernst und von antiker Mässigkeit, die Überlieferungen haben sich hier besser als wo anders erhalten oder erneuert, die Päpste und ihre Architekten haben, selbst im 17. und 18. Jahrhundert, Grösse in ihrem Geschmack gehabt.

Was diese beiden Gebäude anbetrifft, so verweise ich Dich wieder auf Deine Stiche, die alten sind die besten, zunächst weil sie einer echteren Empfindung entsprungen und dann, weil sie traurig oder doch mindestens streng sind. Sowie eine Zeichnung sauber und gepflegt ist und vor allem, sobald sie sich den eleganten zeitgenössischen Illustrationen nähert, stellt sie Rom in verkehrtem Sinne dar. Man muss bedenken, dass selbst ein modernes Monument vernachlässigt und schmutzig ist, der Winter hat es rissig gemacht, und der Regen es mit fahlen Flecken überzogen, die Fliesen im Hof berühren sich nicht mehr, und manche sind zertrümmert oder in Brüche zerplatzt, die antiken Bildsäulen, welche ihn einfassen, haben die Hälfte eines Fusses verloren und Narben auf dem Körper, die armen Marmorgötter sind von dem Messer eines Gassenbuben zerkratzt worden oder verraten ihren langen Aufenthalt in der feuchten Erde. Vor allem hat die voraneilende Phantasie alles übertrieben. Zwei oder drei Besuche sind nötig, um sie zu einem richtigen Eindruck zu zwingen. Wer hat sich nicht im Innersten Wunder versprochen, wenn er ans Kapitol dachte, dieser grosse Name macht im voraus unruhig, und man ist dann enttäuscht, einen Platz mittlerer Grösse zwischen drei Palästen zu finden, die ebenfalls nicht gross sind. Und dennoch ist

er schön, eine grosse Steintreppe bereitet ihm einen monumentalen Eingang. Zwei Basaltlöwen hüten den Fuss der Rampe, zwei riesige Bildsäulen die Spitze, und Geländer streifen die Luft mit ihren festen Stäben. Zur Linken erhebt indessen eine zweite Treppe von ungeheurer Länge und Breite ihre Stufen bis zu den rötlichen Mauern der Kirche Aracœli hinauf. Auf den Absätzen sitzen Hunderte von Bettlern, die ebenso zerlumpt sind, wie die Callot's und sich majestätisch unter ihren verdrückten Hüten und braunen Leinwandkitteln in der Sonne wärmen. Man übersieht dieses ganze Schauspiel, Kloster und Palast, Kolosse und Gesindel, mit einem Blick; der mit Bauten überladene Hügel erhebt am Ende einer Gasse mit einem Schlage seine von krabbelnden menschlichen Insekten bedeckte Steinmasse. Das ist charakteristisch für Rom.

Das Kapitol

In der Mitte des Platzes steht ein Reiterstandbild Marc Aurels aus Bronze. Die Haltung ist von vollendeter Natürlichkeit. Er macht mit der rechten Hand ein Zeichen: das ist eine kleine Handlung, welche ihn ruhig lässt, seiner ganzen Gestalt aber Leben verleiht. Er will zu seinen Soldaten sprechen und gewisslich nur, weil er ihnen etwas wichtiges zu sagen hat. Er prunkt nicht. Er ist nicht ein Stallmeister, wie die meisten unserer modernen Statuen, und auch kein Fürst, welcher repräsentiert und seinem Berufe obliegt. Die Antike ist immer einfach. Er hat keine Steigbügel, denn das ist eine hässliche moderne Erfindung, ein Gerät, welches der Freiheit der Glieder schadet, ein Werk desselben industriellen Geistes, der die Flanellwesten und die beweglichen Überschuhe erfunden hat. Sein Pferd ist fest und stark und noch verwandt mit den Pferden des Parthenons. Heute nach achtzehnhundert

Jahren Kultur haben sich beide Rassen, Mensch und Pferd, verfeinert, sie haben ein vornehmes Aussehen erlangt. — Rechts, in dem Palast der Konservatoren, befindet sich ein herrlicher Cäsar aus Marmor im Panzer. Seine Stellung ist nicht weniger männlich und natürlich. Die Alten machten sich nichts aus jener halbweichlichen Zartheit, aus jener nervösen Empfindlichkeit, welche wir Vornehmheit nennen und die uns so sehr gefällt. Heute braucht ein vornehmer Mann einen Gesellschaftsraum, er ist Dilettant, er versteht es mit Frauen zu sprechen und, obgleich er der Begeisterung fähig ist, neigt er zum Skeptizismus, seine Höflichkeit ist erlesen, und er liebt schmutzige Hände und schlechte Gerüche nicht, er will nicht, dass man ihn mit dem gemeinen Mann auf einen Haufen tut. Alkibiades fürchtete nicht, mit den Gemeinen zusammengetan zu werden.

Ein ungeheurer, zusammengebrochener Koloss hat seine Füsse, seine Finger und seinen Kopf aus Marmor hier gelassen. Die Teile liegen zwischen den Säulen auf dem Hof. Am meisten aber fallen die barbarischen Könige aus dunklem Marmor auf, welche kraftvoll und traurig in ihren grossen Faltengehängen dastehen. Es sind die Gefangenen Roms, die Besiegten des Nordens, so wie sie hinter dem Triumphwagen einherschritten, um unter dem Beil, am Ausgange des Kapitols, ihr Leben zu endigen.

Man kann keinen Schritt tun, ohne einen neuen Zug des antiken Lebens zu bemerken. Gegenüber dem Hof des Museums streckt sich die grosse Bildsäule eines Flussgottes über einer Quelle aus. Es ist ein mächtiger, heidnischer Rumpf, der halb nackt unter seinem dichten Haar und in seinem grossen, männlichen Götterbart dahinträumt und das natürliche Leben geniesst. Darüber hat der Wiederhersteller des Museums, Clemens XII., seine reizende kleine Büste aufgestellt. Es ist der feine, scharfgeprägte

nachdenkliche Kopf eines Staatsmannes und Stubengelehrten. So steht das zweite Rom neben dem ersten.

Wie soll man eine Galerie beschreiben, man müsste in Aufzählungen verfallen. Lass mich nur einige Statuen als Merkzeichen nennen, um den Gedanken, welche sie einflössen, Gegenstand und Stütze zu geben.

Der Saal des sterbenden Fechters. Das ist eine realistische und keine ideale Bildsäule, aber die Schönheit des Körpers ist dennoch gross, weil diese Art Menschen ihr Leben damit verbrachten, nackt zu turnen.

Neben ihr sieht man einen wunderbaren Antinous, eine grosse bekleidete Juno, den Satyr des Praxiteles und eine Amazone aufgereiht, die ihren Bogen erhebt. Jene Menschen stellten sich den Menschen ganz natürlich nackt vor, und wir stellen ihn uns ebenso natürlich bekleidet vor. Sie fanden in ihrer eigenen persönlichen Erfahrung die Vorstellung eines Rumpfes, einer vollen Brust, welche sich wie die des Antinous dehnt, und die Blähung der Rippenmuskel in einer sich neigenden Flanke, den leichten Übergang der Hüfte und des Schenkels eines jungen Leibes, wie ihn dieser sich beugende Faun zeigt, kurz, sie hatten zweihundert Gedanken über jede Form und jede Bewegung des Nackten. Wir haben nur welche über den Schnitt eines Rockes und über den Ausdruck eines Gesichtes. Die Kunst bedarf dauernder Erfahrung und täglicher Beobachtung, daraus entspringt der öffentliche Geschmack, ich verstehe darunter die bestimmte Bevorzugung einer gewissen Art des Typus. Dieser ausgearbeitete und allgemein verstandene Typus findet immer einige bedeutende Menschen, welche ihn ausdrücken. Darum änderte sich die Kunst, nachdem die gewöhnlichen Gegenstände sich geändert hatten. Der Geist gleicht jenen Käfern, welche die Farbe der Pflanzen annehmen, auf denen sie leben. Kein Wort ist wahrer als dieses: Die Kunst ist der Abriss des Lebens.

Ein Faun aus rotem Marmor. — Dieser ist sichtlich später, aber das zweite Zeitalter setzt nur das erste fort. Das hellenisierte Rom ist nur ein anderes Griechenland. Selbst unter den Kaisern, unter Marc Aurel zum Beispiel, hat sich die gymnastische Erziehung nicht merklich geändert. Die beiden Zivilisationen bilden zusammen nur eine und sind die beiden Stockwerke ein und desselben Hauses. — Der Faun hält in jeder Hand eine Weintraube und zeigt sie mit einem entzückenden, gutgelaunten und durchaus nicht gemeinem Ausdruck. Die körperliche Freude ist im Altertum nicht herabgewürdigt und wie bei uns auf die Arbeiter, die Bürger und die Trunkenbolde beschränkt. Bei Aristophanes ist Bacchus in lustigster Laune, ein Hasenfuss, Wollüstling, Vielfrass und Tropf wie ein Rubens'scher Trinker und dennoch ist er ein Gott! Was für eine Tollheit lachender Phantasie!

Zwei andere gutgemuskelte Faune, die sich halb wenden, und ein Herkules aus vergoldeter Bronze, ein prachtvoller Ringer. — Der ganze Reiz der Haltung beruht in der kleinen Beugung des Körpers nach hinten, das verändert die Haltung des Bauches und der Brustmuskeln. Um das zu verstehen, bleiben uns nur noch die Schwimmschulen an der Seine und Arpin,* der schreckliche Savoyarde, und wie oft hat man schliesslich Arpin gesehn, und wer fühlte sich nicht aufs unangenehmste angewidert von den entkleideten, planschenden Körpern in unseren Froschtümpeln.

Ein grosser Sarkophag stellt die Geschichte des Achilles dar: In Wahrheit gibt es in der Darstellung gar keinen dramatischen Reiz, sondern nur fünf oder sechs nackte junge Männer, zwei bis zum Gürtel bekleidete Frauen in der Mitte, und zwei Greise in den Ecken. Jeder Körper bietet, da er schön und lebendig ist, an sich genug Interesse. Die Handlung ist nebensächlich, die Gruppe ist nicht dazu da, sie darzustellen, sondern die Hand-

* Ein seiner Zeit berühmter Ringer. A. d. Ü.

lung ist da, um die Gruppe zu verbinden. Man gleitet von einer schönen, jungen, bekleideten Frau zu einem schönen, jungen nackten Mann, dann zu einem schönen sitzenden Greis: das ist die ganze Absicht des Künstlers. Man hat Freude daran, einen gebeugten Körper, einen erhobenen Arm und einen fest auf beide Schenkel gesetzten Rumpf zu sehen.

Sicherlich ist das von unseren Gewohnheiten unermesslich entfernt. Wenn wir heute für eine Kunst vorbereitet sind, so sind wir es sicher nicht für die Standbilderkunst. Auch nicht für grosse Malkunst, sondern höchstens für die Landschafts- und Sittenmalerei und noch vielmehr für den Roman, die Poesie und die Musik.

Da ich wage zu sprechen, ohne zu feilschen und die Dinge zu sagen, wie ich sie fühle, so ist meine bestimmte Ansicht, dass die grosse Wandlung der Geschichte ein Werk der Hose ist: Alle Barbaren des Nordens tragen sie schon in den Statuen, sie bezeichnet den Übergang der griechischen und römischen zur modernen Zivilisation. Das ist weder ein Witz noch ein Paradox, nichts ist schwerer zu wechseln als eine allgemeine tägliche Gewohnheit. Um einen Menschen auszukleiden und wieder anzuziehen, muss man ihn zertrümmern und aufs neue formen. Der eigentümlichste Zug der Renaissance ist das Aufgeben des grossen zweihändigen Schwertes und der vollständigen Rüstung; das Wams mit geschlitzten Ärmeln, das Barett und die anliegende Kniehose zeigen dann den Übergang des mittelalterlichen Lebens zum Hofleben an. Die französische Revolution war nötig, um uns zu veranlassen, den Degen und die Wadenstrümpfe fortzulassen, und heute ersetzt der Plebejer, der kotbespritzte Geschäftsmensch mit seinen Stiefeln, seinen Hosen und seinem Gehrock den Höfling auf roten Absätzen, den mit Spitzen behängten Schönredner der fürstlichen Vorzimmer. — Die Nacktheit ist ausserdem eine Erfindung der Griechen, die

Lacedämonier haben sie zu gleicher Zeit wie ihre Verfassung und ihre Kriegskunst erfunden. Die anderen Griechen haben sie gegen die 14. Olympiade angenommen, sie wurden dazu durch die Übungen gezwungen, denen sie ihre soldatische Überlegenheit verdankten. Wenn die braven Meder bei Platäa besiegt worden sind, sagt Herodot, so geschah es zunächst, weil ihre Waffen weniger gut waren, aber auch, weil ihre langen Gewänder sie behinderten. Jeder Grieche, einzeln genommen, war auf diese Weise beweglicher, mit seinen Gliedern geschickter, widerstandskräftiger und für die alte Kampfesart, welche Mann an Mann und Leib an Leib drängte, besser vorbereitet. Die Nacktheit war also ein Teil in einer Gesamtheit von Einrichtungen und Bräuchen und das sichtbare Zeichen, an dem die Nation sich erkannte.

Hier stehe ich nun in dem Saal der Büsten. Es würde weit besser sein, von ihnen mit schweren Sätzen und Ausrufungszeichen zu sprechen, aber ihr Charakter springt einem in die Augen, es ist nicht möglich, ihn anders als mit einem derben Wort zu bezeichnen. Schliesslich waren diese Griechen und diese Römer doch auch Menschen, warum soll man sie nicht ebenso wie Zeitgenossen behandeln?

Scipio Africanus: Ein breiter, haarloser, durchaus nicht schöner Kopf. Die Schläfen sind wie die der Raubtiere abgeflacht, aber das starke Kinn und die fest aufeinandergepressten Lippen verraten den Herrscher.

Pompejus der Grosse: Hier wie in der Geschichte ist er zweiten Ranges.

Cato von Utika: Ein sauertöpfiger Griesgram mit grossen Ohren. Ein eckiges, abgemagertes Gesicht mit verzogenen Backen, er ist ein Brummbär und ein beschränkter Geist.

Corbulo: Er hat einen gewundenen, verrunzelten Hals, der Kolik hat, und sieht aus wie ein Schwindler.

Aristoteles: Ein stattlicher vollkommener Kopf, dem Cuviers ähnlich, nur in der rechten Wange etwas entstellt.

Theophrast: Ein abgearbeitetes Gesicht voller Bangen, er war es, der jenes verzweifelte Wort über das Glück gesprochen, welches Leopardi übermittelt.

Marc Aurel: Seine Büste ist eine von jenen, denen man am häufigsten begegnet, und man erkennt sie sofort an ihren vortretenden Augen wieder. Er sieht traurig und edel aus, sein Antlitz ist das eines Menschen, der ganz und gar von seinem Gehirn beherrscht wird: ein idealistischer Träumer.

Demosthenes: Die ganze Kraft und der ganze Schwung eines Tatmenschen, seine Stirn weicht etwas zurück, der Blick ist wie ein Schwert. Er ist ein vollkommener, stets bereiter Fechter.

Terenz: Ein unschlüssiger Grübler. Eine niedrige Stirn, wenig Schädel, einen traurigen gepressten Ausdruck. Er war ein Klient der Scipionen, ein armer Schützling, ein alter Sklave, ein zarter Purist und gefühlvoller Dichter; man zog seinen Komödien Seiltänze vor.

Commodus: Ein seltsames, feines Gesicht, gefährlich, eigensinnig, mit der Stirn gleichstehende Augen, ein junger, eleganter Stutzer, der wohl absonderliche Dinge tun könnte.

Tiberius: Er sieht nicht edel aus, aber was Charakter und Begabung anbetrifft, so könnte er in seinem Kopfe wohl die Angelegenheiten eines Kaiserreiches und die Verwaltung von hundert Millionen Menschen bergen.

Caracalla: Ein gewalttätiger, gemeiner, viereckiger Kopf, beunruhigend wie der eines Hirsches, welcher angreifen will.

Nero: Ein schöner, voller Schädel, aber eine hässliche Fröhlichkeit. Er gleicht einem Schauspieler, einem ersten Opernsänger, der geckenhaft und lasterhaft ist und eine krankhafte Phantasie und ein krankhaftes Gehirn hat. Der Hauptzug ist das spitze, aufwärts gekrümmte Kinn.

Messalina: Sie ist nichts weniger als schön und hat sich kunstreich mit einer doppelten Reihe gesuchter Haarlocken herausgeputzt. Sie hat ein unbestimmtes, fades Lächeln, das einen unwohl macht. Es ist das Jahrhundert der grossen Dirnen. Diese besass die Unvernunft, Ausschweifung, Empfindlichkeit und Wildheit der ganzen Gattung. Sie war es, welche eines Tages, von der Beredtheit eines Angeklagten gerührt, sich zurückzog, um ihre Tränen zu trocknen, aber vorher ihrem Gatten anbefahl, ihn ja nicht entfliehen zu lassen.

Vespasian: Ein starker, auf vollkommenen Fähigkeiten ruhender, für jedes Ereignis bereiter, kluger Mann, der würdig gewesen wäre, in der Renaissance Papst zu sein.

Man betrachte noch in dem nächsten Saal eine Büste Trajans. Er ist kaiserlich grandios und furchtbar, hochtrabender, spanischer Stolz schlägt wie Flamme aus ihm empor. Man müsste hier die Geschichte des Augustus lesen, diese Büsten sagen mehr als alle schlechten Chroniker, die uns geblieben sind. Jede von ihnen ist die Zusammenfassung eines Charakters, und dank des Talentes der Bildhauer, welche die Zufälligkeiten verwischt und die unwichtigen Besonderheiten unterdrückt haben, erfasst man diesen Charakter im Augenblick.

Von den Antoninen an verdirbt die Kunst sichtlich. Viele Statuen und Büsten sind komisch, ohne es zu wollen und zwar von einer unangenehmen und selbst widerwärtigen Komik, so, als ob man die Fratze eines alten hektischen Weibes, das Zucken eines verbrauchten Mannes, kurz, die niedrigen peinlichen Ausdrücke eines nervösen, verdorbenen Körpers kopiert hätte. Die Skulptur gleicht der Photoskulptur und nähert sich der Karikatur in mancher grossen Frauenstatue mit nacktem Rumpf, mürrischem Gesicht und falschen Locken . . .

Während man seinen Gedanken nachgeht und sich innerlich mit all diesen Wesen aus Stein unterhält, hört

man rings um sich das Wasser, das aus den Löwenmäulern fliesst, murmeln und plätschern. Und bei jeder Biegung der Galerie erblickt man eine neue Landschaft: bald ein grosses Stück geschwärzter Mauer, über der ein Orangenbaum glänzt, bald eine breite Treppe, an der Schlingpflanzen hängen und bald ein wirres Durcheinander von Dächern, Türmen und Terrassen und am Himmelsrande das ungeheure Kolosseum . . .

Ich will heute nichts mehr sehen, aber ist es denn möglich, nicht in die benachbarte Galerie zu treten, wenn man weiss, dass sie die Entführung der Europa von Veronese birgt? Es gibt noch eine andere in Venedig, aber diese hier versetzt das Herz in Freude. Die Stiche geben keine Vorstellung von ihr, man muss die volle blühende Magd in ihrem dunklen, meergrünen Gewande sehen, wie sie sich neigt, um das Armband ihrer Herrin zu befestigen, den edlen Wuchs und die ruhige Gebärde des jungen Mädchens, das den Arm nach der Krone reckt, welche kleine Engel herbeitragen, und die Freude und köstliche Sinnlichkeit, welche aus ihren lachenden Augen, ihren schönen erblühten Formen und aus dem Glanz und Einklang der verschmolzenen Farben strömt. Europa sitzt auf einem prachtvollen, gelben, goldigen, schwarzgestreiften Seidenstoff, ihr Rock von bleichem, rosigem Violett lässt einen schneeweissen Fuss sehen, das gefaltete Hemd umrahmt die weiche Rundung des Halses, ihre glänzenden Augen schauen träumend auf die Kinder, die in der Luft spielen, und an ihren Armen, an ihrem Hals und an ihren Ohren schillern weisse Perlen.

Das Forum ist zwei Schritte entfernt. Ich ging hin, um mich dort auszuruhen. Der Himmel war vollkommen klar, die scharfen Linien der Mauern und die alten verfallenen, übereinandergestellten Bogengänge hoben sich vom Blau so ab, als ob sie mit einem spitzen Stift gezeichnet wären; es machte Freude, immer wieder mit den Augen auf ihnen

entlang zu gleiten. Die Form an sich hat in dieser klaren Luft, unabhängig von Ausdruck und Farbe, als ein Kreis, ein Oval oder eine schöne Krümmung auf hellem Grund, ihre eigene Schönheit. Allmählich wurde das Blau fast grün, und dieses kaum wahrnehmbare Grün war dem der Edelsteine und der Quellwasser ähnlich, aber es war noch zarter als sie. In der ganzen langen Strasse sah man nur Seltsames oder Schönes: Halb vergrabene Triumphbögen quer übereinandergestellt, am Rand des Weges Trümmer gefallener Säulen, ungeheure Schäfte und Kapitele, zur Linken die riesigen Bogen der Basilika des Konstantin, welche von grünen Kletterpflanzen über und über bewachsen ist, auf der anderen Seite die Trümmer des Palastes der Cäsaren, einen mächtigen Haufen verrosteter Ziegel, welchen Bäume krönen, Sankt Cosma mit einem Portal aus geborstenen Säulen, Santa Francesca mit seinem zierlichen Glockenturm, in der Höhe des Himmelsrandes eine dunkle Reihe schlanker Zypressen und noch weiter, gleich einem zertrümmerten Molo, die verfallenen Bogen des Venustempels und im letzten Hintergrund, als Abschluss, das riesige von lachendem Licht vergoldete Kolosseum.

Auf alle diese grossen Dinge hat sich das moderne Leben eingenistet, wie ein Pilz auf eine abgestorbene Eiche. Halb bewachsene Hopfenstangen umgeben, wie die geschmückten Strassenpfähle bei einem Dorffest, den Graben, aus dem sich die ausgegrabenen Säulen des Jupiter-Stator-Tempels erheben.

Gras wächst auf den eingestürzten Stufen. Zerlumpte Gassenjungen spielen dort Scheibenwerfen. Alte Weiber mit aussätzigen Kindern wärmen sich zwischen Kothaufen in der Sonne. Weisse und braune Mönche gehen vorbei, dann Seminaristen mit schwarzen Hüten, geführt von einem hochnasigen Priester. Eine Werkstatt für eiserne Betten klopft und dröhnt neben der Basilika. Beim Eintritt in das Kolosseum liest man ein Gebet an die Jungfrau,

welches hundert Tage Ablass verschafft, und dieses Gebet behandelt sie wie eine unabhängige Göttin. Nichtsdestoweniger entdeckt man aber auch Züge der alten Rasse und des alten Geistes. Viele dieser alten Weiber gleichen den Sibyllen der Renaissance. Mancher Bauer in Ledergamaschen und in seinem erdbefleckten Mantel hat ein wundervolles Gesicht, eine gebogene Nase, ein griechisches Kinn und schwarze, sprechende Augen, welche von natürlichem Geist leuchten und funkeln. Unter den Bogen der Konstantinskirche hörte ich eine halbe Stunde lang eine Stimme, welche Litaneien zu psalmodieren schien. Ich ging näher heran und fand einen jungen Mann auf der Erde sitzen, welcher mit einem rezitierenden Ton aus dem Orlando furioso den Kampf Rolands mit Marsilius fünf oder sechs auf dem Boden liegenden Schlingeln vorlas. — Man kehrt um und geht in die nächstgelegene Herberge, zu Lepri, frühstücken: ein schmutziger Kerl, ein pomadisierter Friseur mit einem alten fetten Haarbüschel, das ihm bis auf die Backen herabfällt, setzt sich in ein Nebenzimmer, bewaffnet mit einer Mandoline und einem kleinen tragbaren Pianino, und führt mit seinen beiden Armen und seinen beiden Füssen den Cantus und den Bass aus und spielt einem Melodien von Verdi, ein Finale aus der Sonnambula, und die Zartheit, Feinheit, Abwechselung und der Ausdruck seines Spieles sind wunderbar. Dieser arme Teufel hat eine Seele, die Seele eines Künstlers, und man vergisst zu essen, während man ihn hört.

Der Vatikan

Dieses hier ist wahrscheinlich der grösste Schatz antiker Skulptur, den es auf der Welt gibt. Ich schreibe eine Seite Griechisch nieder, welche man im Kopf haben muss, wenn man ihn durchwandelt.

*„Als wir aber hievon genug hatten, fragte ich sie wieder meinerseits, wie es jetzt hier stände mit der Weisheitsliebe und mit den Jünglingen, ob welche von ausgezeichnetem Verstande oder Schönheit oder beidem sich seitdem hervorgetan hätten. — Kritias, der den Blick nach der Tür gerichtet, eben einige Jünglinge Mutwillen miteinander treibend, hereinkommen sah, und noch einen grossen Haufen hinter ihnen, sagte darauf: Wie es mit den Schönen steht, o Sokrates, das wirst Du, dünkt mich, gleich selbst sehen. — Denn diese eben Hereintretenden sind gerade die Vorläufer und Liebhaber dessen, der für den Schönsten gehalten wird, wenigstens für jetzt; gewiss auch ist er selbst schon wo auf dem Wege hieher in der Nähe. — Wer, fragte ich, ist er denn, und wem angehörig? — Auch Du kennst ihn wohl, sprach er, er war aber ehe, Du abreistest, noch nicht unter den Jünglingen, Charmides, mein Vetter, meines Oheims Glaukon Sohn. — Den kenne ich freilich, beim Zeus, sagte ich. Schon damals war er gar nicht übel, wiewohl noch ein Knabe, jetzt meine ich, muss er schon ein ziemlich herangewachsener junger Mensch sein. — Sogleich, sprach er, wirst Du sehen, wie gross und wie schön er geworden ist. Und indem er dieses sagte, trat auch Charmides herein . . .

Er erschien mir ganz bewunderungswürdig von Wuchs und Schönheit. Aber auch die andern alle dünkten mich in ihn verliebt zu sein, so waren sie entzückt und verwirrt, als er hereinkam. Viele Liebhaber waren auch noch unter denen, die ihm folgten. Und dass es uns Männern so erging, war weniger zu verwundern, allein ich hatte auch auf die Knaben Acht, dass keiner von ihnen anderwärts hinsah, auch nicht der kleinste, sondern alle betrachteten wie ein Götterbild nur ihn.

Da rief Chairephon mich an und sagte: Nun Sokrates, wie findest Du den Jüngling? Nicht schön von Angesicht?

* Übersetzung Schleiermachers.

— Über die Massen, sagte ich. — Und doch, sprach er, wenn er sich entkleiden wollte, würdest Du sagen, sein Gesicht sei nichts, so durchaus schön ist er von Gestalt. Auch die andern sagten alle dasselbe, wie Chairephon. — ... Freilich, sagte ich, ist es billig, o Charmides, dass Du Dich in allen dergleichen Dingen vor den übrigen auszeichnest. Denn ich glaube nicht, dass noch irgend ein anderer hier bei uns leicht würde nachweisen können, aus welcher zwei athenischen Häuser Vereinigung sich ein besserer und edlerer Abkömmling wahrscheinlich erwarten liesse, als aus der beiden, von welchen Du entsprossen bist. Denn euer väterliches Haus von Kritias, dem Sohne des Dropides her, ist uns durch die Gesänge des Anakreon sowohl, als durch Solons und anderer Dichter Überlieferung angepriesen, als ausgezeichnet durch Schönheit und Tugend, und was man sonst zur Glückseligkeit zu rechnen pflegt; und das mütterliche ebenso. — Denn für schöner und stattlicher als dein Oheim Pyrilampes soll keiner auf dem festen Lande gehalten worden sein, so oft jener an den grossen König oder sonst wohin auf das feste Land als Gesandter geschickt worden ist. Und dieses ganze Haus gibt in keinem Stücke jenem anderen etwas nach. Aus solchen entsprossen, ist es also billig, dass Du in allem der erste seist."

Mit diesem Auftritt im Geist darf man die grossen Säle betreten und die Bildsäulen handeln und denken sehen, zum Beispiel den Diskobol und den jungen Ringer, der, wie man sagt, eine Kopie nach Lysipp ist. Dieser letzte hat eben gelaufen und trägt in seiner Hand eine Nummer, an der man erkennt, dass er als Fünfter angekommen ist, und lässt sich mit der Striegel reiben. Der Kopf ist klein, und seine Intelligenz übersteigt nicht die körperliche Übung, die er soeben ausgeführt. Dieser Ruhm und diese Beschäftigung genügten ihm. In der Tat erschienen die gymnastischen Triumphe in den schönsten Zeiten

Griechenlands so wichtig, dass viele junge Männer sich jahrelang bei Lehrern und nach einem besonderen Plan darauf vorbereiteten, wie man heute Rennpferde durch den Trainer vorbereiten lässt. Er hat einen etwas müden Ausdruck und kratzt sich mit der Striegel den klebenden Schweiss und Staub von seiner Haut. Man verzeihe mir dieses Wort, er reinigt sich. Jenes andere Wort ist für uns hässlich, es war es aber nicht für die Griechen, welche nicht, wie wir, das menschliche von dem tierischen Leben getrennt hatten. Als Homer die Krieger, welche vor Troja stehen, aufzählt, stellt er, ohne daran zu denken, Pferde und Menschen auf eine Stufe:

„Solche waren die Fürsten der Danaer, und die Gebieter.
Doch wer war der trefflichste dort: das verkünde mir, Muse:
Jener selbst und der Rosse, die Atreus Söhnen gefolget?"

Andernteils muss man bedenken, welches Fleisch ein derartiges Leben erzeugen musste, welche Festigkeit in Gewebe und Ton Öl, Staub, Sonne, Bewegung, Schweiss und die Striegel den Muskeln verleihen mussten. In den Rivalen von Plato spottet ein Jüngling, der sich ganz der Gymnastik hingegeben, bitter über seinen Gegner, der ein Leser und Gelehrter geworden ist. „Es sind die mässigen Anstrengungen, die den Leib tüchtig machen, wie sollte man auch sonst anders jenen überwachten und ausgehungerten Mann dort sehen, der ungelenk im Genick ist und mager von den Abquälungen seines Geistes? Und alle fingen an zu lachen."

Der Körper dieses Ringers ist vollkommen schön und fast wirklich, denn er ist weder ein Gott noch ein Held, darum ist auch der kleine Zeh verdorben, der Unterarm ziemlich mager und der Abfall der Lenden sehr stark, aber die Beine, vor allem das rechte, von hinten gesehene, haben die Schnell- und Schwungkraft eines Windhundes. Vor einer derartigen Statue fühlt man ganz deutlich den Unterschied,

welcher die antike Zivilisation von der unseren scheidet. Eine ganze Stadt erwählte für Ringkampf und Wettlauf die schönsten Jünglinge aus den besten Familien; sie wohnte den Spielen bei, Männer und Frauen waren dort, und man verglich die Rücken, die Beine, die Brustkörbe und alle Muskeln, die sich bei den hunderttausend verschiedenen Arten der Anstrengung verschieden bewegten. Ein gewöhnlicher Zuschauer war ebenso Kenner, wie heute ein Reiter die Pferde bei einem Derby oder einem Ringstechen beurteilt. Bei der Rückkunft empfing die Stadt den Sieger durch eine öffentliche Feierlichkeit. Manchmal erwählte man ihn zum General, sein Name kam in den Festkalender der Stadt, seine Bildsäule stand mit denen der Schutzgötter auf gleicher Stufe, und der Sieger im Rennen verlieh der Olympiade ihren Namen. — Als die Zehntausend ans Schwarze Meer gelangten und sich gerettet fühlten, war ihr erster Gedanke, Spiele zu feiern. Sie waren den Barbaren entkommen, und nun konnte das echte griechische Leben wieder anfangen. „Dieser Hügel", sagte Dracontios, „ist ein ausgezeichnetes Gelände, um zu laufen, wohin man will. — Aber wie kann man auf einem so rauhen holprigen Boden laufen? — Um so schlimmer für den, der fällt! Für den grossen Stadionslauf meldeten sich mehr als sechzig Kreter, die anderen zum Ringkampf, zum Faustkampf und zum vereinigten Ring- und Faustkampf. Das Schauspiel war schön, denn es gab viele Athleten unter ihnen, und da ihre Gefährten zuschauten, strengten sie sich aufs äusserste an."

Ein Jahrhundert später, zur Zeit des Aristoteles, des Menander und des Demosthenes, als die Geisteskultur vollkommen war, und Philosophie und Komödie sich schon ihrer Vollendung und ihrem Verfall näherten, entkleidete sich Alexander in der Troas mit seinen Gefährten, um durch Wettläufe das Grab des Achilles zu ehren. Man stelle sich vor, dass Napoleon dasselbe bei seinem ersten Feld-

zug in Italien getan hätte. Die entsprechende Handlung bestand für ihn darin, vermute ich, seine Uniform zuzuknöpfen und ernst und steif dem Tedeum in Mailand beizuwohnen.

Man kann die Vollkommenheit dieser körperlichen Erziehung in dem jungen Athleten erkennen, der den Diskus schleudert, in der Beugung seines ganz auf eine Seite geneigten Körpers und in der Bereitschaft aller seiner Glieder, welche sich dehnen oder zusammenziehen, um die höchstmöglichste Kraft an einem Punkte zu vereinigen. Über diesen Gegenstand ist ein Wort Platos sehr auffällig, er teilt die Erziehung in zwei gleiche Zweige, in die Gymnastik und in die Musik. Unter Gymnastik versteht er alles, was die Gestaltung und Übung des nackten Körpers betrifft, unter Musik alles, was im Gesang enthalten ist, das heisst, ausser der Musik, die Worte und die Gedanken der Hymnen und der Gedichte, welche Religion, Gerechtigkeit und die Geschichte der Heronen lehrten! Welcher Ausblick auf die antike Jugend, welch ein Gegensatz, wenn man unsere Erziehung der Halbwisserei und geistigen Krüppelei gegenüber stellt!

Eine grosse liegende Statue, der Nil: eine Kopie davon ist in den Tuilerien. Es gibt nichts Anmutigeres, nichts Flüssigeres, als die kleinen, so kleinen Kinder, welche auf seinem grossen Körper spielen, man kann die Fülle, die Ruhe, das ungewisse und fast göttliche Leben eines Flusses nicht besser darstellen. Ein göttlicher Körper . . . diese beiden Worte schreien, wenn man sie in einer modernen Sprache nebeneinanderstellt . . . und sie enthalten den Mutterbegriff der antiken Zivilisation. — Hinter dem Flussgott stehen entzückende, junge, jugendliche Ringer, die ihre Ölkannen in der Hand tragen; einer von ihnen, welcher kaum dreizehn Jahre zählt, ist der Lysis oder Menexenes des Plato.

Von Zeit zu Zeit gräbt man Inschriften aus, welche

diese von den unseren so entfernten Gewohnheiten und Sitten beleuchten. Hier ist eine, welche in diesem Jahre publiziert und auf der Basis des Standbildes eines jungen Athleten aus Thera gefunden worden ist. Die vier Verse haben die Schönheit, Schlichtheit und Kraft einer Statue:

„Nur um den Preis des Blutes wird der Sieg im Faustkampf errungen, dieser Knabe aber, des Atem noch heiss war von der harten Faustschlacht, blieb fest in der schweren Arbeit des Pankrations, und dasselbe Morgenrot hat Dorokleides doppelt bekränzt gesehn."

Aber man muss an das Schlechte wie an das Gute zur gleichen Zeit denken. Die Liebe, welche das Leben in den Gymnasien einflösste, ist eine Entartung der menschlichen Natur; in dieser Hinsicht sind die Erzählungen Platos ungeheuerlich. Ebenso entwickeln diese antiken Sitten, welche im Menschen das Tier verehren, auch das Tier im Menschen: was dieses anbetrifft, ist Aristophanes unglaublich. Wir halten uns für verdorben, weil wir anstössige Romane haben, was würde man aber sagen, wenn man die Lysistrata auf einem unserer Theater spielen wollte? Glücklicherweise zeigt die Bildhauerkunst von dieser absonderlichen Welt einzig und allein die Schönheit. Eine stehende Kanephore beim Eintritt in den Braccio nuovo gleicht der des Parthenons, obgleich sie von untergeordneter Arbeit ist. Wenn ein Mädchen aus guter Familie, wie dieses als Gewand nur ein Hemde und darüber ein Halbhemde trug, wenn sie die Gewohnheit hatte, Vasen auf ihrem Kopfe zu tragen und sich infolgedessen gerade zu halten, wenn sie als ganze Toilette nur ihre Haare aufband oder sie in Locken herabfallen liess, wenn das Antlitz von den tausend kleinen Ziereien und tausend kleinen bürgerlichen Ausdrücken nicht gefaltet war, so konnte sie wohl die ruhige Haltung dieser Bildsäule haben. — Heute noch ist etwas davon in den Bäuerinnen der Umgegend,

welche ihre Körbe auf dem Kopf tragen, aber sie sind von der Arbeit und den Lumpen entstellt. — Der Busen wölbt sich unter dem Hemde, die Tunika klebt und ist sichtlich nur ein dünnes Linnen, man sieht die Form des Beines, welches den Stoff am Knie durchbricht, und die Füsse stecken nackt in Sandalen. Nichts kann den natürlichen Ernst des Gesichtes wiedergeben, gewisslich, wenn man die wirkliche Gestalt mit ihren weissen Armen und ihren schwarzen Haaren unter dem Licht der Sonne wiedersehen könnte, würden sich die Kniee aus Ehrfurcht und Entzücken wie vor einer Göttin beugen.

Man betrachte eine ganz verschleierte Bildsäule, zum Beispiel die der Keuschheit: es ist offenbar, dass das antike Gewand die Form des Körpers nicht verdirbt, dass die eng anliegenden oder frei spielenden Falten ihre Formen und ihr Spiel vom Körper empfangen, und dass man ohne Mühe durch die Falten hindurch das Gleichgewicht des ganzen Knochengerüstes, die Rundung der Schulter oder der Hüfte und die Krümmung des Rückens verfolgen kann. Die Vorstellung vom Menschen war damals nicht, wie bei uns, die eines reinen oder unreinen Geistes mit einem Paletot von Dusautoy oder einem Kleide aus Alexandrien, sondern die einer Brust, eines Rückens, einer Verbindung von Muskeln, eines Rückgrates mit vorspringenden Wirbeln, der Sehnen des Halses und eines von den Fersen bis zu den Lenden gestreckten Beines. Man hat behauptet, Homer habe sich auf Anatomie verstanden, weil er genau die Wunden, das Schlüsselbein und das Steissbein beschreibt. Aber er wusste vom Menschen, von seinem Leibe und seiner Brust nur, was damals jedermann davon wusste. Das wenige, was ich in der Anatomiestunde gelernt habe, erhellt mir nur den vierten Teil der Dinge. Es ist heute unmöglich, die Gedanken jener Künstler zu verstehen, wenn man nicht selber die Gelenke des Halses und der Glieder abgetastet und, als Vorbedingung, eine Vorstellung

erworben hat von den beiden Hauptteilen des Körpers, von der beweglichen Büste auf dem Becken, und nicht den Mechanismus kennt, welcher alle Muskeln, von der Fusssohle bis zu den Waden, an den Schenkeln und an den Gruben der Lenden verbindet, um einen Menschen aufzurichten und ihn gerade zu halten.

Nichts von alledem ist ohne das antike Gewand möglich. Man betrachte: Diana Endymion anblickend. Ihr Gewand fällt bis auf die Füsse herab, ausserdem trägt sie ein zweites, gewöhnliches Überkleid, aber der Fuss ist bloss. So bald der Fuss beschuht ist, wie der der hübschen Mädchen, welche hier mit einem Führer in der Hand herumgehen, sieht man den natürlichen Körper nicht mehr, sondern eine künstliche Maschine. Das, was man gewahrt, ist nicht mehr ein Menschenwesen, sondern ein gegliederter Panzer, der vortrefflich gegen die Unbilden des Wetters schützt und angenehm ausstaffiert ist, um in einem Zimmer zu glänzen. Die Frau ist durch die Kultur und die moderne Tracht eine Art Käfer geworden: in der Taille eingeschnürt, starr in einem schillernden Mieder, auf harte lackierte Stelzen gestellt und mit Anhängseln und flimmernden Hüllen beladen; die Bänder, die Hüte und die Krinoline haben die Bewegung und das Schillern der Fühlhörner und des doppelten Flügelpaares. Sehr oft beschränkt sich die Gestalt auf die Augen und auf den Ausdruck, der ganze Körper hat die kribbelnde Beweglichkeit einer Hummel, der beste Teil der Schönheit besteht in der nervösen Lebendigkeit, vor allem in der koketten Anordnung der bunten Hülle und in dem umständlichen, schmuckbesetzten Apparat, der rings herum rauscht. — Hier zeigt der nackte Fuss im Gegenteil sofort, dass die lange Tunika nur ein belangloser Schleier ist. Der Gürtel ist ein schlichter, mit dem ersten besten Knoten unter dem Busen geknoteter Strick, die beiden Brüste heben den Stoff, die auf der Schulter befestigte Tunika ist an dieser Stelle nicht breiter als zwei

Finger, so dass man fühlt, wie die Schulter sich in dem Arm fortsetzt, welcher voll und stark ist und jenen beiden fadendünnen Stengeln nicht gleicht, welche heute an den beiden Seiten eines Korsetts herabhängen. Sobald es ein Korsett gibt, gibt es keinen natürlichen Körper mehr. Diese Kleidung dagegen lässt sich in einem Augenblick an- und ablegen, sie ist nur ein Stück Linnen, das man genommen und sich damit umhüllt hat.

Alles das befindet sich in dem Braccio nuovo und ausserdem noch eine Menge anderer Statuen, zum Beispiel die des Augustus und des Tiberius, und neben jeder grossen Figur steht eine Kaiserbüste. Man kann nicht alles aufschreiben, ich vermerke nur eine Julia, Tochter des Titus. Der Körper ist noch schön, aber der Kopf trägt die lächerlichen, modernen Haarbauschen. Dieser eine Schmuck genügt, um die Wirkung der Skulptur und jeder antiken Vorstellung zu zerstören.

Von dort geht man durch einen langen, ebenfalls von griechischen und römischen Überresten bevölkerten Gang und kommt zu dem Museum Pio-Clementino, in welchem die Kunstwerke getrennt und in Räumen von mittlerer Grösse um irgend ein Hauptstück aufgestellt sind. Ich sage nichts über die nur seltsamen Gegenstände, zum Beispiel über das Grabmal der Scipionen, welches für die Altertumsforscher so wertvoll und so einfach in der Form ist und dessen Stein wie gebackene Asche aussieht. Die Männer, welche hier eingesargt liegen, gehören dem Geschlecht der grossen Römer an, welche durch die Einnahme von Samnium und die Bildung der Kolonien den Grund zu der Macht Roms über Italien und in der Folge über die Welt gelegt haben. Sie sind die Gründer, die Besieger Karthagos und Mazedoniens, die übrigen haben ihren Bau schliesslich nur weitergeführt. Dieser Tuffsteinblock ist einer der ersten Grundsteine des Gebäudes, in welchem wir heute noch leben, und die Inschrift erscheint

wie die ernste Stimme des Toten, der sich hier vor einundzwanzig Jahrhunderten niedergelegt hat:

Cornelius Lucius Scipio Barbatus
Des Vaters Gnaevos Sohn, ein Mann so klug wie tapfer,
Dess' Wohlgestalt war seiner Jugend angemessen,
Der Consul, Censor war bei euch wie auch Aedilis.
Taurasia, Cisauna, nahm er ein in Samnium,
Bezwingt Lucanien ganz und führet weg die Geiseln.

Hier in diesem Museum befinden sich die Meisterwerke, — zunächst der Torso des belvederischen Herkules, welchen Michelangelo so pries. Durch seine Lebendigkeit, die grandiose Anspannung, die mächtige Gelenkfügung der Schenkel, den Stolz der Bewegung und die Mischung menschlicher Leidenschaft und idealen Adels stimmt er in der Tat mit dem Stile Michelangelos überein. — Etwas weiter steht der Meleager, dessen Kopie sich in den Tuilerien befindet. Es ist nur ein Körper, aber einer der schönsten, die ich jemals gesehen habe. Der fast viereckige, wie der Napoleons in festen Winkeln geschnittene Kopf hat nur eine mittelmässige Stirn, und der Ausdruck ist der eines etwas halsstarrigen Menschen, in jedem Falle verrät nichts jene grosse Begabung und geistige Regheit, welche wir unseren Bildsäulen zu verleihen nicht verfehlen, und welche in dem Beschauer sofort den Gedanken wachrufen, dem armen, grossen, so wenig bekleideten Manne eine Hose und einen Rock anzubieten. Die Schönheit dieses hier beruht in dem mächtigen Hals und in dem so schön in die Schenkel auslaufenden Rumpf; er ist ein Jäger und Krieger und nichts weiter, und er ist es ebensosehr durch die Muskeln der Kniekehlen, wie durch den Kopf . . . Jene Menschen hatten für die menschliche Gattung die Einrichtung der Gestüte erfunden, und daher stammt ihr Rang in der Geschichte. Die Spartaner, die in den alten Zeiten Griechenlands allen anderen Städten den Anstoss gegeben haben,

borgten sich untereinander ihre Frauen, um ausgesuchte Sprösslinge zu erhalten. Plato, ihr Bewunderer, rät in dieser Beziehung den Stadtältesten, die jährlichen Heiraten derart zu vollziehen, dass die besten Männer die besten Frauen bekommen. Xenophon verspottet seinerseits Athen, wo es nichts ähnliches gab und lobt die Erziehung der spartanischen Frauen, welche einzig darauf zielte, sie im richtigen Alter gebären und schöne Kinder haben zu lassen. „Ihre jungen Mädchen", sagt er, „üben sich in Lauf und Kampf, und das ist weise befohlen, denn wie sollten Frauen, welche, wie man es gewöhnlich will, dazu erzogen sind, Leinwand zu nähen und stillzusitzen, irgend etwas Grosses gebären?" Er bemerkt, dass in ihren Ehen alles zu diesem Ziele geregelt sei, ein Greis darf seine junge Frau nicht für sich behalten: er muss unter den jungen Leuten, von denen er am meisten den Körper und die Seele bewundert, einen Mann wählen, den er in sein Haus führt und der ihm Kinder zeugt. Man sieht, dass es sich bei diesem Volk, welches den gymnastischen und soldatischen Geist der nationalen Verfassung am weitesten getrieben hat, vor allem darum handelte, die Rasse zu gestalten.

Ein kleiner Rundsaal daneben birgt die Meisterwerke Canovas, welche Stendhal, ich weiss nicht warum, so sehr gelobt hat. Ein Perseus ist ein weibischer Stutzer, zwei Ringer sind gehässige Boxer, entkleidete Knochengerüste, die damit beschäftigt sind, Faustschläge auszutauschen. Es gibt kein Mittelglied zwischen Fadheit und Grobheit, zwischen einem hübschen jungen Gesellschaftsmenschen und einem Sackträger. Diese Ohnmacht offenbart im Augenblick den Unterschied zwischen der Antike und der Moderne.

Wenn man weiter geht, findet man den Merkur von Belvedere. Es ist ein junger, stehender Mann wie der Meleager, aber noch schöner, der Rumpf ist kraftvoller und der Kopf feiner, über sein Antlitz fliegt ein leiser, lächelnder

Ausdruck, die Anmut und Schamhaftigkeit* eines wohlgeborenen Jünglings, der zu sprechen weiss, weil er aus einer klugen, ausgewählten Rasse stammt, welcher aber zu sprechen zaudert, weil seine Seele noch jung ist. Der griechische Ephebe, vor dem Aristophanes den Gerechten und den Ungerechten sprechen lässt, hatte genug gelaufen, gerungen und geschwommen, um diese prachtvolle Brust und diese geschmeidigen Muskeln zu haben, und er war der ursprünglichen Einfachheit so nahe und so frei von den Liebhabereien, Gesprächen und Verfeinerungen geblieben, welche sich damals einzuführen begannen, dass er ein so stilles Antlitz haben konnte. Diese Stille ist so gross, dass man sie beim ersten Blick für einen „maulenden" oder etwas traurigen Ausdruck halten könnte.

Der Apollo von Belvedere gehört einem späteren, weniger einfachen Zeitalter an. So schön er auch immer sein mag, er hat den Fehler, etwas elegant zu sein, er konnte Winckelmann und den Kritikern des achtzehnten Jahrhunderts gefallen. Seine wulstigen Haare fallen mit entzückender Vornehmheit hinter die Ohren und richten sich wie bei einer Frau auf der Stirn als eine Art kleines Diadem auf; seine Haltung gibt ungefähr die Vorstellung von einem jungen schönen Lord, der einen Lästigen abweist. Sicherlich hat dieser Apollo eine gute Lebensart und ausserdem ein Bewusstsein seines Ranges gehabt. Ich bin sogar sicher, dass er Bediente gehabt hat.

Der Laokoon ist ebensowenig aus einem sehr frühen Alter; ich glaube, dass diese beiden Statuen anfangs deshalb mehr als die anderen bewundert worden sind, weil sie dem modernen Geschmack näher stehen als jene. Diese hier ist ebenso wie ein Trauerspiel von Euripides ein Kompromiss zwischen zwei Stilen und zwei Epochen. Der Ernst und die Erhabenheit des ersten Stiles bestehen noch in der ebenmässigen Stellung der Kinder und in

* Infans pudor.

dem edlen Kopf des Vaters, welcher Kraft und Mut verloren hat und die Stirn runzelt, ohne zu schreien, aber die neue sentimentale und ausdrucksvolle Kunst offenbart sich in dem furchtbaren, rührenden Charakter des Vorwurfs, in der grässlichen Realistik der wogenden Schlangenleiber, in der rührenden Schwachheit des armen Kleinen, welcher sofort stirbt, in der Ausgeführtheit der Muskeln, des Rumpfes und der Füsse, in der schmerzvollen Blähung der Muskeln und in der ängstlich genauen Anatomie körperlichen Leidens. Aristophanes hätte von dieser Gruppe dasselbe wie von dem Hippolytos und der Iphigenie des Euripides gesagt, nämlich, dass sie weinen mache und nicht stärke; anstatt die Weiber in Männer zu verwandeln, verwandelt sie die Männer in Weiber.

Wenn die Schritte der Besucher den Frieden der Säle nicht störten, würde man hier den ganzen Tag verbringen, ohne es zu merken. Jeder Gott und jeder Held steht ruhig in seiner Kapelle, umgeben von geringeren Bildsäulen. Die vier Kapellen bilden die Ecken eines achtseitigen Hofes, um welchen ein Säulengang führt. Becken aus Basalt und Granit und mit Figuren bedeckte Sarkophage stehen hier und da auf dem Marmorpflaster. Einzig ein Springbrunnen regt sich und murmelt in diesem Allerheiligsten aus reglosen Steinen und idealen Formen. Ein grosser Altan blickt auf die Stadt und das Land hinaus; von dieser Höhe herab sieht man den ungeheuren Raum sich breiten, Gärten, Villen, Kuppeln, schöne Pinien, die nebeneinander in der klaren Luft stehen, Reihen schwarzer Zypressen vor der Weisse und Helligkeit der Bauten, und am Horizont eine lange Kette gezackter Gipfel, deren beschneite Spitzen in das Himmelsblau hinaufragen.

Ich bin zu Fuss hinter die Engelsburg und dann die Tiber, auf dem rechten Ufer entlang, zurückgegangen. Man kann sich einen gleichartigen Gegensatz nicht vorstellen. Das Ufer besteht aus einem langen Streifen lockeren

Sandes, der von verlassenen dornigen Hecken eingefasst wird. Gegenüber auf dem anderen Ufer erstreckt sich eine Reihe alter schmutziger Häuser und erbärmlicher, vergilbter, verschiefter Baracken, welche über und über durch das Eindringen des Wassers und die Berührung mit dem menschlichen Ungeziefer befleckt sind. Einige tauchen mit ihren zernagten Grundmauern in den Fluss, andere lassen zwischen sich und ihm einen kleinen, von Kehricht verpesteten Hof. Man kann sich nicht vorstellen, was aus einer Mauer wird, welche hundert Jahre lang die Unbilden des Wetters und den Schmutz eines Haushaltes hat erdulden müssen. Dieser ganze Uferrand gleicht dem zerfetzten Rock einer Hexe, oder ich weiss nicht welchem Überbleibsel eines schmierigen, durchlöcherten Scheuerlappens. Die Tiber rollt gelb und schlammig durch diese Wüste und diesen Moder.

Das Interessante und Malerische fehlt indessen niemals. Hier und dort taucht die Ruine eines alten Turmes senkrecht in den Fluss, ein Platz unterhalb einer Kirche erstreckt seine Stufen bis in das Wasser hinab, und Barken legen dort an. Man wird an jene alten, durch den Regen halb verwischten, zerrissenen und beschmutzten Stiche erinnert, welche man auf unseren Quais findet und auf denen man immer irgend ein grossartiges Stück von einem Gebäude oder einer Landschaft neben einer Grube oder zwischen zwei Schmutzhaufen sieht.

Das Pantheon. Die Caracallathermen

Man könnte hier zwei oder drei Jahre bleiben und doch täglich etwas Neues lernen. Es ist das grösste Museum der Welt, alle Jahrhunderte haben irgend etwas darin zurückgelassen. Wieviel davon kann ich denn in einem Monat sehen? Ein Mensch, welcher die Zeit zu studieren hätte und zu sehen verstände, könnte hier in einer Säule,

einem Grabmal, einem Triumphbogen, einem Aquadukt und vor allem in den Cäsarenpalästen, welche man ausgräbt, die Mittel finden, das kaiserliche Rom wieder vor seinen Augen zusammenzusetzen und aufzubauen. Ich habe drei oder vier Überbleibsel davon gesehen und versuche etwas aus diesem Stückwerk zu erraten.

Das Pantheon Agrippas befindet sich auf einem schmutzigen, barocken Platz, auf dem elende Droschken halten und den Fremden auflauern. Gemüsebuden werfen ihren Unrat auf das schwärzliche Pflaster, und Scharen von Bauern in grossen Gamaschen und Hammelfellen über den Schultern stehen unbeweglich und gaffen mit glänzenden Augen. Der arme Tempel selber hat alles erlitten, was ein Gebäude erleiden kann: moderne Bauten haben sich an seinen Rücken und an seine Seiten geklebt, man hat ihn mit zwei lächerlichen Glockentürmen versehen und ihm seine Bronzebalken und Bronzenägel gestohlen, um daraus die Säulen für den Baldachin der Sankt Peterskirche zu machen, schon lange haben zwischen seine Säulen geklemmte Buden seinen Umgang versperrt, und die Erde hat ihn derart verschüttet, dass man, um ins Innere zu gelangen, heruntergeht, anstatt zu steigen. Noch heute macht er mit seiner schwarzen Farbe, seinen Rissen, Spalten und mit der halbverwischten Inschrift auf seinem Architrav, trotz aller Ausbesserungen, den Eindruck eines Krüppels und Kranken. Alledem zum Trotze ist der Eingang grandios und prächtig, die acht ungeheuren Korinthischen Säulen des Umganges, die mächtigen massiven Pfeiler, die Balken des Gesimses und die Bronzetüren verraten Eroberer- und Herrscherpracht. Unser Pantheon erscheint im Vergleich ärmlich, und wenn man nach Verlauf von einer Viertelstunde dazu gelangt ist, Entstellung und Schimmel abzuziehen und die moderne, halbverfallene Umgebung von dem Tempel zu trennen und sich dann das weisse, strahlende Gebäude in marmorner Frische mit dem grün-

lichen Schillern seiner Bronzeziegel, seiner Bronzebalken und dem Bronzerelief in seinem Giebel, kurz, wenn man es sich so vorstellt, wie es Agrippa nach der Herstellung des allgemeinen Friedens allen Göttern weihte, so bekommt man bewundernd einen Begriff von dem Triumph des Augustus, welcher in diesem Feste gipfelte und von der Aussöhnung des unterworfenen Weltalls und dem Glanz des vollendeten Kaiserreiches, und man hört die heilige Melodie der Verse, in welchen Virgil den Ruhm dieses grossen Tages feiert:

Doch dreifach in Triumph durchfuhr die romanischen Mauern
Cäsar und weiht unsterblich Gelübd' Italias Göttern,
Rings in der Stadt dreihundert mit Pracht aufsteigende Tempel.
Laut von Spiel und Geklatsch und Fröhlichkeit schollen die Strassen:
Chöre von edelen Frauen, Altäre in sämtlichen Tempeln,
Und vor jedem Altar auf dem Boden geschlachtete Rinder.
Selber gesetzt an der Schwelle des schneeweissschimmernden Phöbus,
Überschaut er der Völker Geschenk' und an prangende Pfosten
Hängt er sie; langhin ziehn die bezwungenen Stämm' in der Ordnung,
Wie vielartig an Laut, so an Tracht und Gewand' und der Waffen.
Wohl hier hatt' er Nomaden geformt und entgürtete Afrer,
Leleger hier und Karer und pfeilbewehrte Gelonen,
Mulciber. Hier ging jetzo in ruhiger Strömung Euphrates;
Moriner, wohnend am Rande der Welt, zweihörnig der Rhenus,
Daher, unzähmbarer Wut, und der Brückenverächter Araxes.*

Man tritt in den Tempel unter die hohe Kuppel, welche sich in jedem Sinne wie ein innerer Himmel wölbt. Das Licht bricht herrlich in einem grossen Strom durch die einzige Öffnung an der Spitze, und neben dieser heissen Helligkeit schwimmen kalte Schatten und durchsichtige Staubgebilde langsam an den Wölbungen entlang. Rings herum

* Diese Scene beschreibt Virgil als auf dem Schilde befindlich, welchen Vulkan, auf Bitte der Venus, dem Äneas gefertigt hatte. A. d. Ü.

reihen sich die Kapellen der alten Götter, jede zwischen ihren Säulen, der Mauer folgend im Kreise, und die ungeheure Grösse der Rundung verkleinert sie noch. So lebten sie vereinigt und herabgedrückt unter der Gastfreundschaft und der Majestät des römischen Volkes, der einzigen Gottheit, welche auf dem eroberten Erdball bestand. Das ist der Eindruck, den dieser Bau hinterlässt: er ist nicht einfach wie ein griechischer Tempel, er entspricht nicht einem primitiven Gefühl, wie die griechische Religion, er zeugt von einer vorgeschrittenen Zivilisation, einer berechneten Kunst und einer gelehrten Überlegung. Er strebt nach dem Grandiosen, will Erstaunen und Bewunderung erregen, ist ein Teil einer Regierung und vollendet ein Schauspiel; er ist die Ausschmückung eines Festes, aber dieses Fest ist das des römischen Reiches.

Man geht über das Forum an den drei Triumphbögen, den grossen Bogen seiner zerstörten Basiliken und dem ungeheuren Kolosseum vorbei. Es gab noch drei oder vier andere, eines von ihnen, der Circus maximus, fasste 400 000 Zuschauer. In einem Seegefecht kämpften unter Claudius 19 000 Gladiatoren, ein silberner Triton, der aus dem See aufstieg, gab auf seiner Trompete das Zeichen. Manches Theater fasste 20 000 Personen. Unter solchen Gedanken kommt man zu den Carakallathermen, dem grössten Dinge, das man nach dem Kolosseum in Rom sehen kann.

Alle diese Kolosse sind im Grunde Zeichen der Zeit. Das kaiserliche Rom plünderte das ganze Mittelmeerbecken, Spanien, Gallien und zweidrittel Englands zum Vorteil von hunderttausend Müssigen aus. Man ergötzte sie im Kolosseum mit dem Gemetzel von Tieren und Menschen, im grossen Zirkus mit Ringkämpfen und Wagenrennen, und in dem Theater des Marcellus mit Pantomimen, Dekorationen und Aufzügen von Waffen und Trachten. Hier badete man

sie; sie kamen, um zu plaudern, Statuen zu betrachten, einen Deklamator zu hören und die heissen Stunden im Kühlen zu verbringen. Alles, was man bis dahin an Bequemem, Angenehmem oder Schönem erfunden hatte, alles, was man in der Welt an Seltsamem oder Prächtigem zusammenraffen konnte, war für sie; die Cäsaren fütterten sie, belustigten sie, suchten ihnen zu gefallen und strebten nach ihren Beifallsbezeugungen. Ein Römer der mittleren Klasse konnte, streng genommen, die Kaiser als Verwalter (procuratores) betrachten, welche gehalten waren, seine Güter zu verwalten, die Beschwerlichkeit seiner Geschäfte von ihm abzuwenden, ihm billig oder umsonst sein Getreide, seinen Wein und sein Öl zu liefern, ihm prunkvolle Gastmahle und wohlveranstaltete Feste zu geben, ihm Gemälde, Bildsäulen, Schauspieler, Fechter und Löwen zu verschaffen, jeden Morgen seinen abgestumpften Geschmack durch irgend eine überraschende Neuigkeit aufzustacheln und sich manchmal zu seinem Vergnügen zu Komödianten, Kutschern, Sängern und Gladiatoren zu machen. Um dieses Volk aus Liebhabern in einer seiner königlichen Lage angemessenen Weise unterzubringen, erfand die Baukunst neue, grossartige Formen. Mächtige Gebäude zeugen immer von irgend einer ähnlichen Übertreibung, von einer übermässigen Vereinigung und Anhäufung menschlicher Arbeit. Man betrachte die gotischen Kathedralen, die Pyramiden Ägyptens, das zeitgenössische Paris und die Londoner Docks.

Am Ende einer langen Reihe von Gassen, weissen Mauern und öden Gärten taucht die grosse Ruine auf. Ihre Form lässt sich mit nichts vergleichen, und die Linie, welche sie auf den Himmel zeichnet, ist einzig. Weder die Berge, noch die Hügel, noch die Gebäude, noch die Werke der Natur, noch die der Menschen geben eine Vorstellung von ihr, sie ähnelt allem diesem: sie ist ein menschliches Werk, welches Zeit und Zufälle verändert

und gewandelt haben, bis es natürlich wurde. Inmittten der Luft ruht ihr Gipfel aus stumpfen Buckeln, ihr von Spalten zerrissener Kamm, ihre rötliche, finstere, tote Masse schweigend auf einem Leichentuch aus grossen Wolken.

Man tritt ein, und es scheint einem, dass man niemals etwas so Grosses auf der Welt gesehen hat, selbst das Kolosseum kommt dem nicht nah, so sehr steigert die Vielfältigkeit und Unregelmässigkeit der Trümmer noch die Riesenhaftigkeit der riesenhaften Umrandung. Vor diesen Bergen verrosteter und zernagter Ziegel, diesen runden Wölbungen, welche wie die Bogen einer Brücke aufragen, und diesen zusammenstürzenden Dämmen fragt man sich, ob denn dort eine ganze Stadt gestanden hat. Oft ist eine Wölbung eingestürzt, und die ungeheure Grundmauer, welche sie trug, ragt noch in die Luft mit dem Rest einer Treppe und dem Stück eines Bogens, das dick wie ein Haus und mächtig und ungestalt ist. Manchmal ist auch die Wölbung in der Mitte gespalten, und es sieht aus, als wolle eine Ecke sich ablösen und wie ein Felsen herabrollen, Mauerwände und zusammengedrückte Bogentrümmer kleben daran, und Vorsprünge, welche in die leere Luft überhängen, drohen. Die Höfe sind voller Trümmer, und die Ziegelstücke sind unter dem Druck der Zeit ebenso holperig ineinander gewachsen, wie die vom Meere aufgehäuften Kieselblöcke. An anderen Stellen stehen die unversehrten Bogen einer über dem anderen, der von ihrer Krümmung durchschnittene Himmel leuchtet hinter ihnen, und ganz oben auf dem matten Rot der Ziegel schillern und schaukeln die grünenden Ranken der Pflanzen inmitten des Himmelsblaus.

Es gibt verdächtige Tiefen, in denen feuchter Schatten auf seltsamen Schwärzen liegt. Der Efeu kriecht bis herunter, und Fenchel, Anemonen und Malven wuchern auf den Rändern. Halbverschüttet von Haufen herabgestürzter Steine

liegen die Säulenschäfte unter einem Durcheinander von Schlingpflanzen. Dickblättriger Klee bedeckt die Hänge mit seinem Teppich. Kleine, runde, grüne Eichen, grüne Sträucher und tausende von Levkojen überziehen die Vorsprünge, klammern sich in die Risse und zieren die Gipfel mit ihren gelben Blüten. Alles das rauscht im Wind, und die Vögel singen in der grossen Stille. Man erkennt noch die Arkaden der Pinakothek, welche hoch sind wie eine Kirchenkuppel, den grossen runden Saal, der für die Dampfbäder bestimmt war, und die ungeheuren Halbkreise, in denen die Schauspiele stattfanden. Man stelle sich ein Klubhaus wie das Athenäum in London vor, das heisst einen Palast zur Benutzung aller Welt, und diesen hier zur Benutzung einer Welt, die ausser den geistigen Bedürfnissen auch körperliche hatte, welche nicht nur kam, um Bücher und Zeitungen zu lesen, Kunstwerke zu betrachten, Dichter und Philosophen zu hören, sich zu unterhalten und zu disputieren, sondern auch um zu schwimmen, sich abreiben zu lassen, zu schwitzen und sogar, um zu ringen und zu laufen, in jedem Falle, um Ringer und Läufer zu sehen. Denn Rom war in dieser Hinsicht nur ein vergrössertes Athen: die gleiche Lebensart, die gleichen Instinkte, die gleichen Gewohnheiten und die gleichen Vergnügungen pflanzten sich dort fort. Der einzige Unterschied besteht in der Grösse und der Zeit. Die Stadt hatte sich ausgedehnt und barg Herren zu Hunderttausenden und Sklaven zu Millionen, aber von Xenophon bis zu Marc Aurel hatte sich die gymnastische und rednerische Erziehung nicht geändert, sie hatten stets Ringer- und Rednerneigungen. In diesem Sinne musste man sich bemühen, um ihnen zu gefallen, man wandte sich an nackte Körper, an Dilettanten im Stil, an Liebhaber von Dekoration und Gespräch. Wir haben keine Vorstellung mehr von diesem körperlichen, heidnischen, müssigen und träumenden Leben. Das Klima ist dasselbe geblieben,

aber der Mensch hat sich gewandelt, indem er sich bekleidete und Christ wurde.

Man steigt, ich weiss nicht wieviele Stockwerke hinauf, und auf dem Gipfel findet man das Pflaster der oberen Zimmer, eine Täfelung aus kleinen Marmorfliesen; Ginster und Kräuter haben sich in die Ritzen gesetzt und sprengen sie, manchmal sieht man unter der Erdkruste ein unversehrtes, fast frisches Stück des Mosaiks durchschimmern. Hier standen einst sechzehnhundert Sitze aus geglättetem Marmor. In den Thermen des Diokletian war Platz für dreitausendzweihundert Badende. Wenn man von dieser Höhe aus um sich blickt, sieht man die Ebene bis ins Unabsehbare hinein von alten Wasserleitungen durchzogen und auf der Seite des Monte Albano drei andere mächtige Ruinen und einen Haufen geschwärzter oder rötlicher Arkaden, welche von den Jahrhunderten zerspalten, zerstückelt und zerbröckelt sind.

Man steigt wieder hinunter und schaut noch einmal: der Saal, in welchem sich das Badebassin befand, misst hundertundzwanzig Schritt in der Länge, der Saal, in dem man sich entkleidete, ist achtzig Fuss hoch, und alles das war mit Marmor bekleidet, und dieser Marmor ist so schön, dass man aus seinen Überbleibseln Kaminschmuckstücke herstellt; im sechzehnten Jahrhundert hat man den Herkules Farnese, den belvederischen Torso, die Venus Kallipygos und ich weiss nicht, wieviele andere Meisterwerke, und im siebzehnten Jahrhundert Hunderte von Bildsäulen daraus gefertigt. Es ist wahrscheinlich, dass kein Volk jemals die Annehmlichkeiten, die Zerstreuungen und vor allem die Schönheiten wieder finden wird, welche die Römer in Rom hatten.

Man muss hierher kommen, um folgendes Wort zu verstehen: Eine Zivilisation, anders und verschieden wie die unsere, aber in ihrer Art ebenso vollkommen und ebenso verfeinert. Es ist ein anderes, aber ebenso voll-

kommenes Tier, wie einst der Mastodon vor dem heutigen Elefanten.

Abseits, in einem Winkel, blüht, rosig wie ein junges zum Ball geschmücktes Mädchen, über und über mit Blumen bedeckt, lachend und von einem Sonnenstrahlenregen überschüttet, ein entzückender Mandelbaum, der aus Zufall zwischen diese riesenhaften Mauern auf das wurmstichige Gerippe des fossilen Ungeheuers gefallen ist.

DIE MALEREI

Rom, den 15. März, Raffael

Nun lass uns von Deinem Raffael sprechen. Da Du freimütige Eindrücke liebst, will ich Dir die Aufeinanderfolge und Verschiedenheit der meinigen schreiben.

Wie oft haben wir nicht vor den Originalzeichnungen und Stichen zusammen über ihn gesprochen! Seine grössten Werke sind hier! Wenn man inmitten aller Eindrücke wieder zu seinen Gedanken kommt, nimmt man die Liste der Orte, wo es irgend etwas von ihm zu sehen gibt. Man geht von einer Freske zu einem Gemälde, von einer Galerie zu einer Kirche, kommt nach Hause zurück und liest sein Leben und das seiner Zeitgenossen und seiner Lehrer. Das ist eine Arbeit, auch Petrarca und Sophokles erfordern eine: Alle grossen, etwas entfernten Dinge entsprechen Empfindungen, welche wir nicht mehr haben.

Der erste Anblick ist sonderbar, man hat den Hof des Vatikans betreten, man hat eine Anhäufung von Gebäuden gesehen und über seinem Kopf einen langen Gang aus Scheiben, welche dem Gebäude das Aussehen eines grossen Treibhauses geben. Von dieser schönen Vorstellung erfüllt, ist man nun endlich viele Treppen herauf-

geklettert, und auf einem Gang hat ein zuckersüsser schlauer Schweizer mit erkenntlichem Lächeln die beiden Paolos eingesteckt, die man ihm gab. Man befindet sich in einem grossen, mit Gemälden überfüllten Saal. Welches soll man ansehen? Vor einem hängt die Schlacht Constantins, von Raffael gezeichnet und von Giulio Romano, wie ich vermute, mit zerstossenem Ziegel gemalt; wahrscheinlich hat es auch heraufgeregnet, und die aufgeweichte Farbe ist stellenweise fortgeflossen. — Man folgt einem langen mit Fenstern versehenen Säulengang, wo die Arabesken Raffaels sein dürften: sie sind nicht mehr da, aus ihren unbestimmten Spuren errät man, dass sie einst dagewesen sind, aber wahrscheinlich haben irgend welche Schlingel mit ihren Messern unverdrossen auf der Mauer herumgekratzt. — Man fährt erschreckt zurück und gewahrt dabei an der Decke die zweiundfünfzig biblischen Auftritte, welche man die Loggien Raffaels nennt. Es sind noch fünf oder sechs davon ganz da; was die anderen anbetrifft, so hat man einen Besen an eine Stange gebunden und mit aller Kraft die Decke gescheuert. War es andererseits der Mühe wert, Meisterwerke zu schaffen, wenn man sie so klein machte, sie so hoch anbrachte und sie zu Einlassungen unter einer Wölbung herabwürdigte? Sie waren sichtlich nur ein Beiwerk in dem Plan des Architekten, nichts weiter als die Ausschmückung eines Wandelganges. Wenn der Papst nach seiner Mahlzeit hierher kam, um frische Luft zu schöpfen, konnte er, wenn er zufällig den Kopf hob, von Zeit zu Zeit eine Gruppe oder einen Torso sehen. — Man geht zurück und macht einen ersten Umgang durch die vier berühmten Zimmer Raffaels. Es waren die Gemächer Julius II., der Papst vollzog darin die Pflichten seiner Stellung, in dem einen unterzeichnete er die Breves. Der Maler kam hier an zweiter Stelle, der Saal war nicht für ihn gemacht, sondern er arbeitete für den Saal. Das Licht ist schlecht,

die eine Hälfte der Fresken liegt im Dunkeln. Die Decke ist überladen, die Vorwürfe erdrücken sich darauf. Der Farbton ist gebleicht, Sprünge zerteilen die Körper und die Köpfe. Die Feuchtigkeit hat die Gesichter, Kleider und Gebäude mit weisslichen Flecken durchdrungen, die Himmel haben keinen Glanz mehr, der Schimmel hat sie mit seinem Aussatz bedeckt, die Göttinnen auf der Wölbung bröckeln ab. — Nichtsdestoweniger geben die Fremden, einen Führer in der Hand, ganz laut ihre Beobachtungen von sich, und die Kopisten verschieben ihre Leitern. Stelle Dir den unglücklichen Besucher inmitten all dieser Dinge vor, wie er sich den Hals verrenkt, um mit seinem Glas nach der Decke zu sehen.

Sicherlich fühlen sich neunzehn von zwanzig Besuchern in ihren Erwartungen enttäuscht und bleiben mit offenem Munde stehen: „Nicht mehr als das?" Es ist mit diesen Fresken wie mit den verstümmelten Texten des Sophokles oder Homer. Gib das Manuskript aus dem dreizehnten Jahrhundert einem gewöhnlichen Leser und setze voraus, dass er es entziffern kann. Wenn er aufrichtig ist, wird er nichts von deiner Bewunderung begreifen und einen Roman von Dickens oder ein Lied von Heine zum Austausch erbitten. Auch ich verstehe, dass ich nichts begreife. Ich bedarf zweier oder dreier Besuche, um die nötigen Abzüge und Ergänzungen zu machen. Inzwischen will ich sagen, was mich verletzt: Alle diese Gestalten posieren.

Ich bin in das obere Stockwerk gestiegen, um jene berühmte Verklärung zu sehen, welche man das grösste Meisterwerk der Kunst nennt. Gibt es für ein Gemälde einen mystischeren Vorwurf auf der Welt? Der offene Himmel, die glückseligen Gestalten, welche auftauchen, die schweren Körper, welche von den groben, irdischen Gesetzen befreit, in die Glorie und das Licht hinaufschweben, alle Wonne und Erhabenheit der Verzückung, ein wahres

Wunder, eine Vision, welche der des Dante gleicht, als er in das Paradies heraufschwebt, die Augen geheftet auf die strahlenden Augen der Beatrix! Ich dachte an die Erscheinung der Engel bei Rembrandt, an die rosigen geheimnisvollen Gesichter, welche mit einem Mal in der Nacht erstrahlen, die Herden erschrecken und den Hirten verkünden, dass ein Heiland geboren worden. Der Holländer hat in seinem Nebel die evangelischen Schrecken und Wonnen gefühlt, er hat gesehen, er ist bis ins Mark hinein geschüttelt worden von dem durchbohrenden Gefühl des Lebens und der Wahrheit, und die Dinge sind in der Tat vor sich gegangen, wie er es uns zeigt. Vor seinem Gemälde glaubt man daran, weil man dabei ist. Glaubt Raffael an irgend etwas in seinem Wunder? Er glaubt vor allem, dass man Haltungen auswählen und ordnen müsse. Das junge, kniende Weib denkt daran, ihre Arme gut zu halten: die drei Muskelerhöhungen auf ihrem linken Arm bilden eine angenehme Folge, der Abfall der Lenden und die Drehung des ganzen Körpers vom Rücken bis zur Zehe zeigt genau eine Stellung, wie man sie etwa in einem Atelier herrichten würde. Der Mann mit dem Buch denkt daran, seinen so schön gezeichneten Fuss zu zeigen, der, welcher einen Arm hebt und der daneben, welcher das besessene Kind hält, machen Schauspielergebärden. Was sind denn diese Jünger, welche symmetrisch in die Kniee fallen, um eine Gruppe zu bilden? Moses und Elias oben in der Glorie zu Seiten Christi, sind Schwimmer, welche ihre Beine strecken, und Christus selber mit seinen so klar gezeichneten Füssen und seinen geteilten Zehen ist nur ein schöner Körper. Seine Knöchel und Fussspanne haben ihn mindestens ebensoviel beschäftigt, wie seine Göttlichkeit.

Aber dieses ist nicht Ohnmacht, sondern System oder vielmehr Instinkt, denn damals gab es noch kein System. Ich habe einen berühmten Stich, seinen Bethlehemitischen Kindermord, noch vor Augen. Ich nehme es auf mich,

dass nicht eines der Neugeborenen in Gefahr schwebt. Der grosse Bursche zur Linken, welcher seine Brustmuskeln weist, und der andere in der Mitte, welcher die Biegung seines Rückgrates zeigt, werden niemals die Bambinos, welche sie festhalten, töten. Meine Freunde, ihr seid rüstig und versteht es, eure Muskeln zu spannen, aber euer Handwerk versteht ihr nicht. Was seid ihr für traurige Henker für einen König Herodes. Und was die Mütter angeht, sie lieben ihre Kinder nicht, sondern retten sich ruhigen Mutes. Wenn sie schreien, so tun sie es nur gemässigt, sie haben zu grosse Angst, die Harmonie ihrer Haltungen zu stören. Mütter und Henker bilden eine Versammlung von ruhigen Darstellern, welche vor einer Brücke zwischen Gebäuden wie in einem Rahmen stehen. In den berühmten Kartons in Hampton-Court habe ich dasselbe gefunden. Die Jünger, welche Ananias zu Boden schmettern, treten wie ein Opernchor bis an den Rand der Bühne vor.

Man geht wieder herunter und pflanzt sich aufs neue vor die Fresken der Zimmer, zum Beispiel vor den Brand des Borgo. Armer, so wenig furchtbarer Brand! Auf der Treppe knien vierzehn Gestalten, das nennt man eine Menge; diese Leute werden sich nicht erdrücken, sie bewegen sich vielmehr, ohne sich zu drängen. Dieses Feuer brennt tatsächlich nicht, wie sollte es auch brennen, da es kein Holz zu verzehren hat und rings von Steinbauten erstickt wird. Es gibt keine Feuersbrunst hier, sondern nur zwei Reihen Säulen, eine breite Treppe, einen Palast im Hintergrund und hier und dort Gruppen, welche ungefähr so wie die Bauern aufgestellt sind, welche sich heute auf die Stufen Sankt Peters setzen oder legen. Die Hauptgestalt ist ein junger, wohlgenährter Mann, welcher an beiden Armen hängt und noch Zeit findet, zu turnen. Ein Vater empfängt auf den Fussspitzen sein Kind, welches die Mutter ihm von einer Mauer herabreicht; sie würden ungefähr ebenso

beunruhigt sein, wenn es sich um einen Korb Gemüse handelte. Ein Mann trägt seinen Vater auf den Schultern, sein nackter Sohn ist an seiner Seite und sein Weib folgt ihnen: antike Skulptur, es ist Aeneas mit Anchises, Askanius und Krëusa. Zwei Weiber bringen Gefässe herbei und schreien, griechische Tempelkaryatiden würden dieselbe Bewegung haben. Ich sehe in allem diesem nichts, als gemalte Reliefs, einen Bestandteil des Gebäudes.

Mit diesem Gedanken geht man fort und überlegt ihn oder er entwickelt sich vielmehr ganz allein im Kopf und trägt Früchte. Warum sollen denn Fresken nicht wirklich Bestandteil der Baukunst sein? Ist es nicht ein Unrecht, sie an sich zu betrachten? Man muss sich auf den Standpunkt des Malers stellen, um in seine Gedanken zu dringen und sicherlich war jenes der Standpunkt Raffaels. Der Brand des Borgo ist in einem ornamentierten Bogen enthalten, den er auszufüllen hat. Der Parnass und die Befreiung Petri sind Tür- oder Fensterköpfe, und ihr Platz bestimmt ihre Form. Diese Malereien sind nicht auf das Gebäude gelegt, sondern sie sind ein Teil davon, sie bekleiden es, wie die Haut den Körper bekleidet. Warum sollen sie, da sie zu dem Bau gehören, nicht baukünstlerisch sein? Diese grossen Werke haben eine innere Logik, an mir ist es, meine moderne Erziehung zu vergessen, um jene zu finden.

Heute sehen wir die Gemälde in Ausstellungen, und ein jedes ist für sich allein da: in der Vorstellung des Künstlers ist es an sich vollständig, man mag es gleichgültig an welche Wand hängen, das ist nicht seine Sache. Der Maler hat aus der Natur oder der Geschichte eine Landschaft oder einen Auftritt geschnitten, dass das Stück interessant sei, das ist sein erstes Ziel: er handelt wie ein Romanschreiber oder Theaterdichter, es ist ein Zwiegespräch, welches er allein mit uns führt. Er ist gehalten, wahr und dramatisch zu sein: wenn er uns eine Schlacht

vorführt, so sei es die Barrikade von Delacroix, wenn er uns einen Christus zeigt, der die Kranken tröstet, so sei es der arme und göttliche Christus der Elenden, so wie ihn Rembrandt malt, in einem Heiligenschein aus gelbem Licht inmitten von Helligkeiten, welche schmerzlich im feuchten Schatten sterben. Aber in der dekorativen Malerei ist das Ziel ein anderes, und das Gemälde ändert sich zur gleichen Zeit wie sein Ziel. Da ist ein Fensterbogen, der sich schlicht und schwer krümmt. Die Linie ist edel und ein Saum aus Ornamenten begleitet seine schöne Rundung. Aber die beiden Seiten und das Oberteil bleiben leer, sie müssen gefüllt werden, und sie können nur gefüllt werden mit Gestalten, welche ebenso ernst und ebenso voll sind, wie die der Baukunst, dem Sturm der Leidenschaft hingegebene Gestalten würden abstechen. Hier kann man nicht die Unordnung natürlicher Gruppen nachahmen, die Gestalten müssen sich gemäss der Höhe der Wand abstufen, die an der Spitze des Bogens müssen gebeugt oder kindlich, die an den Seiten aufrecht oder erwachsen sein. Die Komposition ist nicht selbständig, sie ist die Ergänzung des Fensters und entspringt, wie der ganze Palast, einem einheitlichen Gedanken. Ein grosses königliches Gebäude ist von Natur grossartig und gelassen, und es erlegt seinen Bekleidungen, das heisst der Malerei, seine Gelassenheit und seine Grösse auf.

Vor allem muss man es sich immer wieder sagen, dass die Seele des Beschauers damals nicht dieselbe wie heute war. Seit dreihundert Jahren haben wir unsern Kopf mit Gedanken und seelischen Unterscheidungen angefüllt, wir sind Kritiker und Beobachter der inneren Dinge geworden. In unsere Zimmer eingeschlossen, in unsere schwarzen Röcke gezwängt, von den Gendarmen gut beschützt, haben wir das körperliche Leben, die Übung der Muskeln, vernachlässigt. Wir haben uns ans Zimmersitzen gewöhnt, unser Vergnügen in der Unterhaltung und Kultur des

Geistes gesucht, die feinen Unterschiede der Arten und Weisen und Besonderheiten der Charaktere beobachtet, Geschichts- und Romanschreiber zu hunderten gelesen und weiter gedacht und uns mit Literatur beladen. Der menschliche Geist hat sich von Bildern entleert und mit Begriffen gefüllt. Was er heute versteht und was ihn heute in der Malerei rührt, ist das menschliche Trauerspiel oder das natürliche Leben, von dem er einen Fetzen sieht: Diese Sittenschilderung, jene Landschaft, der Weinende von Ary Scheffer, ein Teich in der Sonne von Decamps oder der Mord des Bischofs von Lüttich von Delacroix. Wir finden darin, wie in einem Gedicht, das Geständnis einer leidenschaftlichen Seele, einer Art Urteil über das Leben. Was wir in den Farben und Formen suchen, sind Empfindungen. In jenen Zeiten suchte man nichts derartiges darin. Die Gesamtheit der Sitten, welche uns für den inneren Zustand und die ausdrucksvolle Form einnimmt, nahm damals für die nackte Gestalt, für den tierischen, bewegten Körper ein. Man braucht nur Cellini, die Briefe Aretinos und die Geschichtsschreiber der Zeit zu lesen, um zu sehen, wie körperlich und gefahrvoll das Leben damals war, wie ein Mensch sich selber Recht verschaffte, wie er auf dem Spaziergang, auf der Reise überfallen wurde, wie er gezwungen war, seinen Degen oder seine Büchse bei der Hand zu haben und nur mit einem giacco und einem Dolche auszugehen. Die hohen Persönlichkeiten ermordeten sich ohne Schwierigkeit, und bis in ihre Paläste hinein bewahrten sie die rohen Sitten von Leuten aus dem Volk. Der Papst Julius, welcher auf Michelangelo erzürnt war, fiel eines Tages mit Stockschlägen über einen Prälaten her, der ihn verteidigen wollte. Wer versteht sich heute auf die Wirkung eines Muskels, Maler und Ärzte ausgenommen? Damals tat es jedermann, Karrenführer und Fürst, eine hohe Persönlich keit ebenso wie der erste beste Bauernjunge. Die Ge-

wohnheit Faust- und Degenstösse auszuteilen, zu springen, den Ball zu schleudern, mit der Lanze zu fechten und die Notwendigkeit, stark und gewandt zu sein, erfüllte die Phantasie mit Formen und Haltungen. Ein kleiner nackter, von den Fusssohlen aus gesehener und mit seinem Heroldsstab in die Luft gehobener Engel, oder ein schlanker Jüngling, welcher sich auf den Hüften beugt, erweckte vertraute Vorstellungen wie heute ein Intrigant, eine Weltdame oder ein Geldmann Balzacs. Wenn der Beschauer sie sah, ahmte er gleichgestimmt ihre Gebärde nach, denn es ist die Gleichstimmung, die unwillkürliche, innere Nachahmung, welche ein Kunstwerk möglich macht, ohne das wird es nicht verstanden und nicht geboren. Das Publikum muss ohne Anstrengung den Gegenstand innerlich sehen und im Augenblick das Vorhergehende, das Begleitende und das Folgende sich vorstellen können. Immer, wenn eine Kunst herrscht, enthält der Geist der Zeitgenossen die ihr eigenen Elemente, bald Gedanken und Empfindungen, wenn diese Kunst Dichtung oder Musik, bald Formen und Farben, wenn diese Kunst Bildhauerei oder Malerei ist. Überall begegnen Kunst und Geist einander, deshalb drückt die erste den zweiten aus und deshalb bringt der zweite die erste hervor. Wenn man damals in Italien eine Wiedergeburt der heidnischen Künste sah, so findet man eben auch eine Wiedergeburt der heidnischen Sitten. Cesare Borgia behielt, nachdem er, ich weiss nicht mehr welche Stadt des Königreichs Neapel eingenommen hatte, vierzig der schönsten Frauen für sich zurück. Die Priapusfeste, welche Burckhard, der Kämmerer des Papstes, beschreibt, sind Feste, welche ungefähr denen gleich kommen, die man zur Zeit Catos auf den Bühnen Roms sah. Mit der Empfindung für das Nackte, der Übung der Muskeln und der Entfaltung des körperlichen Lebens tauchte Gefühl und Kult der menschlichen Gestalt zum zweiten Male auf.

Die ganze italienische Malerei haftet an diesem Gedanken: sie hat den nackten Körper wiedergefunden, alles übrige ist nur Vorbereitung, Entwicklung, Spielart, Veränderung oder Verfall. Die einen geben darin, wie die Venezianer, die grosse, freie Bewegung, Prunklust und Wollust, die anderen fühlen darin, wie Correggio, entzückende, lächelnde Anmut, andere, wie die Bologneser, dramatischen Reiz, wieder andere, wie Caravaggio, rohe, in die Augen springende Wahrheiten, kurz, es handelt sich für sie niemals um etwas anderes, als um Wahrheit, Anmut, Bewegung, Wollust und Pracht des schönen, nackten oder behängten Körpers, welcher ein Bein oder einen Arm hebt. Wenn sie Gruppen machen, geschieht es, um denselben Gedanken zu vervollständigen, einen Körper einem anderen entgegenzustellen und einen Reiz durch einen anderen ähnlichen im Gleichgewicht zu halten. Als später die Landschaften hinzutreten, sind sie nur Hintergrund und Beiwerk, sie sind eben so untergeordnet, wie der seelische Ausdruck des Gesichtes oder die geschichtliche Wahrheit des Gemäldes. Interessierst Du Dich für die Blähungen der Muskeln, welche eine Schulter heben und deshalb auf dem entgegengesetzten Schenkel den Rumpf wie mit Strebepfeilern stützen? In diesen geschlossenen und begrenzten Schranken haben die grossen Künstler jener Zeit gedacht, und Raffael befindet sich im Mittelpunkt.

Das wird noch viel deutlicher, wenn man ihre Lebensbeschreibungen im Vasari liest. Sie sind Arbeiter, welche Lehrlinge haben und fabrizieren. Der Schüler geht nicht durch die Schule, er füllt sich nicht mit Literatur und allgemeinen Begriffen an, sondern er geht von Anfang an in die Werkstatt und arbeitet. Die bekleidete oder nackte Gestalt, das ist die Form, in welche sich alle seine Empfindungen ergiessen. Raffael hat dieselbe Erziehung wie alle anderen genossen. Alles, was Vasari während seiner ganzen Jugend von ihm anführt, sind Madonnen und wieder Madonnen.

Perugino, sein Lehrer, ist ein einfacher Heiligenfabrikant, er hätte diesen Titel auf sein Aushängeschild setzen können. Überdies sind die seinen Altarheilige, welche er aus der geheiligten Pose noch nicht zu erlösen wusste: sie bewegen sich kaum; wenn er deren vier oder fünf in ein Bild setzt, benimmt sich jeder, als ob er allein sei. Sie sind ebensosehr ein frommer Gegenstand, wie ein Kunstwerk, man wird vor ihnen niederknien und ihre Gnade erbitten, sie sind noch nicht einzig und allein gemalt, um den Augen Vergnügen zu bereiten. Raffael verbrachte lange Jahre in dieser Schule und studierte die Ansetzung eines Armes, die Falte eines Goldstoffes, die Form eines friedlichen, gesammelten Gesichtes. Hernach ging er nach Florenz, um vollere Leiber und freiere Bewegungen zu sehen. Diese so konzentrierte Kultur vereinigte alle seine Fähigkeiten auf einen einzigen Punkt. Alle unbestimmten Strebungen und rührenden oder erhabenen Träumereien, welche die müssigen Stunden eines Genies beschäftigen, liefen schliesslich auf Umrisse und Gebärden hinaus. Er dachte in Formen, wie wir in Sätzen.

Er war sehr glücklich, auf eine edle Weise glücklich, und diese so seltene Art Glück ist in all seine Werke gedrungen. Er hat die gewöhnlichen Qualen der Künstler, ihr langes Warten und die Martern des verletzten Ehrgeizes nicht gekannt. Er hat weder Armut noch Erniedrigung noch Gleichgültigkeit erleiden müssen. Mit fünfundzwanzig Jahren sah er sich ohne Anstrengung als den ersten der Maler seiner Zeit. Sein Onkel Bramante hatte Sorgen und Intrigen von seinem Wege geräumt. Beim Anblick seiner ersten Freske liess der Papst alle anderen auslöschen und wünschte, dass die ganze Ausschmückung der Stanzen von seiner Hand vollendet würde. Man stellte ihm nur einen einzigen Nebenbuhler gegenüber, Michelangelo, und, weit davon entfernt, ihn zu beneiden, beugte sich Raffael vor ihm mit ebensoviel Bewunderung wie Ehrfurcht.

Seine Briefe zeugen von der Bescheidenheit und Stille seiner Seele. Er war äusserst liebenswürdig und wurde äusserst geliebt. Die Grössten beschützten und empfingen ihn. Seine Schüler bildeten hinter ihm einen Zug von Freunden und Bewunderern. Er hat weder gegen die Menschen noch gegen sein eigenes Herz zu kämpfen gehabt. Es scheint nicht, dass Liebe sein Leben beunruhigt hat, er hat sich ohne Herzschmerzen und Seelenängste in ihr wohl gefühlt. Er war nicht, wie so viele Maler, gezwungen, seine Einfälle mit Schmerzen zur Welt zu bringen, er hat sie hervorgebracht, wie ein schöner Baum seine Früchte hervorbringt. Der Saft war übermächtig, und die Pflege war vollkommen gewesen. Der Geist schuf auf natürliche Weise, und die Hand führte mühelos aus. Endlich schienen die Bilder, welche ihn beschäftigten, eigens gewählt zu sein, die Heiterkeit seiner Seele zu erhalten. Er hatte seine erste Jugend zwischen den Madonnen Peruginos verbracht, das ist, zwischen frommen, stillen, jungen Mädchen von jungfräulicher Ruhe und kindlicher, aber gesunder Zartheit, welche das mystische Fieber des Mittelalters nicht berührt hatte. Darauf hat er die edlen antiken Körper betrachtet und die stolze Nacktheit und das schlichte Glück dieser zerstörten Welt verstanden, deren Trümmer man gerade auszugraben anfing. Zwischen diesen beiden Vorbildern hatte er seine ideale Form gefunden und schweifte durch eine Welt, in welcher, wie in einer antiken Stadt, Kraft, Freude und Jugend blühte, in welche aber die Reinheit, Aufrichtigkeit und Güte einer neuen Begeisterung einen unbekannten Reiz brachte. Es war eine Art Garten, dessen Pflanzen heidnisches Mark und heidnischen Saft hatten, in dem sich aber die halbchristlichen Blüten mit einem zageren und sanfteren Lächeln öffneten.

Nun kann ich seine Werke und an erster Stelle die Madonna von Foligno im Vatikan betrachten gehn. Was

zunächst auffällt, ist die Sanftheit und Verschämtheit der Jungfrau, die zage Gebärde, mit welcher sie den blauen Gürtel ihres Kindes berührt und die entzückende Wirkung des goldenen Saumes an ihrem roten Gewand. In allen seinen ersten Werken und in fast allen seinen Madonnen hat er die Erinnerung an das bewahrt, was er in Perugia in der Nähe von Assisi im Mittelpunkt der Überlieferungen glücklicher Frömmigkeit und reiner Liebe empfunden. Die jungen Mädchen, welche er malt, sind Abendmahlsgängerinnen, ihre Seele ist noch nicht erblüht, die Religion hat, indem sie sie bedeckte, ihre Erschliessung verzögert, in einem Frauenkörper bergen sie kindliche Gedanken. Um heute derartige Ausdrücke zu finden, muss man die stillen, unschuldigen Gesichter der Nonnen sehen, welche, von Kindheit auf im Kloster erzogen, niemals die Berührung der Welt verspürt haben. Er hat sichtlich mit Liebe, Streben und mit der Zartheit eines jungen Herzens die schlanke Krümmung der Nase, die Zierlichkeit des Mundes und des Ohres und einen Lichtschein auf weichen blonden Haaren studiert. Das blühende Lachen eines Kindes entzückt ihn, jener kindliche Schenkel, welcher den Leib berührt, biegt sich so weich! Einzig eine Mutter weiss von der zärtlichen Freude zu sprechen, mit welcher die Augen auf einem derartigen Anblick verweilen. Der Maler ist ein zweiter Petrarca, ein Beschaulicher, welcher seinen Traum verfolgt und nicht müde wird, den Ausdruck für ihn zu suchen. Sonett auf Sonett, er würde fünfzig aus Anlass desselben Gesichtes gemacht, und Wochen damit verbracht haben, die Verse zu feilen, in die er sein stilles Glück gelegt. Er hatte kein Bedürfnis nach Bewegung und Lärm, er strebte nicht nach Wirkung und empfand den Rückschlag der umgebenden Ereignisse nicht. Er war kein Kämpfer, wie Michelangelo, kein Wollüstling, wie seine Zeitgenossen, sondern ein berückender Träumer, welcher der Zeit begegnete, in der man Körper zu machen verstand.

Nirgends ist diese Zartheit sichtbarer, als in der Grablegung, welche sich in dem Palazzo Borghese befindet. Er zählte nicht mehr als dreiundzwanzig Jahre, als er sie malte und näherte sich, ohne sie jedoch schon zu berühren, der Zeit, in der er seine Fresken schuf. Er hatte bereits die kalten Aufstellungen Peruginos hinter sich gelassen und bewegte seine Gestalten, wenn auch noch mit einer Art Furchtsamkeit und einem Rest von Starrheit. Zu beiden Seiten des Körpers befinden sich Gruppen, welche sich das Gleichgewicht halten, drei Männer rechts, vier Frauen links, und die Haltungen sind schon mannigfach und vollkommen schön. Die ganze Jugend der Erfindung leuchtet darin wie ein Morgenrot: das Bild ist nicht wie Vasari es will, rührend; eine verzweifelte Mutter neben einem Leichnam, ein echtes Leichentuch, die grosse Trauer der Natur, die düsteren Tinten der veilchengetönten Gründe, welche das Rot eines gekräuselten Mantels tragisch durchschneidet, das muss man bei Delacroix suchen, hier strahlt lachendes oder herrliches Jünglingsalter. Nichts ist schöner, als der schöne junge Mann, welcher sich hintenüberbeugt, um den Körper zu stützen. Er ist eine Art griechischer Ephebe mit roten, von Goldbändern gehaltenen Beinharnischen. Nichts ist entzückender als das junge Weib mit geflochtenen Haaren, welches, halb niedergekauert, seine Arme zu der armen Mutter emporhebt, um sie zu stützen. Diese Körper sind jungfräulich und wie für ein Fest geschmückt, und liebenswürdigste Güte leuchtet in ihren Blicken. Liebliche Blumen erheben hier und dort ihre Kelche, und der Himmelsrand wird von spärlichen, starren Bäumen unterbrochen. Die Seele, edel und anmutig wie die Mozarts, ist noch in der Knospe und fängt an, ihre Hülle zu sprengen.

Von hier muss man zu seinen heidnischen Werken gehen, und man dringt ohne Schwierigkeit mitten in sie hinein, sobald man seine Skizzen betrachtet. Ich habe

sie in Paris, in Oxford und in London gesehen. Die innere Empfindung des Malers drückt sich darin im Fluge aus. Man spürt darin den ursprünglichen unversehrten Gedanken, so wie er in seiner Seele war, ehe er für die Menge zubereitet wurde. Dieser Gedanke ist vollkommen heidnisch, er empfindet den tierischen Körper wie ein alter Grieche, es ist nicht nur Anatomie, was er gelernt hat, eine tote Form, in die er eingedrungen ist, ein Gestell für Faltengehänge, das er zu kennen gezwungen ist, um richtige Bewegungen zu gestalten, sondern er liebt die Nacktheit selber, das kraftvolle Gelenk einer Hüfte, die herrliche Lebendigkeit eines Rückens voller Muskeln, alles, was in einem Menschen den Läufer und Ringer herstellt. Ich kenne nichts so Schönes auf der Welt, wie seine Skizze der Hochzeit Alexanders und Roxanes. Ich habe die Photographie davon vor mir, ich ziehe sie der Freske selber vor, welche ich im Palazzo Borghese gesehen habe. Die Gestalten sind nackt, und man möchte sich einem griechischen Fest gegenüber glauben, so natürlich ist diese Nacktheit, sie ist tausend Meilen von jedem Gedanken der Unzüchtigkeit und sogar der Sinnenlust entfernt, so sehr brechen, wie in den glücklichsten Zeiten des blühendsten Altertums, einfache Freude, lachende Fröhlichkeit der Jugend und Gesundheit und Schönheit in der Palästra geformter Leiber daraus hervor. Ein kleiner Liebesgott rudert in dem grossen Panzer, der zu schwer für seine kindlichen Glieder ist, zwei andere schleppen die Lanze fort, und noch andere haben auf das Schild einen ihrer Kameraden gesetzt, der nun ein wenig schmollt, und tragen ihn mit toller Lust, tanzend und jauchzend, von dannen. Der Held tritt ebenso edel, aber männlicher als der Apoll von Belvedere hervor, und nichts kann den Schwung, und das strahlende Lächeln zweier Jünglinge, seiner Gefährten, ausdrücken, welche ihm die liebliche, zu seinem Empfang sitzend bereite Roxane zeigen. Ein Hauch anmutiger Güte

und reizvollen Glückes liegt über all diesen Köpfen, und die Körper recken und dehnen sich, als ob sie glücklich seien, zu leben. Das schöne junge Mädchen ist eine Braut von wenig Tagen, sie braucht keine Kleider, die anderen ebensowenig. In der Freske hat man ihnen zu Unrecht welche gegeben, sie konnten ohne Unzüchtigkeit so bleiben, sie sind, wie die Götter und Helden der alten Bildhauer, rein, und die freie Entfaltung des körperlichen Lebens ist bei ihnen ebenso der Ordnung gemäss, wie bei den Blumen. Die Göttinnen der jungfräulichen Welt, die unsterbliche Hebe, die heiteren Götter, welche auf den strahlenden Höhen thronen, die niemals von der Rauheit der Jahreszeiten und den Ängsten des menschlichen Daseins berührt werden, begegnen einander hier zum zweiten Male. Auch auf dem Urteil des Paris, so wie es Marcantonio Raimondi gestochen hat, sind sie gegenwärtig. Man verbringt Stunden in dem Anschauen des stillen Leibes dieses in Schilf gebetteten Flusses, der um den Hirten stehenden, ernsten Göttinnen, der grossen Nymphen, welche so stolz am Fuss des Felsens lagern, der herrlichen Schulter der gebeugten Najade und der heroischen Reiter, welche hoch oben in der Luft den Schwung ihrer Rosse zu bändigen suchen. Es ist, als seien achtzehn Jahrhunderte mit einem Schlage aus der Geschichte gelöscht, als sei das Mittelalter nichts als ein finsterer Traum gewesen, und als befände sich der Mensch nach so vielen Jahren kleinlicher und schmerzvoller Legenden, mit einem Schlage erwachend, mitten in dem Morgen, der auf Sophokles und Phidias folgt.

Ich bin nach Santa Maria della Pace gegangen: eine hässliche runde Fassade, welche einen Bauch macht, aber man tritt durch ein hübsches, kleines Kloster von Bramante ein, in welchem sich zwei Stockwerke eleganter Bogengänge entwickeln. Die Kirche ist, wie alle Kirchen Roms, zu sehr mit Schmuck beladen. Zur Rechten liegt ein Kardinal des sechzehnten Jahrhunderts auf seinem Grab,

er stützt den Kopf in die magere Hand und ist von der ganzen tragischen Grösse übergossen: Gräber und Vergoldungen, die beiden Gegensätze, welche die Phantasie am leichtesten erschüttern können, bilden hier die herrschenden Züge des Kultes. Der Gegensatz ist schlagend, wenn man in der letzten Kapelle zur Linken über einem Bogen die vier Sibyllen Raffaels gewahrt. Sie stehen, beugen sich, oder sitzen, um sich der Krümmung des Gewölbes anzupassen, und kleine Engel, welche ihnen Pergament zum Schreiben reichen, vollenden die Gestaltung der Gruppe. In ihrer Stummheit und Ruhe gleichen sie wohl überirdischen Wesen, welche, wie die antiken Göttinnen, über der Handlung stehen. Eine stille Gebärde genügt für sie, um ganz in Erscheinung zu treten. Ihr Wesen ist weder verstreut noch vergänglich, sondern sie bestehen unveränderlich in ewiger Gegenwart. Man muss hier weder Illusion noch Relief suchen, eine derartige Erscheinung ist ein Traum, und man kann ihn nur in den grossen Augenblicken stummer Erregung mit geschlossenen Augen erblicken. Ein Mann wie dieser hat den ganzen Adel seines Herzens, all sein einsames Denken an ein verlockendes und erhabenes Glück, in diese Formen, diese Haltungen und in die brüderliche Verschlingung der schönen, friedlich sich streckenden Arme gelegt, welche, indem sie einander suchen, eine Girlande bilden. Wenn wir eines Tages aus unserem Geiste alle traurigen und hässlichen Erinnerungen an das Leben löschen und eine solche Gruppe von Jünglingen, Kindern und Frauen sehen könnten, so würden wir glücklich sein, wir könnten nichts Höheres als dieses auffassen. Eine vor allem, welche steht, sich nach hinten überbeugt und langsam den Kopf wendet, hat den stolzen und wilden Blick, die fremde, halb tierische und halb göttliche Grösse ursprünglicher Wesen . . . Hinter ihr ist eine Alte, Verrunzelte und Vermummte, so verklärt, dass sie schön erscheint, wie die Greise der seligen Gefilde im Virgil. Auf

der anderen Seite sitzt ein sanftes, junges Weib in der Blüte ihres Alters, und der weich gerundete Umriss ihres Antlitzes drückt vollkommenste ruhige Güte aus.

Heute bin ich endlich in den Vatikan zurückgekommen, und alle meine Eindrücke haben sich gewandelt: Ich habe inzwischen den richtigen Standpunkt gewonnen, das, was kalt oder gesucht erschien, ist gerade das, was Freude bereitet. Es gibt einen Keim, um den das übrige nur wie Hülle erscheint, und das ist der schöne, rüstige, fest und einfach in einer Haltung gemalte Körper, welche die Kraft und Vollkommenheit seines Baues offenbart, und das allein soll man suchen. Alle anderen Teile der Kunst sind dem untergeordnet. Das Gemälde ist wie ein musikalischer, wohl rhythmisierter Satz, in welchem jeder Ton rein ist und den dramatische Leidenschaft niemals bis zu dem Punkte verderben darf, um einen Missklang oder einen wirklichen Schrei einzuführen. So betrachtet, ist eine Gebärde, welche zurechtgemacht erscheint, schön wie ein voller und richtiger Akkord. Ich habe sie nur, nach Abzug des Gegenstandes und der Wahrscheinlichkeit, für sich allein zu nehmen, und meine Augen werden sie geniessen, wie mein Ohr einen vollen und weichen Gesang geniesst.

Dieses ganze Volk von Gestalten spricht jetzt und spricht nur allzu laut. Es gibt zu vieles, man kann es nicht mehr beschreiben. Ich will Dir nur das nennen, was mir am lebendigsten im Gedächtnis geblieben ist: Zunächst die Loggien des Vatikans und in den Loggien jenen grossen Ringer, den man Gott den Vater nennt und der, mit einem Satz seine Glieder streckend, die Finsternisse überspringt, den gekrümmten Rücken der Eva, welche den Apfel pflückt, ihren entzückenden Kopf, die kräftigen Muskeln ihres jungen auf den Hüften gedrehten Leibes, alle diese Gestalten von so starkem Bau und so freien Bewegungen, dann die weissen Karyatiden des Heliodoros-

Saales, es sind einfache, blasse Gestalten, grau in grau, wahre Göttinnen von erhabener Grösse und Einfachheit, Schwestern der Antiken, mit einem Ausdruck von Milde und Güte, den die Juno- und Minervengestalten nicht haben, aber wie ihre griechischen Schwestern, frei von Gedanken und in ihrer unveränderlichen Heiterkeit mit nichts beschäftigt, als den Kopf zu wenden oder einen Arm zu heben. In dieser Art idealer und allegorischer Gestalten liegt sein Triumph. Auf der Decke sind die starke und ernste Philosophie, die Gerechtigkeit, eine strenge Jungfrau, welche mit gesenkten Augen ein Schwert erhebt, vor allem aber die Poesie und noch mehr die drei dem Parnass gegenüber sitzenden Göttinnen, welche sich halb wenden und mit drei Kindern eine Gruppe bilden, die des alten Olymps würdig wäre, unvergleichliche, übermenschliche Gestalten. Ebenso wie die Alten unterdrückt er den Zufall, den flüchtigen Ausdruck des menschlichen Antlitzes und alle Besonderheiten, welche ein von den Zufällen und dem Kampf ums Leben hin- und hergeworfenes und zerquetschtes Geschöpf verraten. Seine Gestalten sind von den Gesetzen der Natur befreit. Sie haben niemals gelitten und können nicht beunruhigt werden, ihre gelassenen Haltungen sind die von Bildsäulen. Man würde es nicht wagen, zu ihnen zu sprechen und fühlt sich von Ehrfurcht durchdrungen. Aber nichtsdestoweniger ist diese Ehrfurcht mit Zärtlichkeit gemischt, denn man gewahrt unter ihrem Ernst einen Untergrund von Güte und weiblicher Weichherzigkeit. Raffael hat ihnen seine Seele gegeben. Manchmal, zum Beispiel in den Musen des Parnass, haben manche junge Frauen, unter anderem die, von der man eine nackte Schulter sieht, eine durchdringende Lieblichkeit und fast moderne Süsse. Er hat sie geliebt.

Alles das wird noch deutlicher in der Schule von Athen. Diese Gruppen auf dieser Treppe unter und um die beiden

Philosophen haben niemals gelebt und niemals leben können, und gerade darum sind sie schön. Der Auftritt ist aus einer höheren Welt, welche die Augen der Menschen niemals gesehen haben, denn sie ist ganz und gar aus dem Geiste des Künstlers entsprungen. Alle diese Gestalten sind aus derselben Familie wie die Göttinnen an der Decke. Man muss einen Nachmittag lang vor ihnen verweilen. Sowie man einmal fühlt, wie sie schreiten, verspürt man auch, dass ein derartiger Auftritt alles übertrifft. Der junge, in lange weisse Gewänder gekleidete Mann mit dem Engelsantlitz steigt auf wie eine nachdenkliche Erscheinung. Der andere mit gelockten Haaren, welcher sich über die geometrische Figur neigt, und seine drei Gefährten neben ihm, sind göttliche Wesen. Es ist ein Traum im Himmelsblau. Sie können wie in Verzückung oder im Traum geschaute Gestalten auf unbestimmte Zeit in derselben Haltung verharren. Für sie verrinnt die Zeit nicht. Der stehende Greis im roten Mantel, sein Nachbar, welcher ausschaut und der Jüngling, der schreibt, könnten ewig so stehen bleiben. Sie sind vollkommen, ihr Wesen ist vollendet. Sie befinden sich in einer jener Minuten, von denen der Faust Goethes spricht, und in welchen man dem Augenblick zuruft: „Verweile doch! du bist so schön!" Ihre Ruhe ist unveränderliches Glück: wenn man einen bestimmten Zustand der Vollendung erreicht hat, soll man sich nicht mehr rühren.

Das menschliche Leben, das des Körpers oder der Seele, ist unendlich und ungeheuer vielfältig, aber es gibt nur gewisse Teile, gewisse Augenblicke, welche, wie eine Rose unter hunderttausend Rosen, verdienen, fortzubestehen, und so sind diese Haltungen. Die Fülle der Kraft und die Harmonie des ganzen menschlichen Baues offenbaren sich darin ohne Widersprüche und ohne Anstrengung: das genügt, man wünscht sich nichts anderes. Zwei über einen ruhig stehenden Jüngling geneigte erwachsene Männer

bilden eine schöne Form, und es tut wohl, sich vor ihnen zu vergessen. Der Ausdruck der Köpfe widerspricht dem nicht. Wenn sie zu gedankenvoll, dem Wirklichen zu ähnlich und zu glänzend gemalt wären, würden sie Leidenschaft oder Aufregung herbeiführen; in dieser Heiterkeit, diesem dunklen gleichmässigen Ton aber, stimmen sie mit dem geruhigen Aufbau der Stellungen überein.

Von allen Künstlern, die ich kenne, gibt es keinen, der ihm so wie Spenser ähnelt. Viele Menschen finden auch Spenser bei der ersten Lektüre übertrieben oder schal, nichts erscheint bei ihm wirklich, dann aber steigt man mit ihm in das Licht hinauf, und seine Gestalten, welche nicht leben konnten, werden göttlich.

Die Farnesina

Man durchfährt in der Droschke eine Menge trüber winkliger Gassen, kommt über die Brücke von San Sisto und sieht zu beiden Ufern des Flusses ein Durcheinander von elenden Hütten, und, ich weiss nicht, welche lange Kloake sinternder Arkaden und jenseits davon, einen Haufen von Schmutzlöchern. Alles das hat noch ein mittelalterliches Aussehen, — einen Augenblick darauf steht man in einem Renaissancepalast vor den Psychen Raffaels.

Sie bilden die Ausschmückung eines grossen, mit Marmor getäfelten Speisesaales, dessen sich sanft wölbende Decke von einer Blumen- und Fruchtgirlande umrahmt wird; über jedem Fenster weitet sich diese Girlande, um die kraftvollen Leiber Jupiters, der Venus, der Psyche und Merkurs aufzunehmen, und die Versammlung der Götter bedeckt das Gewölbe. Wenn die Gäste die Augen erhoben, gewahrten sie über dem mit Goldgeschirr und ungeheuren Fischen beladenen Tisch diese grossen nackten Körper in dem tiefen Blau des Olymps, zwischen sinnreizenden Girlanden,

in denen weibliche Kürbisse und männliche Rettiche an die wuchtige Fröhlichkeit des Aristophanes erinnern. Die Buhlerin Imperia konnte hierher kommen: die Gäste, Schmarotzer wie Tamisius, ausschweifende Künstler wie Giulio Romano und Aretino, adlige Herren und Kirchenfürsten, die in den Gefahren und der freien Sinnlichkeit des Jahrhunderts aufgewachsen waren, mussten diese fröhliche, grosse und starke Malerei, diese so roh geformten, mehr angedeuteten als ausgeführten Gestalten und diese Ziegeltöne mit gleichgestimmter Freude betrachten. Oft bildet ein weisser Flecken mit einem schwarzen Punkt darin die Augen: die drei nackten Grazien des Gastmahles haben Muskeln wie Ringer; viele Götter, Herkules, Pan, Pluto und ein Flussgott sind nichts anderes als robuste, mit grossen Strichen und breiten Farbenklecksen wie für einen Teppich gezeichnete Schmiede, und die Engel, welche Psyche tragen, haben das feste, genudelte Fleisch übernährter Kinder. Diese ganze Malerei birgt eine Überfülle von Kraft, und ich möchte sagen, von fast heidnischem schwerem Saft. In Rom ist der Typus eher stark als zierlich, die Weiber, die sich kaum bewegen, werden schwer und fett; man findet die Spuren dieser Fülle in vielen Frauengestalten Raffaels, in seinen fleischigen Grazien, seinen massiven Even und in der Breite des Rumpfes seiner Venus. Das Heidentum, welchem er zuneigte, war nichts weniger als attisch, und seine Schüler, welche die Malereien in diesem Saale ausgeführt, haben seine Absichten übertrieben oder halb ausser acht gelassen, wie ein Stecher, welcher ein Gemälde reproduziert, und dabei dessen Feinheiten vergisst. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur in der Freske und in der Originalzeichnung die Venus in Betracht zu ziehen, welche die Vase empfängt. Die gezeichnete Gestalt ist eine Jungfrau ursprünglicher Zeiten, von unausdrückbarer Unschuld und Milde, und ihr auf einen herkulischen Rumpf gesetzter

Kinderkopf, welcher noch nicht gedacht hat, erzeugt solch einen Eindruck, dass der Geist sich unfreiwillig bis zum Ursprung der menschlichen Familie in jene Zeiten zurück versetzt fühlt, in denen das Mädchen die Milchgebende hiess, und athletische, kindliche Rassen mit kurzen Schwertern und Hunden, welche Löwen zu Boden warfen, von ihren Bergen herunterstiegen, um den Erdball zu besiedeln. Selbst in der Übertragung durch die Schüler bleibt die gemalte Gestalt, hier wie in der ganzen Freske, noch einzig. Sie bedeutet einen neuen, nicht dem Griechischen nachgeahmten, sondern vollständig dem Hirn des Malers und der Beobachtung des nackten Modells entsprungenen Typus von seltsamer Kraft und Fülle, in welchem die Muskeln sichtbar gemacht sind, nicht aus gezwungener Nachahmung der Natur, sondern weil sie lebendig sind, und weil der Künstler aus Gleichstimmung ihre Spannung genoss. Die in die Luft gehobene und von Engeln getragene Psyche und die Venus, welche Jupiter anfleht, sind von entzückender Frische und Jugend. Und was soll man von den beiden Blumenspenderinnen mit Schmetterlingsflügeln sagen, und von der lieblichen, tanzenden Grazie, welche, das Gastmahl betretend, sich zu Boden herablässt? Alles das lacht und pflückt mit vollen Händen die reichsten Blumen des Lebens. Neben den grossen Göttinnen fliegen Kinder durch den Raum und ein Engel, welcher einen Löwen und ein Walross ins Joch spannt, ein anderer, der sich wie ein Schwimmer in schmeichelndes Wasser gestürzt hat und darin herumspringt, dann weisse Tauben, kleine Vögel, Flügelrosse, eine Sphinx mit einem Drachenleib, kurz, alle Mutwilligkeiten der idealen Phantasie. Durch diese Gestalten hindurch schlängelt sich die buschige Girlande und vermischt die Herrlichkeiten des Frühlings mit denen des Sommers, Granatäpfel und Eichenlaub, erblühte Massliebchen und hellgoldene Zitronen, die seidigen Kelche der weissen Narzissen mit den üppigen Rundungen

der Kürbisse. Wie fern steht er jetzt seinen ersten christlichen Schüchternheiten! Zwischen der Grablegung und der Farnesina ist der Hauch der heidnischen Wiedergeburt über sein Haupt gegangen und hat seinen Schaffensgeist auf die Seite der Freude und Kraft gezogen.

Seine arme Galatea, welche im Nebensaale hängt, hat sehr durch die Zeit gelitten. Sie sieht durchnässt aus, ein Teil der Formgestaltung ist verschwunden, und Meer und Himmel sind matt und von Flecken beschmutzt; aber sie ist von der Hand Raffaels: man sieht es an der Anmut und Lieblichkeit der Galatea, an der Gebärde des kleinen Engels, der so harmonisch seine Glieder entfaltet, und an der so eigenartigen Erfindung der Meergötter und Meergöttinnen. Die halb vom Meer umschlungene Nymphe überlässt sich mit einem Ausdruck entzückender Koketterie ihrem ersehnten Geschick, der bärtige, krummnasige Triton, der sie fängt und prachtvoll in seine nervigen Arme schliesst, hat die ganze Fröhlichkeit und den Schwung eines tierischen Gottes, welcher in der salzigen Luft des Meeres mit voller Brust Kraft und Zufriedenheit atmet. Dahinter setzt sich ein Weib mit blonden, flatternden Haaren auf das Kreuz des Gottes, welcher sie entführt, und sein gebeugter Rücken höhlt sich mit kunstvollstem Schwunge. Der Maler verliert sich nicht an seinen Gegenstand, sondern er bleibt nüchtern und gemässigt, er vermeidet es, bis ans Ende von Ausdruck und Bewegung zu gehen, und reinigt die Typen und ordnet die Stellungen. Dieser natürliche Sinn für das Mass, diese wohlwollenden Instinkte, welche ihn wie Mozart dazu führen, die angeborene Güte zu schildern, diese Zartheit der Seele und der Organe, welche ihn überall die edlen und sanften Wesen und alles aufsuchen lässt, was glücklich, grossmütig und der Liebe würdig ist, dieses seltsame Schicksal, der Kunst auf jenem äussersten Gipfel begegnet zu sein, welcher Vollendung von Vorbereitung und Verfall trennt, und das einzigartige Glück einer doppelten Erziehung, die, nachdem

sie ihm christliche Unschuld und Reinheit gezeigt hatte, ihn Kraft und heidnische Freude empfinden liess — aller dieser Gaben und aller dieser Umstände hat es bedurft, um ihn zur Höhe zu führen. Vasari sagt sehr richtig: „Wenn man deutlich sehen will, wie freigiebig und grossmütig der Himmel sich manchmal zeigen kann, indem er auf einen einzigen Menschen die unendlichen Reichtümer seiner Schätze und alle jene Gnaden und besonderen seltenen Gaben häuft, welche er sonst während eines langen Zeitraumes zwischen vielen Individuen verstreut, so muss man Raffaello Santi da Urbino betrachten."

Museen, 15. April

Es gibt Tage, an denen man einen Gedankengang betritt, welcher sich gerade dahinstreckt wie ein grosser Weg, und andere, solche, wie ich sie eben hinter mir habe, an welchen man nach rechts und nach links zwischen Windungen herumirrt. Man steht neben dem Vatikan und steigt noch einmal ganz oben hinauf in jenes so kleine und so kostbare Museum. Was für Dinge in einem Gemälde! Das Eigentliche der Malerei und der anderen bildenden Künste besteht darin, in einer einzigen gleichzeitigen und zusammengepressten Wirkung alle Gedanken eines Künstlers zu vereinigen. Die anderen Künste, die Musik und die Dichtkunst, verteilen den Eindruck.

Man sieht den wundervollen, halbnackten, lächelnden Christus Correggios wieder, welcher zwischen Engeln auf einer Wolke thront, er ist der liebenswürdigste, anmutigste, rosigste Jüngling, der jemals gelebt, dann einen Dogen Tizians in gelbem Gewand, so realistisch, von so einheitlicher und so auffälliger Persönlichkeit, und dennoch so göttlich gemalt, dass die geringste Falte seines mit Liebe gearbeiteten Gewandes ein Fest für die Augen bildet, ferner eine Grablegung von Caravaggio, voll von nach dem

Leben gemalten Gestalten und Gebärden, kraftvollen Lastträgern mit aderndurchzogenen Beinen und jungen gebeugten Frauen, welche sich die Augen trocknen und mit der Aufrichtigkeit blühender Jugend weinen. Was ich heute am stärksten empfunden habe, war eine Heilige Katharina von Murillo von seltsamem, aufregendem Reiz. Ihre Schönheit ist gefährlich; in ihrem schrägen Blick, in ihren schwarzen gesenkten Augen leuchtet eine heimliche Glut; welcher Gegensatz zwischen dieser südlichen Blumenhaut und diesem Feuer, welche Geliebte und welche Fromme! In den Malereien Raffaels raubt die Unbeweglichkeit der verblassten Farbe und der bildhauerischen Haltung den Augen einen Teil ihres Lebens. Der spanische Farbton ist im Gegenteil bebend, die unbekannten Sinnlichkeiten der feurigen Seele, die plötzlichen Wallungen heftiger Erregungen, das Zittern der bis zur Wollust und Verzückung fortgerissenen Nerven und die Kraft und Glut des inneren Brandes schäumt in diesem Fleisch, das die Wucht seines eigenen Lebens durchleuchtet, und in diesen rosigen, in verschwommene Dunkelheiten gebadeten Tönen über.

Der verlorene Sohn daneben fleht so schmerzlich! Der Spanier ist von einer anderen Rasse als der Italiener, von einer Rasse, die sich weniger im Gleichgewicht hält, viel weniger in der regelmässigen Schranke des Schönen eingeschlossen ist und unter Aufopferung der Form bis zum Ausdruck des rohen Gedankens und der inneren Wallung fortgerissen wird.

Ich sah die Madona di Foligno von Raffael wieder, und der Gedanke verstärkte sich in mir, dass diese Malerei aus einem andern Zeitalter stammt. Welche gewohnten und nicht angelernten Empfindungen könnten sich für die Muskeln der beiden kleinen Engel, für die Falte im Leib, die das Becken zeichnet, für die Drehung, welche die weiche Hüfte des Jesuskindes hebt und gegen seinen Leib das kindliche Fleisch seines Schenkels drückt, interessieren?

Alles das sprach zu einem Menschen jener Zeit und spricht nicht zu einem der unseren. Was unsere Augen hier ohne Anstrengung sehen, ist die Fröhlichkeit der beiden Kinder, ist die Sanftheit und Züchtigkeit der Jungfrau, ist die zage Gebärde, mit welcher sie den Gürtel ihres kleinen Jesus berührt, und höchstens noch, wenn die Augen sehr empfindlich sind, die entzückende Wirkung des goldenen Saumes auf ihrem roten Gewande.

Ohne Zweifel ist die berühmte Kommunion des heiligen Hieronymus von Domenichino, welche man gegenüber sieht, im Vergleich weichlich. Er ist seiner Hand nicht so sicher, er sucht seine Fehler zu vermalen und hält sich an Gebäuden, geputzten, verbrämten Gewändern und einer reichen, den Venezianern abgeborgten Anordnung schadlos. Der Verstand begreift, dass der Stil Raffaels besser ist; ebenso erkennt er an, dass Port-Royal und Racine, Lysias und Plato besser schreiben als wir. Aber unsere Empfindungen lassen sich nicht in ihre Form giessen, und ihrer können wir uns nicht entäussern.

Im Museum auf dem Kapitol. Das erstemal bin ich zu schnell hindurchgegangen; ich war zu müde. Ich habe Dir nur ein einziges Gemälde beschrieben, ich glaube die Entführung der Europa von Veronese.

Das Hauptstück ist ein mächtiges Gemälde, die Heilige Petronella von Guercino. Man nimmt den Körper aus der Erde, während die Seele oben im Himmel empfangen wird. Das ist eine zusammengesetzte Malerei, der Künstler hat gemäss dem Brauch der Schulen, welche nicht ursprünglich sind, drei oder vier Arten von Wirkungen vereinigt: — er spricht durch die mächtigen Gegensätze von Licht und Schatten und durch die reichen Faltengehänge der Heiligen und ihres Bräutigams zu den Augen,

— er kopiert das Wirkliche täuschend, der kleine Knabe, welcher die Kerze hält, ist von schlagender Wahrheit, man ist ihm schon auf der Strasse begegnet; die beiden Lastträger, welche den Körper aufheben, haben die Gewöhnlichkeit und männliche Kraft ihres Handwerkes, — er ist dramatisch, die demütige Haltung der Heiligen im Himmel ist entzückend, sie bildet mit ihrem rosenbekränzten Kopf einen Gegensatz zu der tragischen Schwere des in sein fahles Laken gehüllten Leichnams. Jesus Christus selbst ist rührend und ergreifend; er ist nicht ein blosser Körper wie früher, und der ganze Vorwurf, der düstere und kalte Tod der glückseligen und triumphierenden Auferstehung gegenübergestellt, genügt, um die Vorübergehenden anzuhalten und zu ergreifen. Die so aufgefasste Malerei tritt aus ihren natürlichen Grenzen und nähert sich der Literatur. Seine persische Sibylle unter ihrer seltsamen poetischen Haartracht ist schon ganz modern. Sie hat einen jener nachdenklichen, zusammengesetzten, unbestimmbaren Ausdrücke, welche uns so gefallen, den einer unendlich zarten, und vor nervöser Empfindlichkeit über und über zitternden Seele, deren rätselvoller Zauber niemals aufhören wird . . .

Darstellung im Tempel von Fra Bartolommeo. Der Gegensatz ist schlagend, die Kunst und, ich wage es zu sagen, die ganze Zivilisation haben sich zwischen diesen beiden Meistern gewandelt. Nichts ist edler, schlichter, geruhiger und gesunder als dieses Gemälde, und das ist um so auffälliger, als man vorher die Zusammenstellungen und Neuheiten des Guercino gesehen hat. Es gibt zwei Epochen in Italien, die Ariosts und der Renaissance und die Tassos und der katholischen Restauration.

Eine Magdalena von Tintoretto auf einer Strohmatte, abgezehrt, düster, tief büssend und zerzaust. Sie weint und betet. Durch das Loch der Höhle dringt schaurig das Mondlicht, und dieser Ausblick auf die Wüste und auf die

Schrecken der Nacht über dem elenden, von Schluchzen geschüttelten Weibe ist herzzerreissend. Je mehr man Tintoretto sieht, desto mehr findet man in ihm das Temperament Delacroix' im Grossen, die Empfindung für das, was es Tragisches in der Wirklichkeit gibt, und eine bei der Berührung mit lebenden Dingen stürmisch erschütterte Sympathie und das Talent, die Roheit, Nacktheit und den Sturm der Wahrheit und Leidenschaft auszudrücken.

Als ich in diesen Tagen um das Kapitol irrte, bin ich in die Accademia di San Luca getreten. Es gibt wenige so schöne Galerien in Rom.

Zwei grosse Gemälde von Guido Reni. Das eine stellt die Fortuna dar, eine nackte Göttin, welche, eine Krone in der Hand, über der Erde schwebt; das andere ist, glaube ich, die Entführung der Ariadne. Das über und über blaue Meer breitet sich bis ins Unendliche hinein, auf einem Felsen steht eine grosse, weisse Frau, eine andere, welche einen schönen behängten Jüngling führt, nähert sich ihr, und daneben lässt ein junges liegendes Weib ein kleines Kind spielen. Es gibt nichts Leichteres und nichts Zierlicheres, die Maler dieser Zeit beherrschen alle Typen, und dieser gefällt sich in angenehmen und gemilderten Erinnerungen an die griechische Schönheit. Aber seine Malerei hat keine Substanz; sie ist zu weiss, man fühlt darin einen Hauch von Plattheit und Konvention, wie in den Trauerspielen des achtzehnten Jahrhunderts.

Eine etwas verdorbene Freske Raffaels stellt durch ihren Gegensatz diese Schwäche ins hellste Licht. Sie stellt nur ein nacktes Kind dar, aber das Kind ist lebendig, stark und einfach, wie eine Antike aus Pompeji; die Augen lächeln; in diesem so jungen, so festen Leib wohnt das Erwachen und die erste Neugierde der Seele.

Ein kleines, kaum skizziertes Bild von Rubens ist ein Meisterwerk; zwei nackte Frauen bekränzen eine ihrer Gefährtinnen, während über ihnen kleine weisse Engel eine Girlande bilden. Sie sind durchaus nicht zu fett, und ihre Bewegung ist natürlich und elegant! Dieses Wort erscheint Rubens gegenüber seltsam. Aber niemand hat so sehr wie er das Wogen der menschlichen Form empfunden und so unmittelbar nach dem Diktat seines Eindruckes geschrieben. Das Leben erscheint bei den anderen erstarrt, wenn man sie mit ihm vergleicht. Er allein hat die flüssige Weichheit, das Augenblickliche des Lebens gekannt. Denn das ist in der Tat das Wesen des Lebens: Es ist der aufströmende Sprudel einer unversieglichen Quelle, welche niemals dieselbe bleibt; in dem beseelten Fleisch ebbt und flutet das Blut mit der Geschwindigkeit eines Stromes; dieses Wogen der Substanz, welche unaufhörlich kommt und geht, wird sichtbar in der Frische ihrer Töne und in der Flüssigkeit ihrer Formen. Aber ich laufe Gefahr, zuviel über Rubens zu sagen, kein anderer Maler ist ein so reicher Schatz und so unerschöpflich für den Menschenbeobachter wie er.

Auf diesem Gebiet kommen einzig die Venezianer ihm nach. Sie beschränken seinen Überfluss, aber sie veredeln ihn auch; es gibt hier Bilder von Palma Vecchio und Tizian, deren berauschender Reichtum und prachtvolle Fleischtöne jenseits der römischen Kunst eine ganze Welt offenbaren. Palma hängt am Eingang; seine starke Farbe, herrlich wie ein roter Sonnenuntergang, seine machtvolle Formgestaltung und die prachtvollen Drehungen seiner festen Körper verraten einen ursprünglichen Sinn, den der Kraft; in jeder Schule entdeckt man zunächst den ernsten einfachen Typus; erst später macht man ihn verführerisch und reizend. — Tizian hängt in der Mitte, er ist ebenfalls mit Sinnlichkeit und Kraft gerüstet. In einer schönen italienischen Landschaft, welche sich bis in blaue Fernen

hinein vertieft, neben einem Springbrunnen, in den ein kleiner Engel Wasser giesst, fällt seine Kallisto, durch die Nymphen ungestüm entkleidet, zu Boden; es ist nichts Kleinliches, noch angenehm Lüsternes in diesem kühnen Bilde. Die Nymphen verrichten roh als Frauen aus dem Volke mit starken Armen ihr Amt. Eine vor allen, welche mit einem prachtvollen, fast männlichen Rumpf dasteht, ist ein Weib, das fähig wäre, einen Mann zu schlagen; eine andere biegt mit der rohen Bosheit einer erfahrenen Frau die arme Schuldige auseinander, um die Male ihres Unglückes eher zu sehen. Auf seinem anderen Bild aber ist die Eitelkeit, welche nackt auf einem weissen Bett mit Szepter und Krone liegt, wogig und schlank, und von berauschender Weichheit, die reizvollste Geliebte, welche ein Patrizier mit seinem Purpur schmücken und abends als ein Fest für die erlesene Sinnlichkeit seiner erfahrenen Blicke verwenden könnte. — Veronese kommt zuletzt, er ist ein Dekorateur, frei von den männlichen und riesenhaften Roheiten, von denen Tizian sich oft hinreissen lässt, und der Geschickteste von allen in der Kunst, die Freuden zu läutern und zusammenzustellen, welche die reine Farbe durch ihre Gegensätze, ihre Abstufungen und Mischungen den Augen bereiten kann. Sein Gemälde stellt eine Frau dar, welche damit beschäftigt ist, ihr Haar vor einem Spiegel zu flechten, den ein kleiner Engel hält. Ein veilchenfarbener Vorhang belebt mit seinen verschwommenen Tönen das schöne, von weissem Linnen umflossene Fleisch. Ein kleiner gefalteter Kragen schmiegt seine zarten Schleier auf die bernsteingetönte Weichheit der Brust, die fuchsroten Haare richten sich an der Stirn in Locken auf, und aus dem Hemde sieht man den Busen und den Schenkel ragen. In dieser unbestimmten, weingetönten Röte, auf diesen verschwommenen, verwischten Tiefen der Blätter erhebt das von innerem Licht durchtränkte Fleisch seine Rundungen und

seinen Schmelz mit einem Beben, das wie eine Liebkosung erscheint.

Das am meisten betrachtete Bild ist eine Lucrezia mit Sextus von Cagnacci, einem Maler aus, ich weiss nicht welcher, aber sicherlich einer späten Epoche; man errät das aus dem dramatischen und auf die dramatische Wirkung hin behandelten Vorwurf. Nackt auf weissen Tüchern und roten Falten, hinten übergeworfen, den Kopf tiefer als die Brüste, wehrt sie sich und stösst mit der Hand die Brust des Elenden zurück. Dieser arme, zarte und reizvolle, unter der physischen Gewalt erdrückte Frauenleib erweckt Mitleiden. Die geringsten Einzelheiten sind ergreifend: in ihren gewellten Haaren hängen weisse Perlenketten, welche sich lösen. Er hingegen, im blauen goldgestreiften Wams, sieht aus wie ein Ruffiano der Zeit, wie irgend ein Osio, Mörder und Fürst, gleich jenem, dessen Prozess mit Virginia von Leyva uns das schöne Auftreten, die guten Manieren und die Morde gezeigt hat. Unter einem grossen weissen Tor wartet der Sklave, das Schwert seines Herrn haltend; derartige Ausflüge machte man im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts nach dem Kloster von Monza bei Mailand.

Die Sixtina, das sechzehnte Jahrhundert

Erinnerst Du Dich des Besuches, den wir im letzten Jahre der Ecole des Beaux-Arts mit Louis B. gemacht haben, um die Kopie des Jüngsten Gerichts von Michelangelo zu sehen? Er ist einer der gebildetsten, geistvollsten und kultiviertesten Männer, und er war empört, hat sich über uns lustig gemacht und hat erklärt, dass er das Jüngste Gericht des Engländers Martin vorziehe. Dort gäbe es wenigstens, sagte er, den ganzen Auftritt, den ganzen Himmel und die ganze Erde, den vom Blitz gespaltenen Himmel und das Durcheinander der unzähligen

Toten, die in Legionen bis ins Unabsehbare hinein im übernatürlichen Licht der letzten Nacht und des letzten Tages ihren Gräbern entsteigen. Hier dagegen sei weder Himmel noch Erde, noch Abgrund, noch Luft, sondern zwei- oder dreihundert Körper, welche Stellungen einnehmen. Und darauf hast Du geantwortet, dass Michelangelo weder Himmel noch Erde, noch Luft, noch Abgründe habe malen wollen, dass er die Unendlichkeit und das übernatürliche Licht durchaus nicht zum Vorwurf genommen, dass er ein Bildhauer sei und als einziges Ausdrucksmittel den menschlichen Körper besässe, dass man seine Freske als eine Art Basrelief betrachten müsse, in welchem das Grossartige und der Stolz der Haltungen das übrige ersetze, und dass, wenn wir heute in dieser erhabensten Tragödie die erste Rolle dem Raum, den Blitzen und dem unbestimmten Ameisenhaufen kleiner menschlicher Gestalten zuweisen, man sie damals einigen tragisch behängten oder gewundenen Riesengestalten zuteilte.

Woher kommt dieser Wandel? Und warum hatte man damals so viel Interesse für die Muskeln? Weil man sie betrachtete. Ich habe in den Schriftstellern der Zeit die Einzelheiten der Erziehung und die Gewalttätigkeit der Sitten im sechzehnten Jahrhundert wieder gelesen. Wenn man eine Kunst verstehen will, muss man die Seele der Menge betrachten, an die sie sich wendet.

„Ich will", sagt Castiglione, indem er das Bildnis des vollkommenen Mannes zeichnet, „dass unser Hofmann ein vollendeter Reiter auf allen Sätteln sei, und da es ein besonderes Verdienst der Italiener ist, das Pferd gut mit dem Zügel zu beherrschen, dass er aus Grundsatz vor allem die schwierigen Pferde reite, Ring steche und Lanzen fechte, und dass er darin einer der Besten unter den Italienern sei . . . dass er in den Turnieren, den Waffengängen und den Rennen über Hindernisse einer der Guten unter den Franzosen sei, dass er im Stockfechten, im Stierkampf und

im Schnellen der Lanzen und Wurfspiesse unter den Spaniern sich auszeichne. Es schickt sich auch, dass er zu springen und zu laufen wisse ... Eine andere edle Übung ist das Ballspiel. Und ich achte es nicht als ein geringeres Verdienst, das Kunstturnen auf dem Pferde zu verstehen."

Das waren nicht blosse, nur in Gesprächen und Büchern enthaltene Vorschriften, die Handlungen und Sitten stimmten mit ihnen überein. Giuliano Medici, welcher durch die Pazzi ermordet wurde, wird von seinem Lebensbeschreiber nicht nur um seiner Begabung als Dichter und seines Feingefühls als Kunstkenner willen gelobt, sondern auch für seine Geschicklichkeit in der Behandlung des Pferdes und im Ringen und Lanzenstechen. Cesare Borgia, der grosse Staatsmann, war ebenso geübt in Faustschlägen wie in Intrigen. „Er ist siebenundzwanzig Jahre alt", sagt ein Zeitgenosse, „hat einen äusserst schönen und grossen Körper und sein Vater, der Papst, fürchtet ihn sehr. Er hat sechs wilde Stiere, vom Pferde herab mit dem Spiesse kämpfend, getötet, und einem dieser Stiere hat er mit einem einzigen Schlage den Kopf zerspalten." Italien versieht zu dieser Zeit Europa mit geschickten Fechtmeistern, und in den Stichen der Zeit sieht man den Schüler nackt, einen Dolch in der einen, einen Degen in der anderen Hand, wie er seine Muskeln, von der Kniekehle bis zum Nacken, übt und geschmeidig macht, wie ein Athlet und Ringkämpfer.

Es ist wohl nötig, denn der öffentliche Friede ist schlecht behütet.

„Am zwanzigsten September", sagt ein Geschichtsschreiber, „gab es einen grossen Aufruhr in der Stadt Rom, und alle Kaufleute schlossen ihre Buden. Diejenigen, welche auf ihren Feldern und in ihren Weinbergen waren, kamen in aller Eile nach Hause, und alle, Bürger sowohl wie Fremde, griffen zu den Waffen, weil man es als eine ausgemachte Sache versicherte, dass der Papst Innocenz der Dritte ge-

stofben sei." Das so schwache Band der Gesellschaft zerriss, man fiel in den Zustand der Wildheit zurück, und jeder machte sich den Augenblick zunütze, um sich von seinen Feinden zu befreien. Und man glaube nicht, dass man in gewöhnlichen Zeiten davon abstand, Hand an sie zu legen. Die privaten Kriege der Familie Colonna und der Familie Orsini breiteten sich rings um Rom ebenso frei wie in den schwärzesten Jahrhunderten des Mittelalters aus. „In der Stadt selbst kamen tags und nachts viele Morde vor, und es verging kaum ein Tag, an welchem nicht jemand getötet wurde . . . Am dritten Tage des Septembers überfiel ein gewisser Salvador seinen Feind, den Herrn Beneaccaduto, trotzdem er mit ihm unter einer Bürgschaft von fünfhundert Dukaten in Frieden lebte; er traf ihn mit zwei Degenstössen und verwundete ihn tödlich, so dass er daran starb. Und am vierten Tage schickte der Papst einen Unterkämmerer mit den Aufsehern und dem ganzen Volke, das Haus des Salvador zu zerstören. Sie zerstörten es, und an diesem selben vierten Tage des Septembers wurde Hieronymus, der Bruder besagten Salvadors, gehängt." Ich könnte fünfzig ähnliche Beispiele anführen. Zu dieser Zeit ist der Mensch zu stark, zu sehr gewöhnt, sich selber Gerechtigkeit zu verschaffen und zu Gewaltsamkeiten zu schnell bereit. „Eines Tages", sagt Guicciardini, „tötete Trivulzio mit eigener Hand mehrere Metzger auf dem Markte, welche mit der bei dieser Art Leuten gewöhnlichen Frechheit sich der Erhebung von Zöllen widersetzten, von denen sie nicht befreit worden waren." Bis 1537 hielt man in Ferrara eine Schranke offen, wo der Zweikampf bis auf den Tod selbst den Fremden gestattet war, und wo kleine Knaben mit Messerstichen gegen einander fochten. Die Fürstin von Faënza lässt vier Mörder auf ihren Ehegatten los, und als sie sieht, dass er widersteht, springt sie aus dem Bett und stösst ihn selber mit dem Dolch nieder, wonach ihr Vater Lorenzo Medici bittet,

sich beim Papste für sie zu verwenden, damit er ihr die Kirchenstrafe erlasse und führt als Grund an, dass er die Absicht habe, „sie mit einem anderen Ehemanne zu versorgen". — Der Prinz von Imola wird ermordet und aus dem Fenster geworfen, und man droht seiner Witwe, welche in der Festung eingekerkert ist, ihre Kinder zu töten, wenn sie sie nicht ausliefere. Sie steigt auf die Zinnen und antwortet mit der ausdrucksvollsten Gebärde „dass ihr noch die Form bliebe, um andere darin zu machen". — Man bedenke auch die Schauspiele, welche man alle Tage in Rom sah. „Am zweiten Sonntage sprach ein maskierter Mensch in dem Borgo beleidigende Worte über den Herzog von Valentinois aus. Der Herzog, welcher ihn gehört hatte, liess ihn ergreifen: man schnitt ihm eine Hand und den äusseren Teil der Zunge ab, welcher auf den kleinen Finger der abgehauenen Hand gesteckt wurde." — „Die Leute desselben Herzogs hängten zwei Greise und acht alte Frauen, nachdem sie unter ihren Füssen Feuer angelegt hatten, an den Armen auf, um sie gestehen zu machen, wo das Geld verborgen sei, und diese, welche es nicht wussten, oder nicht sagen wollten, starben in der besagten Folter." An einem anderen Tage lässt der Herzog Verurteilte (gladiandi) in den Hof des Palastes führen und durchbohrt sie vor einer zahlreichen und erwählten Beiwohnerschaft, seine schönsten Kleider tragend, eigenhändig mit Pfeilschüssen. — „ . . . er tötete auch unter dem Mantel des Papstes den Perotto, welcher ein Liebling des Papstes war, so dass dem Papst das Blut ins Gesicht spritzte." Man liebte es in dieser Familie, sich umzubringen. Er hatte schon seinen Schwager mit Degenstössen überfallen lassen; der Papst nahm den Verwundeten unter seine Obhut, aber der Herzog sagte: „Das, was sich zum Mittagessen nicht machen liess, wird sich zum Abendessen schon machen lassen . . ." „Und eines Tages, am 17. August, trat er in das Zimmer, als der junge Mann schon wieder auf-

stehen konnte, hiess seine Frau und seine Schwester hinausgehen und liess den besagten jungen Mann von drei Mördern, die er herbeigerufen hatte, erwürgen . . . Er tötete auch seinen Bruder, den Herzog von Gandia, und liess den Körper in die Tiber werfen." Und als man den Fischer, der die Sache gesehen hatte, fragte, warum er dem Stadthauptmann nichts gemeldet habe, antwortete dieser Mann, „dass er in seinem Leben schon mehr als hundert Körper an derselben Stelle habe herunterwerfen sehen, ohne dass sich jemals jemand darum gekümmert hätte".

Alles das gewinnt Körper und Relief, wenn man die Denkwürdigkeiten Cellinis liest. Heute fühlen wir uns so geborgen in den Händen des Staates und rechnen so mit dem Richter und dem Gendarm, dass es uns schwer wird, das natürliche Recht des Krieges zu begreifen, nach welchem vor der Herstellung regelmässiger Gesellschaften sich ein jeder verteidigte und sich Recht und Genugtuung verschaffte. In Frankreich, Spanien und England fanden die wilden Tiere der Feudalherrschaft in der feudalen Ehre, wenn nicht einen Zügel, so doch wenigstens eine Grenze; das Duell ersetzte die privaten Kriege: man tötete sich gewöhnlich nach Regeln, vor Zeugen und an einem vorher bestimmten Orte. Hier trieb sich der Mordinstinkt frei in den Gassen herum. Man kann all die Gewalttätigkeiten, welche Cellini erzählt, nicht aufzählen, und nicht nur nicht die seinen, sondern auch die der anderen nicht. Ein Bischof, dem er eine Goldschmiedearbeit nicht ausliefern wollte, schickte Leute, um sein Haus zu plündern; er aber verbarrikadierte sich, die Büchse in der Hand. — „Da Rosso während seines Aufenthaltes in Rom die Werke Raffaels geschmäht hatte, wollten die Schüler dieses berühmten Meisters ihn durchaus töten." — Vasari, der neben seinem Schüler Manno schlief, „schabte ihm, in dem Glauben, sich selber zu kratzen, ein Bein mit seinen Händen wund, denn

er schnitt sich niemals die Nägel", wofür „Manno entschlossen war, ihn zu töten". — Der Bruder Cellinis, welcher gehört hatte, dass sein Schüler Bertino Aldobrandi soeben getötet worden sei,* „brüllte auf eine Weise, dass man es auf zehn Meilen hätte hören können und sagte zu Giovanni: Kannst Du mir sagen, wer ihn mir erschlagen hat? Der Knabe sagte ja! es sei einer mit dem Schwert zu zwei Händen und auf der Mütze trage er eine blaue Feder; mein armer Bruder rannte fort, erkannte sogleich den Mörder am Zeichen, und mit seiner bewundernswerten Schnelligkeit und Tapferkeit drang er in die Mitte des Haufens, und ehe ein Mensch sich's versah, stach er dem Täter den Wanst durch und durch und stiess ihn mit dem Griff des Degens zur Erde." Fast im selben Augenblick wird er selber durch einen Büchsenschuss niedergestreckt, und nun sieht man die ganze Wut der Vendetta sich entfalten. Cellini kann nicht mehr weder essen noch schlafen, und der innere Sturm ist so heftig, dass er sterben zu müssen glaubt, wenn er ihm nicht nachgibt . . . „Ich fasste also meinen Entschluss und scheute mich nicht vor einer so niedrigen und keineswegs lobenswürdigen Tat; genug, ich wollte eines Abends mich von diesem Zustande befreien, ich schlich mich mit grosser Gewandtheit an ihn heran, und mit einem grossen, pistojesischen Dolch holte ich rücklings dergestalt aus, dass ich ihm den Hals rein abzuschneiden gedachte; er wendete sich schnell um, der Stoss traf auf die Höhe der linken Schulter und beschädigte den Knochen. Er liess den Degen fallen und entsprang von Schmerzen betäubt. Mit wenig Schritten erreichte ich ihn wieder, hob den Dolch ihm über den Kopf, und da er sich niederbückte, traf die Klinge zwischen Hals und Nacken und drang so tief in den Knochen hinein, dass ich mit aller Gewalt sie nicht herausziehen konnte." — Etwas später und immer auf dem öffentlichen Wege tötete Cellini

* Übersetzung Goethes.

Benedetto und dann Pompeio, welche ihn beleidigt hatten. Der Kardinal Medici und der Kardinal Cornaro fanden das ganz in der Ordnung. Und was den Papst anbetrifft, so erzählt Cellini nach einer dieser Mordtaten: „Er sah mich mit einem grimmigen Seitenblick an; das war aber auch alles, was ich auszustehen hatte: denn, als er das Werk sah, fing er wieder an, heiter zu werden." Und als man Cellini ein andermal bei ihm verklagt hatte, antwortete der Papst: „Ihr müsst wissen, dass Männer wie Benvenuto, die einzig in ihrer Kunst sind, sich an die Gesetze nicht zu binden haben, umsomehr, als ich seine Ursachen weiss." So war die öffentliche Moral. Und dabei ist die Ursache zu diesen Hinterhälten so gering als nur möglich. Luigi, sein Freund, hatte Pentesilea zu seiner Geliebten gemacht; sie war eine Buhldirne, welche Cellini nicht gewollt hatte, und dennoch hatte er jenen gebeten, sie nicht zu nehmen. Wütend legt er sich in einen Hinterhalt, fällt mit dem Degen über beide her, verwundet sie, findet sie noch nicht genug gestraft und erzählt mit Genugtuung ihren Tod, welcher nicht einzutreten säumte. Was seine private Moral anbetrifft, so hat er mystische Gesichte, wenn er im Gefängnis ist, sein Schutzengel erscheint ihm, er unterhält sich mit einem unsichtbaren Geist, er hat religiöse Verzückungen: das ist die Wirkung der Einsamkeit und Einkerkerung auf derartige Köpfe. Im übrigen, in der Freiheit, ist er ein guter Christ nach der Weise der Zeit; als sein Perseus gelungen war, erzählt er, „brach ich, Psalmen und Hymnen zum Lobe Gottes singend, auf, was ich während meiner ganzen Reise fortsetzte". Auf ähnliche Empfindungen stösst man auch bei dem Herzog von Ferrara: „Als er von einer schweren Krankheit, die ihn vierundzwanzig Stunden lang daran verhinderte, Wasser zu lassen, befallen worden war, nahm er seine Zuflucht zu Gott und wollte, dass man alle fälligen Gehälter bezahle." Ebenso ist auch das Gewissen eines seiner Vorgänger, Ercole von Este, welcher nach Schluss

eines Saufgelages mit seiner Truppe welscher Spielleute die Messe singen ging, welcher zweihundertundachtzig Gefangenen, ehe er sie verkaufte, ein Auge blenden oder eine Hand abschlagen liess und am Gründonnerstag den Armen die Füsse wusch. Ebenso war die Frömmigkeit des Papstes Alexander VI., welcher sich, nachdem er die Ermordung seines Sohnes, des Herzogs von Gandia, erfahren hatte, vor die Brust schlug und schluchzend seine Verbrechen vor den versammelten Kardinälen beichtete. In jener Zeit wird die Phantasie in dem einen oder dem anderen Sinne erregt, bald auf seiten der Wollust, bald auf seiten des Zornes und bald auf seiten der Furcht. Von Zeit zu Zeit überläuft sie bei dem Gedanken an die Hölle ein Schauer, und sie glauben sich durch Kerzen, Kreuzschlagen und Paternoster retten zu können. Aber im innersten Grunde sind sie Heiden, echte Barbaren, und die einzige Stimme, welche in ihnen spricht, ist die des erregten Fleisches, bebender Nerven, sich dehnender Glieder und die des überfüllten Gehirns, in welchem der Schwarm der Formen und Farben summt.

Man wird es nicht erwarten, glaube ich, an ihnen eine sehr zarte Lebensart zu finden. Der Kardinal Ippolito von Este, welcher seinem Bruder die Augen blenden liess, empfing einen Gesandten des Papstes, welcher beauftragt war, ihm ein missfälliges Breve zu überbringen, mit Stockschlägen. Man weiss, dass der Papst Julius II. während eines Streites mit Michelangelo einen Bischof, welcher dazwischenzutreten versuchte, mit dem Stocke schlug. Einmal wurde Cellini von dem Papst Paul II. in einer Audienz empfangen. „Er war," sagt Cellini, „in der besten Laune von der Welt und das umsomehr, als es an einem Tage geschah, an dem er die Gewohnheit hatte, eine ordentliche Schlemmerei vorzunehmen, nach welcher er sich dann stets übergab." Es ist unmöglich, mit dem Zeremonienmeister Burckhard die Feste zu erzählen, welche vor Alexander VI.,

Cesare Borgia und der Herzogin Lucrezia gegeben wurden, und noch weniger manche kleine, improvisierte Belustigung, welcher diese drei Personen von ihrem Fenster aus „mit grossem Gelächter und grosser Befriedigung" zuschauten. Eine Marketenderin würde darüber erröten. Man ist noch nicht geschliffen, die Grobheit erschreckt niemanden, Dichter, wie Berni, und Erzähler, wie der Bischof Bandello, schildern mit genauen Einzelheiten die allergewagtesten Vorkommnisse. Das, was wir den guten Geschmack nennen, ist das Werk der Gesellschaftssäle und entstand erst unter Ludwig XIV. Was wir kirchliche Züchtigkeit nennen, ist ein Rückschlag der Reform und trat erst zu Zeiten des heiligen Borromäus ein. Die körperlichen Triebe breiteten noch all ihre Nacktheit im Lichte aus, und weder die Verfeinerung der Welt noch die Schicklichkeit des Kleides hatten schon die unversehrte Glut der entfesselten Sinne gemässigt oder verhüllt. „Manchmal," sagt Cellini, „geschah es, dass ich, wenn ich unvorhergesehen, in die geheimen Gemächer drang, die Herzogin überraschte in einer Beschäftigung, welche nichts königliches hatte . . . Darob geriet sie gegen mich in eine solche Wut, dass ich erschrak." Eines Tages gerät er am Tisch des Herzogs mit dem Bildhauer Bandinelli in Streit, der ihm die allergröbste Beleidigung ins Gesicht schleudert. Wie durch ein Wunder beherrscht er sich, aber einen Augenblick später sagt er zu ihm: „Ich erkläre Dir ausdrücklich, dass Du, wenn Du den Marmor nicht zu mir schickst, Dich auf eine andere Welt vorbereiten magst, denn koste was es wolle, ich werde Dir unverzüglich den Bauch aufreissen." Die groben Worte drängen sich wie bei Rabelais, und Kneipenschmutzereien und widerliche Scherze Betrunkener werden sogar in einem Palast laut. „Ah, Schwein, schrie ich, Flegel, Tölpel, das ist also das einzige Aufsehen, welches Dein Talent machen kann, und zu gleicher Zeit griff ich nach einem Stock." Cellini heftet vier Verse über

dieses Abenteuer an die Mauer, und der Herzog und die Herzogin lachen darüber. Heute würden die Diener eines guten Hauses einen derartigen Spassvogel vor die Tür werfen, aber wenn man sich seiner Fäuste wie ein Karrenführer und seines Schwertes wie ein Landsknecht bedient, so hat man natürlicherweise auch die Lustigkeit von Karrenführern und Landsknechten.*

Es ist auch natürlich, dass ihre Vergnügungen von besonderer Art waren. Das, was ein Mann aus dem Volke, ich verstehe darunter einen an körperliche Arbeit gewöhnten Mann, dessen Sinne grob sind, vorzieht, sind die Schauspiele, welche auf die Augen wirken, vor allen Dingen die, in welchen er selber auftritt. Er hat den Sinn für Aufzüge und nimmt gern an ihnen teil. Er überlässt den Gesellschaftsmenschen, den Verfeinerten, den Verweiblichten, die Neugierden der Beobachtung, des Gespräches und der Zergliederung, er liebt es Ringkämpfer zu sehen, Spassmacher, Gaukler, welche Gesichter schneiden, Feereien, Prozessionen, Soldatenaufzüge und Reitermärsche in aufsehenerregenden bunten aussergewöhnlichen Trachten. Heute, wo das Volk in Paris ins Theater geht, müssen die volkstümlichen Theater die Zuschauer durch dieselben Mittel anlocken. Auf einer derartigen Geistesstufe wird ein Mensch durch die Augen gefesselt. Was er zu schauen wünscht, ist nicht ein reiner Verstand, sondern ein kräftiger, schön gekleideter, gut auf seinem Sattel sitzender Körper, und wenn es anstatt eines hundert gibt, wenn die Stickereien, Goldbänder, Federbüsche und Seide und Brokat der Gewänder unter Trompetengeschmetter in der vollen Sonne glänzen, wenn der Jubel und der Lärm des Festes auf allen Wegen in alle seine Sinne dringt,

* Cellini erzählt von der Art und Weise seiner Zerwürfnisse mit einer seiner Geliebten: „Ich packte sie bei den Haaren und schleifte sie durch das Zimmer und bearbeitete sie mit Fusstritten und Faustschlägen, bis Müdigkeit mich zwang, aufzuhören."

dann erschüttert unwillkürliche Gleichstimmung sein ganzes Wesen, und wenn er noch einen Wunsch hat, so ist es der, selber aufs Pferd zu steigen, um sich in einem ähnlichen Gewand inmitten des Zuges und vor den Zuschauern sehen zu lassen. So ist der um diese Zeit in Italien herrschende Geschmack, man trifft dort nichts als fürstliche Reiterzüge, prunkvolle öffentliche Feste, Stadteinzüge und Maskeraden. Galeazzo Sforza, Herzog von Mailand, der Lorenzo Medici zu besuchen kam, führte ausser einer Leibwache von fünfhundert Fussoldaten, hundert Reiter, fünfzig in Seide und Silber gekleidete Bediente zu Fuss, zweitausend Edelleute und Diener seines Gefolges, fünfhundert Hundekoppeln und eine unendliche Anzahl von Falken mit sich, und seine Reise kostete ihm 200 000 Gold-Dukaten. Die Stadt ihrerseits gibt ihm drei öffentliche Schauspiele. Das eine ist „Die Verkündigung der Jungfrau", das andere „Die Himmelfahrt Christi" und das letzte „Die Ausgiessung des heiligen Geistes". Der Kardinal von San Sisto gibt 200 000 Dukaten für ein einziges Fest zu Ehren der Herzogin von Ferrara aus, und darauf macht er eine Reise durch Italien mit einem so zahlreichen und prunkvollen Gefolge, dass die ganze Pracht seines Bruders, des Papstes, dem nur gerade gleichkommen konnte. — Die Herzogin Lucrezia Borgia hält ihren Einzug in Rom mit zweihundert aufs prächtigste gekleideten Damen zu Pferde, die von je einem Edelmanne begleitet wurden. In Florenz bereitete man ein grosses mythologisches Fest, den Triumph des Camillo mit einer Unmenge von Wagen, Standarten, Wappenschilden und Triumphbögen vor. Lorenzo Medici bat, um das Schauspiel zu verschönern, den Papst um einen Elefanten. Der Papst schickte aber nur zwei Leoparden und einen Panther, er selber wollte auch gerne kommen, aber seine Würde verhinderte ihn. Eine Menge Kardinäle, welche glücklicher waren, stellten sich ein, um das Fest zu geniessen. Ein Maler, Pietro di Cosimo, ver-

anstaltete mit seinen Freunden ein anderes ganz düsteres, den Triumph des Todes. Es bestand aus einem von schwarzen Ochsen gezogenen Wagen, auf welchen man Schädel, Knochen und weisse Kreuze gemalt hatte. Auf dem Wagen stand die Gestalt des Todes mit ihrer Sense, und in dem Wagen krochen aus Gräbern als Skelette verkleidete Menschen hervor, welche an den Haltepunkten eine Begräbnishymne anstimmten. — Unter fünfzig anderen ähnlichen Festen lese man das, welches Vasari beschreibt und welches den Anfang des Jahrhunderts bezeichnet, und urteile nach seiner Pracht und nach seinen Einzelheiten über die malerischen Neigungen, welche damals alle Herzen erfüllten. Es handelte sich darum, den Regierungsantritt des Papstes Leo X. zu feiern, und Lorenzo Medici, welcher wollte, dass die Gesellschaft des Broncone, deren Vorsteher er war, diejenige des Diamant an Pracht übertreffe, hatte Jakopo Nardi, einen „gelehrten Edelmann", beauftragt, ihm sechs Festwagen herzurichten. Pontormo hatte sie bemalt, und Baccio Bandinelli sie mit Bildhauerarbeiten geschmückt. Die ganze Kunst und der ganze Reichtum der Stadt, alle Erfindungen und alle Errungenschaften des Luxus und der neuerlichen Gelehrsamkeit und alle Bilder und alle Erinnerungen an die alte Geschichte und alte Dichtkunst hatten beigetragen, sie zu verschönen. Mit Löwen- und Tigerfellen, mit Schabracken aus Goldtuch, Schwanzriemen aus Goldbändern und silberbestickten Zügeln geschirrte Streitrosse schritten in langem Zuge einher, hinter ihnen folgten junge Stiere, prächtig aufgeputzte Maultiere und die phantastischen oder ungeheuerlichen Gestalten der zu Elefanten verkleideten Büffel und der in geflügelte Greifen verwandelten Pferde. In Marder- oder Hermelinfelle gekleidete laubbekränzte Hirten, Priester in antiken Togen, welche goldene Leuchter und Vasen hielten, Senatoren, Liktoren und Ritter in strahlenden Rüstungen, welche Waffen und Trophäen trugen und

Rechtsgelehrte in langen Gewändern zu Pferde umgaben die Wagen, in welchen die grossen Persönlichkeiten Roms zwischen den Abzeichen ihrer Würde und den Denkmalen ihrer Taten standen. Durch ihre stolze Nacktheit, ihre kühnen Haltungen und ihre edlen, flatternden Gewänder brachten die gemalten und gemeisselten Gestalten einen noch heidnischeren Ton in diesen heidnischen Aufzug und lehrten ihren lebenden Genossen, welche unter dem Geschmetter der Trompeten und den Beifallsrufen der Menge sich zu Pferde oder in den Wagen beschauen liessen, Kraft und Fröhlichkeit. Die grossmütige Sonne, welche über ihren Köpfen leuchtete, sah endlich eine Welt wieder, welche jener glich, die sie einst auf demselben Platz bestrahlt hatte, ich meine, dasselbe tiefe Gefühl natürlicher poetischer Freude, dieselbe Blüte gesunder vollkommener Kraft, denselben Hauch ewiger Jugend und denselben Triumph und Kult der Schönheit. Und wenn die Zuschauer, nachdem sie diese grosse Entfaltung von Pracht und Waffen betrachtet hatten, zwischen dem Schillern der wogenden Stoffe, zwischen dem Funkeln der versilberten Schärpen und den rötlichen Widerscheinen des zu Blumen geformten oder in Arabesken verschlungenen Goldes, auf dem letzten Wagen, in der Mitte einer Pyramide lebendiger Darsteller, neben dem grünenden Lorbeer, das nackte Kind sich erheben sahen, welches die Wiedergeburt des goldenen Zeitalters darstellte, konnten sie für einen Augenblick glauben, dass sie das entschwundene edle Altertum wieder lebendig gemacht hätten und dass nach einem Winter von fünfzehn Jahrhunderten, die menschliche Pflanze ein zweites Mal sich über und über mit Blüten bedecken würde.

Das sind die Schauspiele, welche man alle Tage in einer italienischen Stadt sah, das war der Prunk der Fürsten, der Städte und der Vereine. Mit seinen Händen, seinen Augen und seinem Herzen nahm der geringste Handwerker daran teil. Das Gefühl für schöne Formen, grosse künstlerische

Anordnungen und malerische Ornamente ward volkstümlich. Ein Zimmermann sprach abends zu seiner Frau davon, man stritt in der Schenke und am Verkaufstisch darüber, jeder war überzeugt, dass diejenige Ausschmückung die schönste gewesen sei, an der er mitgearbeitet hatte, jeder hatte, wie heute die Schüler einer Künstlerwerkstatt, seine Vorlieben, seine Urteile und seinen Meister, und daher kam es, dass Maler und Bildhauer nicht nur zu einigen Kritikern, sondern zur ganzen Welt sprachen. Was ist uns heute noch von den alten poetischen Prunkfesten geblieben? Die lärmende Rückkehr der Masken am Aschermittwoch, in welcher schmutzige Trunkenbolde heulen, und der Zug des Fetten Ochsen, in welchem sechs arme Teufel in rosa Trikots zwischen Achselzucken und schlechten Spässen vor Kälte mit den Zähnen klappern. Die malerischen Sitten haben sich auf zwei Strassenaufzüge beschränkt und die athletischen Sitten auf Jahrmarktsringkämpfe, wo Herkulesse für zehn Heller die Stunde sich vor Männern in Arbeiterkitteln und vor Soldaten abquälen. Diese Sitten waren damals die belebende Wärme, welche auf allen Seiten die grosse Malerei keimen und blühen liess. Sie sind verschwunden, und folglich können wir jene Malerei nicht mehr hervorbringen. Höchstens kann ein Maler, wenn er sich mit antiken Vasen in seine Werkstatt einsperrt, sich mit Archäologie vollpfropft, zwischen den reinsten Vorbildern Griechenlands und der Renaissance lebt und sich von allen modernen Vorstellungen absperrt, mit Hilfe von Studium und Künstlichkeit dazu kommen, rings um seinen Geist eine ähnliche Temperatur herzustellen. Wir haben Wunder dieser Art gesehen, einen Overbeck, welcher das Abendmahl nehmend, fastend und sich in Rom einklosternd, die mystischen Gestalten Angelicos von Fiesole wiederzufinden glaubte, einen Goethe, welcher, nachdem er sich heidnisch gemacht, die antiken Torsen kopiert und sich mit allen Hilfsquellen ausgerüstet hatte, welche Gelehrsamkeit, Philo-

sophie, Forschung und Genie gewähren können, durch die Geschmeidigkeit und Allumfassendheit der kultiviertesten Phantasie, welche jemals war, dazu gelangte, auf einem deutschen Unterbau eine fast griechische Iphigenie zu errichten. Mit einem kunstvoll erbauten Treibhause und gut geleiteten Wärmevorrichtungen kann man selbst in der Normandie Apfelsinen zum Reifen bringen, aber das Treibhaus würde eine Million kosten, von zehn Orangenbäumen würden neun nur saure Missgeburten tragen, und der normannische Bauer, dem man die Früchte der zehnten anböte, würde im Grunde seines Herzens seinen Branntwein und seine Runkelrüben vorziehen.

Man muss anerkennen, dass es damals einen Wettstreit einziger Umstände gab: man hat diese Mischung von Wildheit und Kultur, diese Bräuche von Kriegern und diese Geschmacksneigungen von Altertumsforschern, diese Sitten von Banditen und diese Gespräche von Gelehrten niemals wiedergesehen. Der Mensch befand sich damals in einem vorübergehenden Zustand, er verliess das mittlere Zeitalter, um das moderne zu betreten, oder die beiden Zeitalter flossen vielmehr zusammen und drangen auf die seltsamste Weise und mit den überraschendsten Gegensätzen ineinander über. Da die zentrale Regierung und die monarchische Treue sich in Italien nicht haben herstellen können, so dauerte das mittlere Alter durch private Gewalttätigkeiten und Inanspruchnahme der Kraft darin länger als wo anders. Da die Rasse in Italien frühreif war, und die Kruste der germanischen Einwanderung es nur halb bedeckt hatte, entfaltete sich das moderne Zeitalter darin früher als anderswo durch das Erringen von Reichtum, durch die Fruchtbarkeit der Erfindungsgabe und durch die Freiheit des Geistes. Sie waren zu gleicher Zeit vorgeschrittener und zurückgebliebener, als die anderen Völker: zurückgebliebener in der Empfindung des Rechts, vorgeschrittener in der Empfindung des Schönen, und ihr Geschmack stimmte

mit ihrem Zustande überein. Eine Gesellschaft will in den Schauspielen, welche sie sich gibt, immer diejenigen Gegenstände finden, die sie am meisten interessieren. Immer befindet sich in einer Gesellschaft eine herrschende Gestalt, welche in den Künsten nachgeformt und betrachtet wird. Heute ist es der ehrgeizige Plebejer, welcher die Vergnügungen von Paris geniessen und aus seiner Dachstube in das erste Stockwerk heruntersteigen will, kurz, der Emporkömmling, Arbeiter, Intrigant, Amts- Börsen- und Schreibmensch, welchen die Romane Balzacs darstellen. Im siebzehnten Jahrhundert war es der in allen Schicklichkeiten erfahrene und in allen Manegen der Welt zugerittene Hofmann, ein schöner, eleganter Sprecher, der höflichste und gewandteste, den man jemals gesehen hat, sowie ihn Racine zeigt und die Romane der Fräulein von Scudery ihn zu schildern versuchen. Im sechzehnten Jahrhundert in Italien ist es der rüstige mit gesunden Gliedern versehene, reichgekleidete, tatkräftige und schöner Haltungen fähige Mann, sowie die Künstler ihn darstellen. Zweifellos hörte ein Herzog von Urbino, ein Cesare Borgia, ein Alphonso von Este, und ein Leo X. Dichter und Denker an, das ist abends nach dem Essen in einer Villa unter Säulengängen und gezierten Decken eine angenehme Zerstreuung. Was sie aber im Grunde dennoch eigentlich ergötzt, sind die Beschäftigungen der Augen und des Körpers, Gemetzel, Reiterzüge, die grossen Formen der Baukunst, die stolze Stattlichkeit der Bildsäulen und der gemalten Gestalten und der prachtvolle Schmuck, mit dem sie sich umgeben. Jede andere Zerstreuung würde ihnen schal erscheinen, sie sind keine Analytiker, keine Philosophen und keine Gesellschaftsmenschen: sie bedürfen greifbarer und fühlbarer Dinge. Wenn man daran zweifelt, betrachte man ihre Vergnügungen: die Paul II., welcher Pferde, Esel, Ochsen, Kinder, Greise und Juden, welche man vorher „vollgestopft" hatte, um sie schwerer zu machen, vor sich wettlaufen liess und

darüber so lachte, dass er sich die Seiten halten musste, die Alexander VI., welche ich nicht beschreiben kann, und die Leos X., welcher das Jahr damit verbrachte, gestiefelt und gespornt, Hirsch und Eber zu jagen, welcher einen Mönch besoldete, der fähig war, „mit einem Mundvoll eine Taube zu verschlucken und hintereinander vierzig Eier verschlingen konnte," welcher auf seinen Tisch Speisen in Gestalt von Affen und Krähen auftragen liess, um sich an der Überraschung seiner Gäste zu weiden, welcher sich mit Spassmachern umgab, sich die Calandra und die Mandragora spielen liess, sich an gepfefferten Erzählungen belustigte und Schmarotzer unterhielt. Die angeborene Feinheit derartiger Geister wird dazu neigen, Abstufungen nicht von Empfindungen oder Gedanken, sondern von Farben oder Formen zu erkennen und, um sie zu befriedigen, sieht man das Volk von Künstlern sich bilden, deren erster Michelangelo ist.

Es gibt vier Menschen, welche sich in Kunst und Dichtung über alle anderen erhoben haben, und zwar so hoch, dass sie wie eine besondere Rasse erscheinen: Dante, Shakespeare, Beethoven und Michelangelo. Weder tiefe Wissenschaft, noch vollkommener Besitz aller Quellen der Kunst, noch Fruchtbarkeit der Phantasie, noch Ursprünglichkeit des Geistes haben genügt, um ihnen diesen Platz zu verleihen: sie haben alles das gehabt, aber alles das ist nebensächlich. Was sie auf ihren Rang gestellt hat, war ihre Seele, die Seele eines gefallenen Gottes, welche mit unwiderstehlicher Kraft aufstrebte zu einer der unseren disproportionierten Welt, immer kämpfte, immer litt, arbeitete und stürmte und welche, ebenso unfähig sich zu sättigen, wie sich zufrieden zu geben, sich einsam anliess, vor den Menschen jene Riesengestalten zu errichten, welche ebenso wild, ebenso stark und ebenso schmerzvoll erhaben sind, wie ihre ohnmächtige und unstillbare Sehnsucht.

Durch diesen Zug ist Michelangelo modern, und vielleicht verstehen wir ihn heute gerade dadurch ohne Anstrengung. Ist er unglücklicher gewesen als die anderen Menschen? Wenn man die äusseren Ereignisse betrachtet, so scheint das mit nichten. Wenn er von einer habsüchtigen Familie gequält worden ist, wenn zwei- oder dreimal die Laune oder der Tod eines Beschützers ein grosses Werk, das er angefangen oder ersonnen hatte, angehalten hat, wenn sein Vaterland in Knechtschaft geraten war, wenn rings um ihn die Seelen sich verweichlicht oder erniedrigt hatten, so sind das Widerwärtigkeiten, Ärgerlichkeiten und Unglücksfälle, welche nichts Ungewöhnliches an sich haben. Wie viele Künstler unter seinen Zeitgenossen haben nicht grösseres erlitten! Aber Leiden misst sich an der Erschütterung des Inneren, nicht an dem Stoss der äusseren Dinge, und wenn es jemals eine Seele gegeben hat, welche der Wallungen, des Zitterns und des Zornes fähig war, so ist es die seine gewesen. Er war empfindlich bis zum Übermass und folglich „furchtsam", und einsam und fühlte sich in den kleinen Handlungen der Gesellschaft so unwohl, dass er es zum Beispiel niemals über sich brachte, ein Gastmahl zu geben. Menschen, welche von dauernden Erregungen zu bewegt sind, schweigen, um sich nicht zum Schauspiel zu machen und ziehen sich in sich zurück, aus Mangel an Raum, sich zu entfalten. Von seiner Jugend an hatte er sich in Gesellschaft unbehaglich gefühlt und zog sich so sehr in Studium und Schweigen zurück, dass er hochmütig oder verrückt erschien. Später auf dem Gipfel seines Ruhmes tauchte er noch mehr darin unter, ging allein spazieren, liess sich von einem einzigen Diener bedienen und verbrachte ganze Wochen allein auf seinen Gerüsten, ganz und gar dem Gespräch hingegeben, welches er unaufhörlich mit sich selber führte. Das kam daher, weil er niemanden fand, der ihm hätte antworten können. Seine Empfindungen waren nicht nur zu stark, sondern sie

waren auch zu hoch. Von seiner ersten Jugend an hatte er masslos alle edlen Dinge geliebt: zunächst seine Kunst, welcher er sich trotz der Roheiten seines Vaters hingegeben und die er, den Zirkel und das Seziermesser in der Hand, mit einer Zähigkeit, dass er davon krank wurde, in allem ihren Beiwerk vertieft hatte, dann seine Würde, welche er mit Gefahr seines Kopfes den gebieterischsten Päpsten gegenüber aufrecht erhielt, bis sie ihn wie einen Gleichen achteten und er wagen durfte, ihnen zu trotzen „mehr als es ein König von Frankreich getan haben würde". Er hat die gewöhnlichen Vergnügen verachtet, „obgleich reich, lebte er wie ein armer Mann", er war so mässig, dass er oft nur ein Stück Brot zu Mittag ass und arbeitsam und hart mit seinem Körper, er schlief wenig und manchmal in Kleidern, lebte ohne Prunk, ohne grossen Haushalt, ohne Sorge um Geld, schenkte seine Statuen und seine Bilder seinen Freunden, zwanzigtausend Franken seinem Diener, dreissig- oder vierzigtausend Franken auf einmal seinem Neffen und eine Unmenge von Summen seiner Familie. Mehr noch, er lebte als Mönch, ohne Geliebte und ohne Frau, keusch an einem wollüstigen Hof und hatte nur eine Liebe, eine strenge und platonische Liebe für eine Frau gekannt, welche ebenso stolz und ebenso edel war wie er. Abends, nachdem er gearbeitet hatte, schrieb er ein Sonett zu ihrem Lobe und kniete im Geiste vor ihr nieder, wie Dante zu Füssen seiner Beatrice, und bat sie, ihn in seinen Schwächen zu stützen und ihn auf dem „rechten Pfade" zu erhalten. Er warf seine Seele vor ihr nieder wie vor einer himmlischen Tugend und fand, um ihr zu dienen, den Überschwang der Mystiker und Ritter wieder. Er empfand in ihrer Schönheit eine Offenbarung des göttlichen Wesens, er sah sie „noch bedeckt von dem Kleid ihres Fleisches, strahlend aufschweben bis zu dem Schoss Gottes" — „der, welcher liebt," sagte er, „erhebt sich mit dem Glauben in den

Himmel, und der Tod wird ihm süss" — er stieg durch sie bis in die höchste Liebe hinauf, in dieser ersten Quelle aller Dinge hatte er sie zuerst geliebt, und geführt durch ihre Augen, kam er mit ihr wieder dorthin zurück. Sie starb vor ihm, und er blieb davon lange „niedergeschmettert und wie von Sinnen". Mehrere Jahre danach noch empfand er in seinem Herzen einen grossen Gram, das Bedauern, dass er sie auf ihrem Totenbette nicht geküsst hatte: auf die Hand, auf die Stirn oder auf die Wange. Der Rest seines Lebens entsprach derartigen Empfindungen. Er hatte sich „in die Gedanken der gelehrten Männer versenkt" und auch in die Lektüre der Dichter, Petrarca und vor allem Dante's, den er fast ganz auswendig wusste. „Hätte es doch dem Himmel gefallen," schrieb er eines Tages, „dass ich so wie er gewesen wäre, selbst um den Preis eines gleichen Schicksales! Für sein bitteres Exil und seine Tugend würde ich den glücklichsten Zustand der Welt hingeben." Die Bücher, welche er am meisten liebte, waren jene, die den Stempel der Grösse tragen, das alte und das neue Testament, und vor allem die furchtbaren und schmerzvollen Reden Savonarolas, seines Lehrers und Freundes, den er an den Marterpfahl gebunden, erwürgt und verbrannt werden gesehen hatte und dessen „lebendiges Wort für immer in seiner Seele geblieben war". Ein Mann, welcher so fühlt und so lebt, weiss sich dem Leben nicht anzupassen, er ist zu verschieden. Wenn er die Bewunderung der anderen Menschen erregt, so wird er sich selber doch niemals zufrieden geben. „Er setzte seine Werke herab und fand niemals, dass es seiner Hand gelungen sei, die Vorstellung auszudrücken, welche er sich in seinem Inneren gebildet hatte." Eines Tages, als er schon alt und hinfällig war, begegnete ihm jemand, wie er zu Fuss und im Schnee in der Nähe des Kolosseums einherging und fragte ihn: „Wo geht Ihr hin?" — „In die Schule, um zu versuchen, etwas

zu lernen." Mehr als einmal packte ihn die Verzweiflung. Als er sich ein Bein verwundet hatte, schloss er sich zu Hause ein und wollte „sich sterben lassen". Zuletzt geht er so weit, sich selber zu trennen „von jener Kunst, welche sein Herrscher und sein Abgott gewesen war, auf dass nichts, weder Malkunst noch Bildhauerei, jetzt meine Seele zerstreue, welche sich zu der göttlichen Liebe gewendet hat, die auf dem Kreuze ihre Arme öffnet, um uns zu empfangen", das war der letzte Seufzer einer grossen Seele in einem verdorbenen Jahrhundert und in einem geknechteten Volk, für sie war der Verzicht die einzige Zuflucht. Sechzig Jahre lang haben seine Werke nichts weiter getan, als jenen heroischen Kampf offenbart, der bis ans Ende in seinem Herzen stattgefunden.

Übermenschliche, ebenso unglückliche Gestalten wie wir, Leiber von Göttern, welche irdische Leidenschaften spannen, ein Olymp, in welchem die menschlichen Trauerspiele aufeinanderstossen, das ist der Gedanke, der von allen Wölbungen der Sixtina herabsteigt. Welche Ungerechtigkeit, die Sibyllen und den Jesaïas Raffaels mit ihnen zu vergleichen! Jene sind stark und schön, ich habe nichts dagegen, sie zeugen von einer ebenso tiefen Kunst, ich verstehe davon nichts, aber, was man beim ersten Blicke sieht, ist, dass sie nicht dieselbe Seele haben: sie sind niemals wie diese durch glühenden unwiderstehlichen Willen aufgerichtet worden, und sie haben niemals wie diese das Beben und Starrwerden des nervendurchzitterten Wesens empfunden, das sich spannt und sich, auf die Gefahr hin zu zerbrechen, emporschnellt. Es gibt Seelen, in denen die Eindrücke mit Donnerschlägen aufschiessen und deren alle Handlungen Stürme oder Blitze sind. So sind die Gestalten Michelangelos. Sein riesenhafter Jeremias, welcher, seinen ungeheuren Kopf auf seine ungeheure Hand stützend, träumt . . . wovon träumt er mit seinen gesenkten Augen? Sein geflochtener, bis auf die Brust herabwogender

Bart, seine von geblähten Adern durchzogenen Arbeiterhände, seine gefaltete Stirn, sein undurchdringlicher Gesichtsausdruck und das dumpfe Grollen, welches aus seiner Brust aufzusteigen scheint, erwecken den Eindruck eines jener barbarischen Könige, jener finsteren Auerochsenjäger, welche umsonst mit ihrem Zorn an die Tore des römischen Reiches stiessen. Hesekiel wendet sich mit stürmisch fragender Gebärde, und sein Schwung ist so plötzlich, dass die durchstreifte Luft auf seiner Schulter einen Zipfel seines Mantels bläht. Die alte Persika liest unter den langen Falten ihrer herabfallenden Haube unermüdlich in einem Buch, das sie mit knochigen Händen fest und unbeweglich vor ihre durchdringenden Augen hält. Jonas bricht mit hintenübergeworfenem Kopf vor der Blitze schleudernden Erscheinung zusammen, während seine Finger von selbst unwillkürlich die vierzig Tage abzählen, welche Ninive noch bleiben. Die Lybica steigt ungestüm herab und trägt das ungeheure Buch davon, welches sie ergriffen hat. Die Erythräa ist eine kriegerischere und stolzere Pallas, als ihre Schwester, die antike Athenerin. Rings um sie auf der Krümmung der Wölbungen spannen nackte Jünglinge ihr Rückgrat und dehnen ihre Glieder, bald stolz hingebreitet und ruhend, bald angespannt und kämpfend. Einige schreien, und mit ihrem gestreckten Schenkel und ihrem sich anklammernden Fuss erschüttern sie wütend die Mauer. Ein alter, gebeugter Pilger, der sich setzt, ein Weib, das ihr kleines, in seine Windeln geschnürtes Kind küsst, ein verzweifelter Mensch, welcher mit seinem schrägen Blick bitter dem Schicksal misstraut, ein junges Mädchen mit schönem, lachenden Gesicht, welches friedlich schläft und noch zwanzig andere und erhabenste Gestalten des menschlichen Lebens sprechen mit allen Einzelheiten ihrer Haltung und mit der geringsten Falte ihrer Gewänder.

Und das sind nur die Umrisse der Wölbung, auf der

Wölbung selber, welche zweihundert Fuss lang ist, breiten sich die Geschichten der Genesis und die Befreiung Israels, die Erschaffung der Welt, des Mannes und des Weibes, der Sündenfall, die Austreibung des ersten Paares, die Sintflut, die eherne Schlange, der Mord des Holophernes und die Strafe des Haman, ein ganzes Volk von tragischen Gestalten. Man legt sich auf den alten Teppich, welcher den Boden bedeckt und schaut hinauf. Sie mögen immer in einer Höhe von hundert Fuss, verräuchert, abgeblättert, durcheinander erdrückt, und jenseits aller Gewohnheiten unserer Malerei, unseres Jahrhunderts und unseres Geistes sein: man begreift sie sofort. Dieser Mann ist so gross, dass die Verschiedenheiten von Zeit und Volk vor ihm nicht bestehen bleiben.

Die Schwierigkeit besteht nicht darin, seine Wirkung zu fühlen, sondern darin, sich ihre Macht zu erklären. Wenn man, nachdem man dieser donnernden Stimme seine Ohren geliehen hat, sich zurückzieht, sich ausruht und sich so in eine Entfernung bringt, in der man nur noch die Nachwirkung verspürt, und nun auf die Eindrücke die Überlegung folgen lässt und forscht, durch welches Geheimnis er seinem Worte einen so schwingenden Ton verliehen hat, gelangt man dazu, sich zu sagen, dass er die Seele Dantes hatte und sein Leben damit verbrachte, den menschlichen Körper zu studieren: das sind seine beiden Ursprünge. Der Körper so, wie er ihn macht, ist ganz und gar Ausdruck, Knochengerüst, Muskel, Behang, Haltung und Gliederung, so dass der Beschauer von allen Teilen des Schauspieles auf einmal erschüttert wird. Und dieser Körper drückt Aufwallung aus, Stolz, Kühnheit, Verzweiflung, Bitterkeit, wilde Leidenschaft und heroischen Willen, so dass der Beschauer durch die allerstärksten Eindrücke erschüttert wird. Seelische Kraft dringt aus jeder physischen Einzelheit hervor, und wir fühlen körperlich wie einen einzigen Schlag die Rückwirkung.

Man betrachte Adam, der neben der Eva schläft, die Jehova soeben aus ihm genommen. Kein Geschöpf ist vordem jemals in einen so tiefen Todesschlaf versenkt worden. Sein riesenhafter Körper ist entkräftet, und seine Riesenhaftigkeit macht die Entkräftung noch auffallender. Seine hängenden Arme und trägen Schenkel könnten beim Erwachen einen Löwen in ihrer Umarmung zerdrücken. — In der ehernen Schlange reisst der Mensch, welcher von einer Schlange halb umwunden wird, sie mit seinem gekrümmten Arm herunter und windet sich, um seine Schenkel zu befreien. Er erinnert an die Kämpfe der ersten menschlichen Wesen gegen die Ungeheuer, deren schlammiger Rücken den antidiluvianischen Boden durchfurchte. Die gehäuften, durcheinander geworfenen und mit den Sohlen nach oben gekehrten Leiber beben mit gespannten Armen und verkrampften Rücken in der Verflechtung mit den Reptilen. Die grauenhaften Rachen lassen die Schädel zerkrachen und pressen sich auf die heulenden Lippen. Mit gesträubten Haaren und gesperrtem Munde liegen andere elendiglich am Boden, während ihre Füsse wütend auf gut Glück in den menschlichen Haufen stossen. — Ein Mann, welcher Knochengerüst und Muskel auf solche Weise zu behandeln versteht, kann Zorn, Willen und Entsetzen in eine Falte der Hüfte, in das Vorspringen eines Schulterblattes oder in das Auftauchen eines Wirbels legen. Unter seinen Händen wird jedes menschliche Tier leidenschaftlich und handelt und kämpft. Was für elende Gliederpuppen sind im Vergleich jene schweren Fresken, jene unbeweglichen Prozessionen, welche man darunter hat stehen lassen. Sie sind wie die alten, dem Ufer eines Flusses aufgeprägten Male, an denen man erkennen kann, durch welchen Strom der Fluss gewachsen und geschwollen ist. Seit den Griechen hat einzig er gewusst, was die Glieder wert sind. Der Körper lebt, bei ihm wie bei ihnen, durch sich selber und ist dem Kopf nicht unter-

geordnet. Durch die Kraft seines Genies und seines einsamen Studiums hat er jenes Gefühl für das Nackte, mit welchem das gymnastische Leben sie erfüllt hatte, wiedergefunden. Vor seiner sitzenden Eva, welche sich, den Fuss unter den Schenkel gepresst, halb wendet, muss man unwillkürlich die Streckung des Beines sich vorstellen, welche diesen grossen, stolzen Körper emporheben wird. Vor seinem aus dem Paradies vertriebenen Adam und seiner Eva denkt niemand daran, nach dem Schmerz in den Gesichtern zu suchen. Es ist der ganze Rumpf, es sind die bewegten Glieder, das menschliche Gerüst mit der Lage seiner inneren Balken, mit der Festigkeit seiner herkulischen Stützen, es ist die Reibung und das Knacken seiner beweglichen Gelenke, kurz, es ist das Ganze, was beeindruckt. Der Kopf ist nur ein Teil davon, und man bleibt unbeweglich stehen, hingerissen von dem Anblick der Schenkel, welche derartige Rümpfe stützen, von dem Anblick der ungezähmten Arme, welche die feindliche Erde unterwerfen werden.

Aber was meiner Meinung nach alles andere übersteigt, sind die zwanzig jungen Männer, die auf den Gesimsen an den vier Ecken eines jeden Gemäldes sitzen, es sind wahre gemalte Skulpturen, welche die Vorstellung einer höheren, unbekannten Welt erwecken. Sie sind alle jugendliche Helden aus der Zeit des Achilles und des Ajax. Ihre Rasse ist ebenso fein, aber feuriger und von einer herberen Kraft. Das sind die grossen Nacktheiten, die herrlichen Gliederentfaltungen und die stürmenden Bewegungen aus den Schlachten Homers, aber mit einem stärkeren Schwung und mit einer mutigeren Kühnheit des männlichen Willens. Man kann sich nicht vorstellen, dass das verschobene oder aufgerichtete menschliche Gerüst den Geist in so viele verschiedene Erregungen versetzen kann. Die Schenkel stützen, die Brust atmet, die ganze Fleisch-Bekleidung spannt sich und bebt, der Rumpf beugt sich über die

Hüften und die von Muskeln gestreifte Schulter wird den Arm mächtig emporreissen. Einer von ihnen wirft sich hintenüber und zieht seinen grossen Faltenbehang über seinen Schenkel, ein anderer hält den Arm über seine Stirn und scheint einen Schlag aufzufangen. Einige andere sitzen versonnen und träumen und lassen ihre vier Gliedmassen herabhängen; andere laufen, ein Fenstergesims überspringend, oder werfen sich mit einem Schrei hintenüber. Drei von ihnen, welche sich über dem Hesekiel, der Persika und dem Jeremias befinden, sind unvergleichlich, einer vor allem, der Edelste, ist gelassen und klug wie ein Gott und blickt, auf Früchte gestützt, eine Hand auf seine Kniee gelegt, ruhig hinaus. Man fühlt, dass sie sich bewegen und handeln werden, und man möchte sie doch in derselben Stellung erhalten. Die Natur hat nichts Ähnliches hervorgebracht, aber so hätte sie uns machen sollen, sie könnte hier alle Typen finden. Zu Seiten der Riesen und Helden Jungfrauen, keusche Jünglinge, spielende Kinder, die entzückende, junge und stolze Eva und die schöne Delphika, welche einer jungen Nymphe der ersten Zeiten gleicht und ihre von einem kindlichen Erstaunen erfüllten Augen herumschweifen lässt, alle sind sie Söhne oder Töchter der riesenhaften, widerstandskräftigen Rasse, welchen aber ihr Alter das Lächeln, die Heiterkeit, die einfache Freude und Anmut der Ozeaniden des Äschylos und der Nausicaa Homers bewahrt hat. Die Seele eines Künstlers trägt eine ganze Welt in sich, und die Seele Michelangelos offenbart sich hier bis in den Grund.

Er hatte sie geschaffen und hätte sie nicht wiederholen sollen. Sein Jüngstes Gericht, welches sich daneben befindet, macht nicht denselben Eindruck. Der Maler zählte damals siebenundsechzig Jahre, und seine Eingebungen waren nicht mehr so frisch. Wenn man seine Vorstellungen lange gehandhabt hat, besitzt man sie besser, aber sie erregen einen weniger, man treibt sie über die

ursprüngliche Empfindung, die einzig wahre, hinaus und übertreibt oder kopiert sich. Er hat hier mit Absicht die Körper verdickt, er bläht die Muskeln, verschwendet die Verkürzungen und heftigen Haltungen und macht aus allen seinen Gestalten wohlgenährte Athleten und Ringer, welche ihre Kraft zeigen wollen. Die Engel, welche das Kreuz tragen, klammern sich an, biegen sich, pressen die Fäuste, spannen die Schenkel und heben die Füsse in die Höhe wie in einem Gymnasium. Die Heiligen arbeiten sich mit ihren Marterwerkzeugen ab, so, als ob jeder von ihnen die Aufmerksamkeit auf seine Formen und seine Kraft lenken wollte. Die von einem Rosenkranz oder einer Mönchskutte erretteten Seelen des Fegefeuers sind übertriebene Modelle, welche in einer Anatomieschule Verwendung finden könnten. Der Künstler hat jenen Punkt berührt, wo die Empfindung unter der Wissenschaft verschwindet, und der Geist vor allem das Vergnügen der überwundenen Schwierigkeit fühlt. Wie dem auch sei, das Werk ist dennoch einzig, es gleicht einer schmetternden, deklamatorischen Fanfare, welche die Brust und der Atem eines alten Kriegers ertönen lässt. Gestalten und ganze Gruppen darin kommen dem Grössten gleich, das er je gemacht hat. Die mächtige Eva, welche mütterlich eine ihrer entsetzten Töchter an ihre Seite drückt, der alte, furchtbare Adam, ein antediluvianischer Koloss, der ungeheure Stamm des Menschheitbaumes, die tierischen, raubtierhaften Köpfe der Dämonen, der Verdammte, welcher seinen Arm auf sein Gesicht drückt, um den Abgrund nicht zu sehen, der ihn verschlingt, jener, der umwunden von einer Schlange, mit einem bitteren Lachen und starr vor Entsetzen unbeweglich gleich einer Bildsäule bleibt, vor allem aber jener Blitze schleudernde Christus, ein Bruder des Jupiter, der im Homer die Trojaner und ihre Kriegswagen in der Ebene umwirft, und dicht neben ihm, fast unter seinem Arm verborgen, in sich zusammengedrängt

und furchtsam, mit der Gebärde eines jungen Mädchens, die zarte edle Jungfrau Maria, das alles sind Erfindungen, welche denen der Decke gleichkommen. Sie beleben das Ganze; man hört auf, den Missbrauch der Kunst, das Streben nach Wirkung und die spielende Beherrschung des Handwerks zu empfinden. Man sieht nur noch den Schüler Dantes, den Freund Savonarolas, den zwischen den Drohungen des alten Testamentes lebenden Einsamen, den Patrioten, Stoiker und Gerechtigkeitsschirmer, der in seinem Herzen die Trauer über seine Stadt trug, der dem Begräbnis der Freiheit Italiens beiwohnte, der allein die erniedrigten Charaktere und entarteten Seelen überlebte und, alle Tage finsterer werdend, neun Jahre über diesem ungeheuren Werk verbrachte, die Seele erfüllt von dem Gedanken an das höchste Gericht und schon im voraus die Donner des letzten Tages vernehmend.

VILLEN UND PALÄSTE

Die Villen

Nichts interessiert mich an den römischen Villen mehr, als ihre alten Herren. Die Naturwissenschaftler wissen es, man erkennt das Tier sehr gut an seiner Schale.

Der Ort, an welchem ich angefangen habe, es zu verstehen, ist die Villa Albani, welche im achtzehnten Jahrhundert für den Kardinal Alexander Albani nach seinem eigenen Plane erbaut wurde. Man errät darin sofort den grossen Herrn und Hofmann von der Art der Adeligen unseres siebzehnten Jahrhunderts. Es gibt Unterschiede, aber die beiden Geschmacksrichtungen sind einander benachbart. Es ist Kunst und Anordnung, was sie über alles lieben, der Natur ist keine Freiheit gelassen, alles ist künstlich. Das Wasser sprudelt nur in Strahlen und Büscheln hervor und hat zum Bette nur Becken und Urnen. Die Rasenplätze werden von ungeheuren Hecken eingeschlossen, welche höher wie ein Mann und dicker wie Mauern sind und geometrische Dreiecke bilden, deren alle Spitzen auf einen gemeinsamen Mittelpunkt treffen. Vorn erstreckt sich eine dichtgedrängte schnurgerade Pallisade von kleinen Zypressen. Man steigt auf breiten Steintreppen, welche denen von Versailles gleichen,

aus einem Garten in den anderen. Die Blumenbeete werden von kleinen Rahmen aus Büschen eingeschlossen und bilden Zeichnungen, welche gutgestickten, mit abgestuften Farben regelmässig gesprenkelten Teppichen ähneln. Diese Villa ist ein Überbleibsel, das fossile Skelett eines Lebens, welches zwei Jahrhunderte gedauert hat und dessen Hauptvergnügen in der Unterhaltung, im schönen Auftreten und in den Gesellschafts- und Vorzimmersitten bestand. Der Mensch interessierte sich nicht für die leblosen Dinge. Er sah in ihnen keine Seele und keine eigentümliche Schönheit, er machte aus ihnen ein blosses Anhängsel seines eigenen Lebens, sie dienten den Gemälden nur zum Hintergrund, zu einem verschwommenen Hintergrunde, dessen Wichtigkeit geringer als die eines Beiwerkes war. Die ganze Aufmerksamkeit wurde von dem Gemälde selber in Anspruch genommen, das heisst, von dem menschlichen Trugspiel und dem menschlichen Drama. Um einen Teil dieser Aufmerksamkeit auch auf die Bäume, die Wasser und die Landschaft zu lenken, musste man sie vermenschlichen, ihnen ihre natürlichen Formen und Anlagen, ihre „wilde" Art und den Schein von Unordnung und Wüste nehmen, und ihnen so sehr als möglich das Aussehen eines Saales, einer Galerie mit Säulengängen und eines grossen Palasthofes geben. Die Landschaften Poussins und Claude Lorrains tragen alle diesen Stempel. Sie sind „gebaut", das Land darin ist für Hofleute gemalt, welche in ihrem Landsitz den Hof wiederfinden wollen. In dieser Hinsicht ist es interessant, die Insel der Kalypso bei Homer und Fénelon miteinander zu vergleichen. Bei Homer ist es eine wirkliche, wilde, felsige Insel, auf der Meervögel nisten und schreien. Bei Fénelon ist es eine Art Marly: „Zur Freude der Augen hergerichtet." Auch die englischen Gärten, so wie man sie heute bei uns einführt, zeugen von der Heraufkunft einer anderen Rasse, von der Herrschaft eines anderen Geschmackes, dem Einfluss einer

anderen Literatur und der Wirkung eines anderen umfassenderen, einsameren, leichter ermüdeten und den Dingen des Inneren mehr zugewandten Geistes.

Ferner gewahrt man, dass unser Standesherr Altertumsforscher war. Ausser zwei Galerien und einem mit antiken Statuen angefüllten Säulengang sind hier Stücke von Bildhauerwerken aller Arten in den Gärten verstreut: Karyatiden, Torsen, riesenhafte Büsten, Götter, büstentragende Säulen, Urnen, Löwen, grosse Vasen und Sockel, kurz, eine grosse Anzahl von oft zerbrochenen oder zerstörten Resten. Man hat sogar, um aus allem Nutzen zu schlagen, eine Reihe von gestaltlosen Trümmern in eine Mauer eingebaut. Einzelne von diesen Werken, unter anderem eine Karyatide, ein Antinouskopf und einige Kaiserstandbilder sind schön, aber die meisten bilden einen seltsamen, bunt zusammengewürfelten Haufen. Viele gehörten wahrscheinlich kleinen Städten und Privathäusern an; schon bei den Alten waren es Werke von geringer Güte, wie das, was man bei uns wiederfinden würde, wenn man nach langer Zeit Treppenhausstatuen und Ratshausbüsten ausgrübe, es sind viel eher Museumsurkunden als Kunstwerke. Man schmückt sein Haus damit nur aus Schulmeisterei, der bunte Kram ist ein Greisengeschmack, der letzte, der in Italien bestanden hat. Nachdem die Literatur gestorben war, schrieb man noch Abhandlungen über eine Vase oder über Münzen; als in der grossen Leere des letzten Jahrhunderts jedes geistige Streben untersagt oder getötet war, bewahrte man noch, wie zu Zeiten Politians und Lorenzo Medicis zwischen galanten Sonetten und Akademiephrasen den alten Geschmack und die archäologische Neugier. Diese Art Verwendung zieht den Geist von den grossen Fragen ab, ein absoluter Fürst, ein Kardinal, kann ihn begünstigen, auf diese Weise seine leeren Stunden füllen, sich den Anschein eines Kenners und Mäcens geben, und sich Widmungsschreiben, Titelblätter, mythologische

Titelkupfer, und die grossen italienischen und lateinischen Superlative verdienen.

Ein dritter nicht weniger sichtbarer Punkt ist, dass unser altertumsforschende Standesherr ein Italiener, ein Südländer war. Das Klima fordert zu dieser Bauart auf. Viele in unseren klassischen Jahrhunderten nachgeahmten und unter unserem Himmel sinnlosen Bauarten sind hier vernünftig und folglich schön: zunächst die grossen Säulengänge mit offenen Bogen, man braucht keine Fenster, es ist sogar besser, dass es keine gibt, man geht ja vor allem darin umher, um frische Luft zu schöpfen. Ferner schickt es sich, dass alles aus Marmor ist, im Norden friert man bei der blossen Vorstellung, man würde unwillkürlich an die Behänge, Schilfmatten, Wärmevorrichtungen, Teppiche, kurz an den ganzen Apparat denken, der zu unserem Wohlbefinden unumgänglich ist. Ein Herzog, ein Kirchenfürst in seinem violetten Gewande, befindet sich hier im Gegenteil bei grossen Repräsentationen, umgeben von seinen Edelleuten, gerade am richtigen Ort, um von den Angelegenheiten des Staates zu sprechen oder ein Sonett zu hören. Von Zeit zu Zeit kann er während seines majestätischen Auf- und Niederwandelns einen Blick auf die Bildsäulen, auf die Kaiserbüsten, werfen, ganz laut den Latinisten oder den Politiker spielen und sich aufrichtig, in einer Art Verwandtschaft und unter dem Titel eines Nachfolgers, für ihr Leben und ihre Bildnisse interessieren. Ferner befindet er sich sehr wohl hier, um die Künstler zu empfangen, die Anfänger zu beschützen und Baupläne zu bestellen oder zu besichtigen. Wenn er auf die Gartenwege hinaustritt, sind sie breit und geebnet genug, dass sein Gewand nirgends hängen bleibt und sein Zug sich entfalten kann. Garten und Gebäude sind vortrefflich, um unter offenem Himmel Hof zu halten.

Die Ausblicke und Stücke Landschaft, welche man, gerahmt von den Säulen, am Ende der Galerien sieht, sind

von gleichem Geschmack. Herrliche Eichen erheben auf einer Terrasse ihre ungeheuren Pfeiler und die immergrüne Kuppel ihres monumentalen Laubes. Platanenalleen ziehen dahin und vertiefen sich wie ein Säulengang, hohe, schweigsame Zypressen drängen ihre knorrigen Äste gegen ihre graue Rinde und steigen ernst und eintönig als Pyramiden in die Höhe. Aloen erheben vor den weissen Wänden der Mauern ihr seltsames Geflecht gleich einer verkrampften, von Aussatz bedeckten Schlange. Jenseits der Umfriedung steigt und fällt, je nach den Bewegungen des Bodens, ein Durcheinander von Bauten und Pinien. Am Himmelsrande wogt die schroffe, zerborstene Linie der Berge. Einer vor allen erhebt, blau wie eine regenbeladene Wolke, sein Dreieck, so dass es einen ganzen Zipfel des Himmels vermauert. Von dort wandern die Augen auf die Folge der runden Bogen zurück, welche den Säulenumgang bilden, auf die Geländer und die Statuen, welche den First des Daches beleben, auf die verstreuten Säulen und auf die Rundungen und Vierecke der Teiche und Hecken. In dieser Umrahmung von Bergen ergibt das genau eine Landschaft wie die des Perelle und entspricht einem geistigen Zustand, von dem ein moderner Mensch und vor allem ein Nordländer keine Vorstellung hat. Die Menschen von heute sind zarter, weniger fähig Malerei, und fähiger Musik zu geniessen; diese dagegen hatten noch grobe Nerven und auf das Äussere gewendete Sinne. Sie empfanden nicht die Seele der äusseren Dinge, sie genossen nur ihre Form. Künstlich gewählte und verteilte Landschaften gaben ihnen dieselbe Empfindung, wie ein hohes, weites, fest gebautes und schön ausgeschmücktes Gemach: das genügte ihnen, sie führten keine Gespräche mit einem Baum.

Von dem grossen Marmorbalkon im zweiten Stock sieht der Berg, der gegenüberliegt, wie ein Gebäude, wie ein echtes Werk der Baukunst aus, darunter sieht man die

Damen und die Besucher in den „Gemächern" der Alleen. Man gebe ihnen Röcke aus gewirkter Seide, Sammetgewänder, gebauschte Kragen, einen leichteren und edleren Zuschnitt, und man wird den Hof vor sich sehen, der einst vorbeizog und unter den Augen und auf die Kosten eines Grossen müssig lebte. Er bedurfte seiner, um anderen seine Würde zu beweisen und sich vor der langen Weile zu schützen. Nur heute versteht ein Mensch allein oder in Familie zu leben. Ebenso ist der grosse, getäfelte, marmorgeschmückte, mit Säulen, Reliefs und grossen Vasen gezierte, vergoldete und mit Fresken bemalte Saal der schönste Ort für einen Empfang. Ohne grosse Anstrengung kann man den ganzen Auftritt mit seinen Gestalten vor seiner Phantasie wieder zusammenstellen. Hier und dort plauderten Liebhaber und Äbte, welche den Herrn in Angelegenheiten von Gemälden erwarteten und schauten rings um sich. Man erhob die Augen zu dem Parnass von Mengs und verglich ihn mit dem Raffaels. Man bezeugte so Erziehung und guten Geschmack, vermied gefährliche Gespräche und konnte nachher fortgehen, ohne sich blossgestellt zu haben. In den kleinen Gemächern daneben betrachtete man das herrliche Relief des Antinous, seine starke Brust, seine männlichen Lippen, seinen kühnen Ringerausdruck, etwas weiter einen wunderbaren blassen Kardinal von Domenichino und die beiden kleinen, so lebendigen Bacchanale von Giulio Romano. Man verstand sie noch, die Überlieferung hatte sich erhalten, der neue Geist, die rednerische und philosophische Kultur hatte nicht wie in Frankreich alle Sitten und alle Vorstellungen des sechzehnten Jahrhunderts verwischt, man ermordete sich hier noch immer, und die Strassen waren abends nicht sicher. Während in Frankreich die Boudoirmaler herrschten, ahmte Mengs hier die Renaissance nach, und Winckelmann entdeckte die Antike wieder. Man genoss ihre Werke und die der grossen Meister. Das lange Warten in den Vor-

zimmern, die Leere der vorsichtigen Gespräche, die Gefahr sich vergessender Lustigkeit und das gegenseitige Misstrauen hatten die Empfindungsfähigkeit dadurch, dass sie sie verhinderten, sich frei zu ergiessen, noch vergrössert. Es gab im Menschen noch Platz für starke Eindrücke.

Wie fern diese Gewohnheiten und Empfindungen von den unseren sind! Wie die verfeinerte Kultur, die Folge des Wohllebens und der wohlgeleiteten Polizei zwischen uns gearbeitet haben, um von vorherrschenden Menschen nichts übrig zu lassen, als den Zigeuner, den Ehrgeizigen, welcher Nerven hat, den Menschen Mussets und Heines!

Ich bin zwei Meilen zu Fuss weiter gegangen; es gibt eine Menge grosser, mit lächerlichen Ruinen garnierter Villen, welche man eigens fabriziert und zum Teil modernisiert hat. Die entgegengesetztesten Stile vermengen sich darin, es lohnt nicht der Mühe, einzutreten. Andere bürgerlichere Häuser lassen Beete aus Palmen, Kaktus und weisse gefleckte Binsen zwischen sprudelnden Springbrunnen durchschimmern, es gibt nichts Eigenartigeres und nichts Anmutigeres. Die ärmlichsten Herbergen haben in ihrem Hof irgend einen grossen, weitausladenden Baum oder eine dicke Weinrebe, welcher ein Dach aus Laub bildet. Man bekommt dort einen schlechten, gezuckerten gelben Wein, aber gegenüber breiten sich Landschaften in weichen Tönen, welche von den fernen bläulichen Gebirgen begrenzt werden, spriessendes Laub, weisse Mandelbaumwipfel und die schlanke Zeichnung brauner oder grauer Bäume, und der Himmel ist ganz feucht von leichten Wolken.

Villa Borghese

Ich habe Dir nicht viel über die anderen Villen zu sagen, sie geben ähnliche Gedanken ein, dasselbe Leben erzeugte dieselben Geschmacksneigungen. Einige sind

grösser, ländlicher und freier gezeichnet, unter anderem die Villa Borghese. Man gelangt dorthin über die Piazza del Popolo. Dieser Platz ist mit seinen Kirchen, seinen Obelisken, seinen Springbrunnen und mit der monumentalen Treppe des Pincio seltsam und schön. Ich vergleiche im Kopf immer diese Gebäude mit denen in Paris, an welche ich gewöhnt bin. Man findet hier weniger materielle Grösse, weniger Raum und weniger Bausteine als auf der Place de la Concorde und dem Arc de Triomphe, aber alles ist schöpferischer und interessanter.

Die Villa Borghese ist ein grosser, mit allen Arten von Gebäuden besäter Park von vier Meilen im Umfange. Am Eingang steht ein ägyptisches Tor von schlechtester Wirkung, es ist eine moderne Einführung. Das Innere ist harmonischer und ganz klassisch: hier eine Säulenreihe, dort ein kleiner Tempel, etwas ferner ein Säulengang in Trümmern, ein Portikus, Geländer, grosse runde Vasen und eine Art Zirkus. Das wogige Gelände hebt und senkt schöne, von zarten, zitternden Anemonen über und über rote Wiesen. Pinien, welche mit Absicht getrennt sind, erheben ihre schlanke Gestalt und ihr ernstes Haupt in die weisse Luft. In den Alleen murmeln Springbrunnen und in den kleinen Tälern richten grosse, noch kahle Eichen ihre kühnen, antiken Heldenleiber auf. Ich bin im Norden geboren und erzogen worden, Du begreifst, dass ich bei ihrem Anblick stets alle Schönheiten Roms vergesse .und dass die Gebäude und Kirchen mir nichts mehr sind neben diesen knorrigen Buchen, neben diesen grossen Kämpfern meiner geliebten Wälder, welche wieder aufzuleben beginnen und deren erste Triebe der feuchte Wind schon wachruft. Sie ruhen einen köstlich von Steinen und Menschen aus. Alles was menschlich ist, ist gewollt und in dieser Hinsicht Ermüdung, die Linien der Gebäude sind immer starr, eine Statue, ein Gemälde ist niemals etwas anderes, als ein Gespenst der Vergangenheit. Die

einzigen Dinge, die ein vollkommenes Vergnügen gewähren, sind die natürlichen Wesen, welche stets sich bilden und wandeln, welche leben und deren Stoff sozusagen fliessend ist. Man bleibt ganze Nachmittage lang hier, um die immergrünen Eichen anzuschauen, den unbestimmten bläulichen Ton ihres Laubes und ihre runden Wipfel, welche ebenso voll sind, wie die der Bäume Englands. Es gibt dort ebenso eine Aristokratie wie hier unten, nur der grosse erbliche Besitz kann die unnützen, schönen Bäume vor der Axt bewahren. Neben ihnen tragen die Pinien gerade wie Säulen ihre Kuppeln still im friedlichen Himmelsblau, man wird nicht müde, diesen Rundungen zu folgen, die sich aneinander reihen und sich verschlingen, dem kleinen Zittern, welches sie bewegt und der anmutigen Farbe so vieler edler Wipfel, welche dicht nebeneinander inmitten der durchsichtigen Luft stehen. Von Zeit zu Zeit erhebt eine von ihren Knospen gerötete Pappel in ihrer Mitte ihre schwankende Pyramide. Langsam senkt sich die Sonne. Ströme von Licht begiessen die halbgebleichten Stämme und die Rasenhänge voller blühender Massliebchen. Die Sonne sinkt noch tiefer und die Fensterscheiben des Palastes brennen, seltsame Röten legen sich auf die Köpfe der Bildsäulen und im Fernen hört man Weisen Bellinis, eine unbestimmte, von dem wechselnden Hauche der Brise herangetragene Musik.

Villa Ludovisi

Alle diese Villen haben ihre Antikensammlung. Die der Villa Ludovisi ist eine der schönsten. Man hat eigens einen Pavillon gebaut, um sie zu beherbergen. Seit Lorenzo Medici ist der Besitz von Antiken hier ein unumgänglicher Luxus, ein Bestandteil jedes grossen adeligen Lebens. Ebenso gewahrt man, wenn man die Dinge von nahebei besieht, in der ganzen Geschichte des modernen Rom die

Erinnerung und etwas wie die Fortsetzung des antiken. Der Papst ist eine Art geistiger Cäsar und die Völker, welche jenseits der Alpen leben, erscheinen ihnen in vielen Punkten immer noch als Barbaren. Wir haben die Kette der Überlieferung erst wieder knüpfen müssen, bei ihnen ist diese Kette niemals gerissen. — Ich habe Notizen über die ganze Galerie, aber ich will Dich damit nicht überschütten.

Der Kopf einer königlichen Juno ist von vollkommener erhabener Grösse und gleichem Ernst. Ich glaube nicht, dass es etwas Bedeutenderes in Rom gibt.

Ich verzeichne hier noch einen sitzenden Mars, der die Hände über die Kniee kreuzt und einen nackten Merkur, aber ich könnte nur wiederholen, was ich Dir über diese Bildhauerkunst schon geschrieben habe. Was man immer wieder fühlt, ist die Heiterkeit eines schönen, vollkommenen, ausgeglichenen Lebens, in welchem das Gehirn mit seinen Erregungen und seinen Studien das übrige nicht unterdrückt hat. Man mag immer Michelangelo bewundern und ihn mit allen seinen Lieben wie eine ungeheure heroische Tragödie lieben, aber manchmal sagt man sich dennoch, dass diese ausserordentliche Ruhe noch schöner sei, weil sie gesunder ist. Der Rumpf des Merkur hat fast keine Rundungen, man sieht nur die Linie des Beckens. Anstatt der bewegten Muskeln stellte der Künstler die menschliche Form dar, und das genügte den Beschauern.

Eine moderne Gruppe von Bernini bildet einen Gegensatz: es ist Pluto, Proserpina entführend. Der Kopf Plutos ist auf eine niedrige Art fröhlich. Seine Krone und sein Bart geben ihm einen lächerlichen Ausdruck. Die Muskeln sind stark hervorgehoben, und er nimmt eine künstliche Stellung ein, das ist kein wahrer Gott mehr, sondern ein dekorativer Gott, wie die in Versailles, ein mythologischer Darsteller, der darauf erpicht ist, einen Blick von den Kennern und von seinem Herrn zu erhalten.

Der Körper der Proserpina ist wohl weich, wohl hübsch und gut gedreht, aber es ist zu viel Ausdruck und zu viel Niedlichkeit in ihren Augen, in ihren Tränen und in ihrem kleinen Mund . . .

Das Wetter war vollkommen schön, und der Himmel von einem wolkenlosen Blau, das um so bezaubernder war, als wir hier seit acht Tagen in Regen und Schmutz herumwateten, aber ich musste mich anstrengen, die Dinge zu betrachten, denn mir drückte der Tod unseres armen Freundes Woepke immer noch aufs Herz.

Die Villa ist dennoch sehr freundlich, die unversehrten durch den Regen erfrischten Wiesen funkelten. Die Hecken aus blühendem Lorbeer, der Wald der grünen Eichen und die Alleen hundertjähriger Zypressen belebten durch ihre Anmut und ihre Grösse die Seele und richteten sie wieder auf. Diese Art Landschaft ist einzig. Die Pflanzen entgegengesetzter Himmelsstriche vermischen und vereinigen sich darin: hier grosse Palmensträusse, grosse gefleckte Binsen, welche wie Kerzen aus ihrem Nest von glänzenden, grünen Blättern emporsteigen, dort eine Pappel und ein mächtiger, grauer, kahler Kastanienbaum, welcher rauscht. Noch seltsamer sind die alten Mauern Roms, wirkliche natürliche Ruinen, welche als Umfriedung dienen. Die Treibhäuser lehnen sich gegen die rötlichen Arkaden. Die Zitronenbäume drängen sich in blassen Reihen gegen die gelösten Ziegel und ringsherum breitet sich das neue Gras im Überfluss. Von einer Höhe sieht man von Zeit zu Zeit den letzten Kreis des Himmelsrandes und die bläulichen vom Schnee gestreiften Berge. Alles das befindet sich innerhalb Roms, niemand kommt hin, ich weiss nicht, ob jemand darin wohnt. Rom ist ein Museum und ein Grabgewölbe, in dessen Stille die vergangenen Formen des Lebens fortbestehen.

Man gelangt zu dem grossen mittleren Pavillon in einen mit Mosaik getäfelten Saal, in dem grosse ernstgereihte

Büsten von den Nischen herabschauen. Der Name des Gründers, des Kardinals Ludovisi, ist über jede Tür niedergeschrieben. Durch die Fenster sieht man Laub und Gärten. Die Aurora von Guercino erfüllt die Decke und ihre Wölbungen. Das ganze ist der kahle grosse Speisesaal eines grossen Herrn. Heute haben wir glänzende und bequeme, aber haben wir auch schöne? — Aurora, halb gehüllt in ein Gewand, das ein kleiner Engel lüftet, verlässt auf einem Wagen den alten Titon, während ein anderes kleines nacktes rundliches Kind mit einem Ausdruck kindlichen Schmollens Blumen in einen Korb sammelt. Es ist ein junges, kraftvolles Weib, in ihrer Kraft liegt fast etwas von Roheit. Vor ihr stehen auf einer Wolke drei grosse volle Frauengestalten, welche viel eigenartiger und natürlicher sind als die Aurora Guido Renis. Noch mehr im Vordergrund schäkern drei junge Mädchen, welche die Sterne auslöschen. Ein Strahl jungen Lichtes streift halb ihre Gesichter, und der Gegensatz zwischen den erhellten und den dunklen Teilen ist entzückend. Zwischen den rötlichen Wolken und dem morgendlichen verfliegenden Nebel gewahrt man das tiefe Blau des Meeres.

Auf der Krümme einer Wölbung schläft eine grau gekleidete, sitzende Frau, den Kopf in die Hände gestützt, neben ihr liegt ein nacktes Kind auf einem Linnen und schläft auch. Dieser Schlaf ist von wunderbarer Wahrheit. Die Betäubung, in welche der Schlaf Kinder versetzt, offenbart sich in der kleinen Verzerrung der Lippen und in dem leichten Runzeln der Augenbrauen. Guercino kopierte nicht Antiken wie Guido Reni, er studierte das lebende Modell wie Caravaggio, er beobachtete die Besonderheiten des wirklichen Lebens, Mienen und freundliche und eigensinnige Ausdrücke, alles was es an Launenhaftigkeit in der Leidenschaft und dem Ausdruck eines Antlitzes gibt. Seine Gestalten sind manchmal schwer und kurz, aber sie leben und die Mischung von Licht

und Helldunkel auf dem Körper der beiden Schläfer ist die Poesie des Schlafes selber.

Die Paläste

Diese Villen, diese Gärten und die Paläste, welche den Corso anfüllen, sind Überbleibsel des grossen aristokratischen Lebens. Es gibt nichts ähnliches mehr in Paris oder in London. Die privaten Parks sind dort öffentliche Promenaden geworden: den grossen Familien bleibt nichts mehr als Schlösser und öfter noch Häuser, die ein kleines Stückchen Land umgibt, auf dem der Herr des Hauses nur unter den Blicken der benachbarten Häuser einhergehen kann. Während in den nördlichen Ländern die Gleichheit sich herstellte, befestigte und erneuerte sich hier die Aristokratie durch den Nepotismus. Drei Jahrhunderte lang haben die Päpste den grössten Teil der öffentlichen Einkünfte darauf verwandt, Familien zu gründen. Sie waren gute Verwandte und sorgten für die Kinder ihrer Schwestern und ihrer Brüder. Sixtus-Quintus verlieh einem seiner Grossneffen den Kardinalshut und hunderttausend Taler kirchlicher Einkünfte. Clemens XIII. verteilte in dreizehn Jahren unter seine Neffen, die Aldobrandinis, in flüssigem Golde nicht weniger als eine Million Taler. Paul V. schenkte dem Kardinal Borghese hundertundfünfzigtausend Taler, Marc Antonius Borghese ein Fürstentum, mehrere Paläste in Rom, die schönsten Villen der Umgegend und allen Diamanten, Silbergeschirr, Karossen, ganze Einrichtungen und eine Million Taler in flüssigem Gelde. Mit diesem Überfluss kauften die Borgheses achtzig Güter allein in der Campagna Roms und andere wo anders. Der Papst ist in der Tat nur ein hoher bejahrter Beamter, dessen Stellung lebenslänglich ist, seine Familie ist daher gehalten, ihn aufs schnellste auszubeuten. Bei jeder Regierung wird die Verschwendungssucht grösser.

Unter Gregor XV. erhält der Kardinal Ludovisi Pfründe im Werte von zweihunderttausend Talern. Sein Onkel, der Vater des Papstes, wird ebenso bedacht. Der Papst gründet für achthunderttausend Taler luoghi di monte, welche er ihnen schenkt. „Das, was die Häuser Peretti, Aldobrandini, Borghese und Ludovisi mit ihren Fürstentümern, ihren ungeheuren Einkünften, prachtvollen Gebäuden, herrlichen Einrichtungen und ausserordentlichen Zieraten und Schmuckgegenständen besitzen", sagt ein Zeitgenosse, „übersteigt nicht nur die Verhältnisse der nicht regierenden Herren und Fürsten, sondern nähert sich denen der Könige selber." Unter Urban VIII. erhalten die Barberini bis zu hundertundfünf Millionen Taler, die Sache kommt so weit, dass der Papst Gewissensbisse empfindet und eine Kommission in dieser Angelegenheit ernennt. Um eine derartige Freigebigkeit zu unterhalten, muss man borgen, und die Finanzen befanden sich auch in einem traurigen Zustande: zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts verschlangen die Zinsen der Schuld dreiviertel des Einkommens und sechs Jahre später alles, ausgenommen siebzigtausend Taler. Einige Jahre darauf genügten mehrere Zweige des Einkommens nicht mehr, die Anweisungen zu bezahlen, mit denen man sie belastet hatte. Nichtsdestoweniger erklärte die Kommission, dass der Papst, da er ein Fürst sei, seine Ersparnisse und Überschüsse schenken könne, wem er wolle. Niemand betrachtete damals den Fürsten als einen Verwaltungsbeamten der öffentlichen Gelder. Dieser Begriff hat sich in Europa erst nach Locke eingestellt: der Staat war ein Eigentum, das man brauchen und missbrauchen konnte. Die Kommission erklärte, dass der Papst mit vollem Rechte ein Majorat von achtzigtausend Talern für seine Familie gründen dürfe. Als etwas später Alexander VII. den Riss stopfen wollte, bewies man ihm durch gute und gültige Gründe, dass er unrecht habe. Er hatte seinen Neffen das Be-

treten Roms verboten. Der Rektor des Jesuitenkollegiums, Oliva, entschied, dass er sie „bei Strafe der Todsünde" herbeizurufen habe. Es macht Vergnügen, zu sehen, wie unter den Zeitgenossen das Geld fliesst, übertritt, und bei jedem Papst in neuen Behältnissen sich sammelt, und sich dort ausbreitet in goldenen Strömen und leuchtenden Spiegeln, in welchen die Zechinen, die Taler und die Dukaten ihre kostbaren Bilder funkeln lassen.* Im Augenblick sieht der Leser, wie an den Rändern eines erfrischenden Kanals die schönsten aristokratischen Blumen spriessen, erblickt den ganzen Aufwand, den die Gemälde und Stiche darstellen, Edelleute in Gewändern aus Samt und Seide, verbrämte, bewaffnete Diener, Schweizer und Lakaien, dickbäuchige Majordomusse, Mundköche, Tisch- und Stallmeister, ein ganzes Volk von waffentragenden Leuten, adeligen, zum Schmuck und zur Verteidigung erwählten Bedienten, welche hinter dem Herrn während seiner Besuche einen Zug bilden, während seine Empfänger seine Vorzimmer zieren, seine Karossen besteigen, in seinen Dachstuben wohnen, in seinen Küchen essen, morgens seinem Aufstehen beiwohnen und als grosse Herren leben mit der einzigen Pflicht, Sorge zu tragen, dass ihr besticktes Kleid so lange wie möglich hält und ganz laut die Ehre des Hauses zu verteidigen.

Wie sollte man diese Leute ernähren? Man beachte, dass man gezwungen war, sie zu nähren: man brauchte sie, um sich Achtung zu verschaffen, Rom war nicht sicher. Beim Tode Urbans VIII. schien die Gesellschaft, sagt ein Zeitgenosse, während des Konklaves aufgelöst zu sein. „Es gibt so viele bewaffnete Männer in der Stadt, dass ich mich nicht entsinnen kann, jemals ebensoviele gesehen zu haben; es gibt kein einziges, nur einigermassen reiches Haus, welches sich nicht mit einer zahlreichen Soldatenschar ausgerüstet hätte. Wenn man sie alle vereinigen

* Ranke, Geschichte der Päpste.

wollte, könnte man ein grosses Heer daraus bilden. Gewalttaten geniessen in der Stadt Straflosigkeit und jede Freiheit; an allen Orten liegen erschlagene Menschen, das Wort, welches man am häufigsten hört, ist dieses: Dieser oder jener bekannte Mann ist soeben getötet worden." Wenn der Papst erst einmal ernannt war, hatten die Neffen des Vorgängers viel zu tun: man wollte alles wieder aus ihnen herausziehen, ihre Feinde hängten ihnen Prozesse an, und oft waren sie gezwungen, zu fliehen. Zwischen so vielen Gefahren war man gehalten, eine Partei, Kreaturen und Anhänger, einen Zug getreuer und stets bereiter Degen hinter sich zu haben. Rom hatte den Schritt, welcher das Mittelalter von der modernen Zeit trennt, nicht getan: Sicherheit und Gerichtsbarkeit fehlten, es war kein Staat und noch weniger ein Vaterland, jeder war gehalten, sich durch Kraft oder List selbst zu beschützen. Ein jeder hatte seine Vorrechte, das heisst, die Macht und das Recht, sich in gewissen Fällen ausserhalb des Gesetzes zu stellen. Hundert Jahre später schreibt De Brosses noch, dass „Straflosigkeit dem gesichert sei, der die Gesellschaft beunruhigen will, vorausgesetzt, dass ein Grosser ihn kenne und er sich in der Nähe einer Freistätte befände." — „Hier ist alles Freistätte, die Kirchen, die Umgebung des Hauses eines Gesandten, das Haus eines Kardinals und zwar in solchem Masse, dass die armen Teufel, die Häscher der Polizei, gezwungen sind, eine besondere Karte derjenigen Strassen und Plätze Roms zu haben, welche sie betreten dürfen, um einen Verbrecher zu verfolgen."

Ein Grosser lebte auf seinem Palast, wie ein lehnsherrlicher Baron auf seiner Burg. Seine Fenster sind mit gekreuzten Eisenstäben, welche dem Säbel und der Axt widerstehen können, vergittert und verbolzt. Die Steine seiner Mauern sind halb so lang wie ein Mann und weder die Kugeln, noch die Hacke können hineindringen. Die Mauern seiner Gärten sind dreissig Fuss hoch, und man

wird es nicht so leicht versuchen, auf die Quadern und Ecksteine der Bekleidung anzustürmen. Der Park ist im übrigen gross genug, um ein kleines Heer zu fassen. In die Vorzimmer und Galerien gehen zwei- bis dreihundert tressenbesetzte Röcke leicht herein, und man konnte sie leicht unter dem Dach beherbergen. Und an Ersatzmännern fehlte es sicher nicht. So waren die Schwachen, um zu bestehen, wie im Mittelalter gezwungen, sich den Starken zu empfehlen: „Gnädiger Herr," sagte der arme Mann, „wie mein Vater und mein Grossvater, bin auch ich ein Diener Ihrer Familie," und ebenso, wie im Mittelalter, war der Starke, um sich zu erhalten, gezwungen, die Schwachen um sich zu scharen. „Hier ist ein Rock, und so und so viele Taler monatlich," sagte der mächtige Mann, „Du brauchst dafür bei den Einzügen und Feierlichkeiten nur neben meiner Karosse einherzuschreiten." Auf diese Weise gab es in Rom hundert kleine Bündnisse, und je mehr Menschen ein Mann an der Hand und in seinem Dienst hatte, desto stärker war er.

Bei dieser Verfassung ruinierte man sich, und zunächst borgte man. In dieser Hinsicht machten es die Grossen wie der Staat: um flüssiges Geld zu haben, verpfändeten sie ihre Einkünfte und hielten dann ihre Verträge nicht. Sieben Jahre lang erhielten die Gläubiger der Familie Farnese nicht einen Heller, da sich aber Krankenhäuser und wohltätige Anstalten unter diesen Gläubigern befanden, war der Papst gezwungen, Soldaten zu entsenden, um den Besitz der Familie in Castro zu besetzen. Andererseits rufen in dieser Zeit Etikettenstreitigkeiten wirkliche Kriege hervor, und man hat keine Vorstellung, was dabei draufging. Da die Barberinis keinen Besuch von Odoardo Farnese erhalten hatten, nahmen sie ihm das Recht, Getreide auszuführen, dafür verwüstete dieser mit dreitausend Reitern den Kirchenstaat und sagte, dass er nicht den Papst angriffe, sondern seine Neffen. Die Neffen ihrerseits hoben

ein Heer aus und auf beiden Seiten waren die Soldaten Söldner, Deutsche und Franzosen. Das Land wurde in diesen Reiterzügen geplündert und nach geschlossenem Frieden fand jede der beiden Parteien ihre Taschen leer. Um sie wieder zu füllen, presste man natürlich das Volk aus. Donna Olimpia, die Schwägerin Innocens' X. verkaufte die öffentlichen Ämter. Der Bruder Alexander VII., der Oberste des Gerichts im Borgo, verkaufte die Gerechtigkeit, und die Auflagen wurden drückend. Ein Zeitgenosse schreibt: „dass die Bevölkerung, da sie kein Geld, keine Leinwand, keine Matratzen und keine Küchengeräte mehr hat, um die Forderungen der Kommissäre zu befriedigen, keinen andern Ausweg findet, um die Taxen zu bezahlen, als sich als Sklaven zu verkaufen". Man hörte auf zu arbeiten, die Felder leerten sich. Im folgenden Jahrhundert schreibt De Brosses, „die Regierung ist so schlecht, wie man sich nur eine ausdenken kann. Man stelle sich vor, was ein Volk ist, dessen eines Drittel aus Priestern besteht und das andere aus Leuten, die nicht arbeiten, in welchem es weder Handel noch Ackerbau, noch Gewerbe inmitten eines fruchtbaren Landes und an einem schiffbaren Strom gibt und in welches man bei jeder Veränderung neue Diebe hereineilen sieht, welche die Stelle derjenigen einnehmen, die es nicht mehr nötig haben, zu stehlen."

In einem solchen Lande ist es eine Narrheit zu arbeiten; warum soll ich mir Mühe machen, wenn ich weiss, dass der Fiskus oder ein Grosser oder irgend ein protegierter Spitzbube die Frucht meiner Mühe rauben wird? Es ist weit besser, zu der Morgentoilette eines Kammerdieners von einem Würdenträger zu gehen, er wird von ihm etwas für mich herausschlagen. „Wenn ein gewöhnliches Mädchen den Schutz des Bastardes von dem Apotheker eines Kardinals geniesst, lässt sie sich in fünf oder sechs Kirchen fünf oder sechs Brautschätze zusichern und will nichts mehr lernen, weder Nähen noch Spinnen. Ein anderer

Lump heiratet sie, geködert durch dieses Geld," und sie leben auf gemeinschaftliche Kosten, später erfischen sie als Kuppler, Bittsteller oder Bettler ihren Lebensunterhalt, wo sie können. Das adelige Leben, so wie die Schelmenromane es schildern, beginnt nicht nur in Rom, sondern in ganz Italien. Man hält Arbeit in Unehren und will etwas vorstellen, man hält sich Leute und vergisst ihr Gehalt zu zahlen, man speist Kohlrüben zu Mittag und putzt sich mit einem Spitzenkragen, man borgt bei den Kaufleuten und hält sie mit Bitten und Lügen hin. Die Lustspiele Goldonis sind voll von solchen hochwohlgeborenen, geistig kultivierten Gestalten und halben Gaunern, welche auf Kosten anderer Menschen leben. Sie lassen sich aufs Land einladen, sind immer fröhlich und ausgelassen, sind schöne Sprecher, kennen alle Spiele nur zu gut, machen Verse zu Ehren des Herrn, geben ihm Ratschläge über seine Bauten und vor allem borgen sie Geld von ihm und essen mit vollem Munde. Man nennt sie „Zahnritter", sie sind Spassmacher, Schmeichler, Vielfrasse und würden für einen Taler einen Fusstritt einstecken. Die Denkwürdigkeiten der Zeit bieten hundert Exempel für diesen Verfall: Carlo Gozzi, welcher mit einem Freund von einer Reise zurückkommt, bleibt einen Augenblick stehen, um die prachtvolle Fassade des Palastes seiner Familie zu betrachten. Sie steigen eine breite Marmortreppe herauf und geraten in Erstaunen, das Haus schien geplündert worden zu sein. „Das Pflaster des grossen Saales war vollständig zerstört, überall gab es Löcher, in denen man sich die Füsse verrenken konnte, die zerbrochenen Scheiben liessen allen Winden freien Durchgang, und beschmutzte, zerfetzte Teppiche hingen an den Wänden. Von der herrlichen Galerie alter Gemälde war keine Spur mehr vorhanden. Ich fand nur noch zwei Bildnisse meiner Vorfahren, das eine von Tizian und das andere von Tintoretto." Die Frauen verpfänden, vermieten oder verkaufen, was sie

können und wie sie können; wenn die Not die Leute bei der Kehle packt, überlegen sie nicht mehr: Die Schwägerin Gozzis verkauft eines Tages an den Schweineschlächter nach Gewicht einen Stoss von Kontrakten, Fideïkommissen und Besitztiteln. Überall trifft man auf die Schliche, Ränke und Lustigkeiten des komischen Romans. Man muss den Halunken Casanova lesen, um zu wissen, bis wo hinab das vergoldete Elend steigen kann. Zweifelsohne besucht er, wie alle Schelme, seinesgleichen, aber die französischen Schurkereien haben bei ihm einen anderen Lauf und andere Akteure, als die italienischen. Er begrüsst einen Grafen, Offizier der Republik Venedig, einen braven Edelmann, dessen Frau und Tochter die beste Sprechweise und die höflichsten Formen haben. Am anderen Morgen will er ihnen einen Besuch machen, findet die Vorhänge fest geschlossen, lüftet sie ein wenig und sieht, dass die beiden armen Damen in Lumpen sind und dass ihre Wäsche erschreckend ist. Sie mieten sich Sonntags ihre schönen Kleider, um in die Messe zu gehen, da sie sonst keinen Teil haben würden an den Kirchenalmosen, mit welchen sie vegetieren. — Einige Jahre später kommt er nach Mailand zurück. — Ehemänner und Brüder, alles Edelleute, alle gut erzogen, einige sogar noch stolz, geben sich zwischen ihm und Personen ihrer Familie zu Zwischenhändlern her. Ein Graf, bei welchem er wohnt, und welcher kein Holz hat, um Feuer in seinen Kaminen zu machen, bietet sich ihm errötend an, den Handel mit seiner Frau zu vermitteln. Ein anderer, der Graf Rinaldi, weint vor Freude, als er hört, dass man seiner Tochter hundert Taler geschenkt hat, er hatte geglaubt, sie würde nur fünfzig erhalten. Reizende Damen, welche aus Mangel an Geld niemals haben Mailand besuchen können, können gegen ein Abendessen und ein Kleid nicht widerstehen. Der Sohn eines venezianischen Edelmannes hält ein Spielhaus, spielt falsch und gibt es zu. Ein adeliges, junges

Mädchen beichtet, dass „ihr Vater ihr gelehrt habe, sich beim Pharaospiel so anzuschicken, dass sie es nicht verlieren könne". Männer und Frauen liegen vor einer Zechine auf den Knien. Man kann nicht zitieren, und nur die eigenen Worte des gaunerischen Scharlatans und Lebemannes können den ausserordentlichen Gegensatz zwischen dem Auftreten und den Sitten deutlich machen: auf einer Seite die schönen Kleider, die höflichen Phrasen, der elegante Stil, die Zuvorkommenheit und der gute Geschmack der besten Gesellschaft und auf der anderen die Unverschämtheit, die Handlungen, Gebärden und der Schmutz eines niedrigsten Hurenhauses. In diesen Schlammgrund mündete das herrschaftliche Leben des sechzehnten Jahrhunderts; als das Volk nicht mehr arbeitete und die Grossen stahlen, sah man die Industrieritter und die abenteuernden Damen wuchern, die Ehre wurde wie alles übrige eine Ware, — und man gab sich für Geld hin, wenn man nichts mehr hatte.

Und dennoch verdankt man dieser Gesellschaft von Bevorrechtigten und Müssigen die grossen Kunstwerke, um deretwillen man heute Rom besucht. Beim Fehlen jeglichen anderen Interesses beschäftigten sie sich mit Sammeln und mit der Baukunst. Das Vergnügen zu bauen und die Liebhabereien eines Altertumsforschers und Kenners, sind das einzige, was einem der Zeremonien müden Standesherrn in einem Lande bleibt, in dem die Jagd und die starken körperlichen Übungen nicht mehr Mode sind, in dem die Politik verboten ist, in dem es keinen öffentlichen Geist und keine humanitären Gedanken mehr gibt, und in welchem die grosse Literatur erloschen ist, um ihren Platz der rohesten Unwissenheit und den kleinen Versen zu überlassen. Was soll er machen, wenn er die Geschäfte seines Hauses erledigt, seine Besuche gemacht und die Liebe befriedigt hat? Er baut und kauft. Bis ins achtzehnte Jahrhundert und in den vollen Nieder-

gang hinein erhält sich diese edele Überlieferung. Er zieht die Schönheit der Bequemlichkeit vor. „Die Häuser," sagt der Präsident De Brosses, „sind von oben bis unten mit antiken Reliefs besetzt, aber es gibt keine Schlafzimmer." Der Italiener setzt seinen Prunk nicht wie der Franzose in Empfänge und Schlemmereien: in seinen Augen ist eine schöne kanelierte Säule mehr wert, als fünfzig Gastmähler. „Seine Art und Weise aufzutreten, besteht darin, dass er, nachdem er in einem mässigen Leben ein grosses Vermögen gehäuft hat, dasselbe für den Bau irgend eines grossen öffentlichen Gebäudes wieder ausgibt . . . welches seinen Namen, seine Prachtliebe und seinen Geschmack auf eine dauerhafte Weise auf die Nachwelt bringen kann."

Die Spuren dieses seltsamen Lebens werden bei jedem Schritte sichtbar in den hundert oder hundertundfünfzig Palästen, welche Rom bevölkern. Man sieht ungeheure Höfe, Mauern, welche so hoch sind wie die eines Gefängnisses, und monumentale Fassaden. Im Hof ist niemand: er ist eine Wüste, beim Eingang sitzen manchmal ein Dutzend Faulenzer auf dem Pflaster, welche so tun, als ob sie das Gras ausjäteten. Man möchte glauben, der Palast sei verödet. Manchmal ist er es wirklich und vollständig, der ruinierte Besitzer wohnt im vierten Stock und versucht, einen Teil des übrigen zu vermieten. Die Gebäude sind zu gross und stehen in keinem Verhältnis zum modernen Leben: man könnte nur Museen oder Ministerien daraus machen. Man schellt und ein Schweizer, irgend ein Diener mit vertrocknetem Gesicht, kommt langsam herbei. Alle diese Leute sehen so aus, wie melancholische Vögel in einem botanischen Garten, sie sind herausgeputzt, vergoldet, verbrämt, buntscheckig und traurig, aber auf eine schickliche Stange gesetzt. Manchmal kommt niemand, trotzdem man den angegebenen Tag und die angegebene Stunde eingehalten hat: der Custos macht gerade

einen Gang für die Prinzessin, darüber schimpft der Besucher auf das verfluchte Land, wo jedermann von den Fremden lebt und niemand ordentlich ist. Man steigt eine Unzahl Treppen von erstaunlicher Breite und Höhe hinauf und befindet sich einer langen Reihe von noch höheren und noch breiteren Zimmern gegenüber. Man schreitet immer weiter und das nimmt kein Ende, man braucht fünf Minuten, ehe man in den Speisesaal gelangt. Man könnte vier Regimenter Infanterie mit Pionieren und Musikern darin beherbergen. Die österreichische Gesandtschaft verliert sich in dem Palast von Venedig wie ein Rattennest in einer alten Mühle. — Angenommen, man macht einen Besuch: die Familie mag immer den Palast bewohnen, er erscheint dennoch leer. Man trifft einige wenige Diener im Vorzimmer, dahinter beginnt die Einöde, fünf oder sechs ungeheure Säle voller verblasster Möbel, die meisten im Stil des Kaiserreiches; im Vorübergehen blickt man aus einem Fenster und sieht grosse, starre Mauern, moosbewachsenes Pflaster und verfallene oder versinterte Dachgesimse. Endlich tauchen wieder menschliche Gestalten auf, ein oder zwei Türhüter, man wird angemeldet und steht vor einem sehr einfachen Mann im Überrock, der auf einem modernen Stuhl in einem Zimmer sitzt, das kleiner wie die anderen und ungefähr so wie nötig eingerichtet ist, um bequem und warm zu sein. Wenn es auf der Welt eine traurige Behausung gibt, welche mit den modernen Sitten im Missklang steht, so ist es die seine. Man betrachte, um des Gegensatzes willen, wenn man von dort weggeht, ein aufgefrischtes Haus, wie man sie bei dem kleinen Adel findet, ein Künstlerhaus, wie es sie in der Umgegend der Piazza di Spagna gibt, mit ihren Teppichen, ihren Blumenbeeten, ihren eleganten und ganz neuen Mannigfaltigkeiten, den reizenden und unzähligen Erfindungen des Wohlseins, ihren mittleren und bequemen Ausdehnungen, und alles, was

sie an Reizvollem, Prächtigem, Bequemem und Angenehmem einschliessen. In den Palast gehören sechzig betresste Diener und achtzig Edelleute, das sind die natürlichen Möbel derartiger Säle. Die Höfe verlangen nach den hundert Pferden und den zwanzig Karossen der einstigen Herren. Die Tischgeschirre, Behänge und Geldmillionen müssten wieder hierherkommen, wie unter den Päpsten des vorletzten Jahrhunderts, um die Ausstattung aufzufrischen oder zu erneuern. Selbst die Gemälde, all diese grossen bewegten Körper, all diese an den Mauern hängenden, nackten Gestalten sind nichts als die Denkmale eines erloschenen, für die gegenwärtige Zeit zu sinnlichen und zu körperlichen Lebens. Die römische Aristokratie gleicht einer Eidechse, welche sich in die Haut eines antidiluvianischen Krokodils, das ihr Grossvater war, eingenistet hat. Das Krokodil war schön, aber es ist tot.

Palazzo Farnese

Von allen diesen Fossilen ist das grösste, mächtigste, edelste, und am strengsten prächtigste, meiner Meinung nach, der Palast Farnese. Er steht in einem hässlichen Viertel, man kommt, um hinzugelangen, durch die Umgebung des so verfallenen, finsteren Palastes Cenci. Fünf Minuten vorher hatte ich das Ghetto der Juden durchschritten, eine wahre Parias-Kloake, in der sich gewundene Gassen zwischen stinkenden Wasserrinnen und zwischen Häusern verwirren, deren verschobene, gebogene Fassaden wie ein wassersüchtiger Bruch aussehen, und zwischen schwarzen, sinternden Höfen, zwischen Steintreppen, deren enger Darm sich um Mauern windet, die von Jahrhunderte altem Schmutz bedeckt sind, kribbeln hässliche, kurze, blasse Gestalten umher wie Pilze auf Trümmern.

Den Geist mit diesen Bildern erfüllt, kommt man hin.

Allein, in der Mitte eines düsteren Platzes, erhebt sich der ungeheure Palast, fest und hoch wie eine Festung, fähig, eine Beschiessung auszuhalten und zu erwidern. Er stammt aus der grossen Zeit, seine Baumeister, Sangallo, Michelangelo und Vignola, vor allem aber der erste, haben ihm den wahren Charakter der Renaissance, den Charakter männlicher Kraft aufgeprägt. Er ist wahrhaft verwandt mit den Torsen Michelangelos, und man empfindet in ihm den Geist des grossen, heidnischen Zeitalters, eines Zeitalters voll tragischer Leidenschaften und unversehrter Kraft, welche die Fremdherrschaft und die katholische Restauration verweichlichen und zerstören sollten. Aussen ist er ein riesenhaftes, fast jeglichen Schmuckes bares Viereck mit starken, vergitterten Fenstern. Er muss einem Angriff widerstehen, Jahrhunderte dauern und einen Prinzen und eine ganze kleine Armee beherbergen können: das war der erste Gedanke des Herrn und des Baumeisters, der Gedanke an Zieraten kam erst später. Auch ist das Wort Zieraten schlecht gewählt, denn zwischen diesen gefahrvollen und kühnen Sitten fasste man Ergötzen und anmutige Lieblichkeit nicht so auf, wie wir es heute tun; was man liebte, war die männliche, ernste Schönheit, und man drückte sie durch Linien und Verhältnisse ebenso sehr wie durch Fresken und Bildsäulen aus. Über dieser grossen, fast kahlen Fassade ist das Gesims, welches den Rand des Daches bildet, zugleich reich und streng, und sein fortlaufender, so gut angepasster und so edler Rahmen hält die ganze Masse zusammen, so dass das Ganze einen einzigen Körper bildet. Die mächtigen Vorsprünge der Ecksteine, die Mannigfaltigkeit der langen Fensterreihen und die Dicke der Mauern vermischen unaufhörlich die Vorstellung der Kraft mit der der Schönheit. Man tritt durch ein düsteres, mit Arabesken ausgeschmücktes, wie ein Ausfalltor festes Treppenhaus ein, welches von zwölf dorischen, dicken Säulen aus röt-

lichem Granit getragen wird, dann öffnet sich der wunderbare, innere Hof, der das Meisterstück des ganzen Gebäudes ist: das Äussere diente zur Verteidigung, im Inneren ging man spazieren, ruhte sich und schöpfte frische Luft. Jedes Stockwerk hat seinen inneren Wandelgang, seinen Säulengang, und jede Säule ist in einen starken Bogen eingefalzt, was den kraftvollen Ausdruck erhöht, aber die Geländer, die Verschiedenheit der Stockwerke, — das eine dorisch, das andere jonisch, — vor allem aber die Girlande aus Blumen und Früchten, welche sie trennt, und die gemeisselten, zu Arabesken verschlungenen Lilien verbreiten auf dieser Strenge eine entzückende Schönheit und etwas wie ein gesundes Licht inmitten eines starken Schattens.

Palazzo Sciarra und Doria

Der alte König von Neapel bewohnt den Palast Farnese, so dass es schwer ist, die Gemälde dort zu sehen, die anderen sind an festen Tagen geöffnet. Die Eigentümer haben den guten Geschmack und den gesunden Sinn, aus ihren Privatgalerien öffentliche Museen zu machen. Verzeichnisse, welche als Kataloge dienen, liegen zur Verfügung der Besucher auf den Tischen aus. Die Pförtner und Diener nehmen ernst ihre beiden Paolos in Empfang: sie sind in der Tat Beamte, welche dem Publikum dienen und müssen auch von dem Publikum bezahlt werden. — So ist der Übergang vom aristokratischen Leben zur demokratischen Verfassung: die Meisterwerke, die Paläste haben bei uns bereits aufgehört das Eigentum von Privatleuten zu sein, um die Nutzniessung jedermanns zu werden.

Palazzo Sciarra. — Zwei kostbare Gemälde sind unter Glas: das erste und schönste ist der Geigenspieler von Raffael, es ist ein junger Mann in schwarzem Barett und grünem Mantel, mit einem Pelzkragen und langen, braunen,

herabfallenden Haaren. Man hat sehr recht gehabt, Raffael für den Fürsten unter den Malern zu erklären, es ist unmöglich, mässiger, schlichter zu sein und Grösse natürlicher und mit weniger Anstrengung aufzufassen. Seine verblassten Fresken und abgeplatzten Decken zeigen ihn nicht ganz, man muss Stücke sehen, an denen, wie hier, der Farbton nicht gelitten hat, und die Oberfläche unversehrt ist. Der junge Mann dreht langsam den Kopf und sieht den Beschauer an. Der Adel und die Ruhe dieses Gesichts sind unvergleichlich und ebenso seine Sanftheit und sein Geist; man kann sich kein schöneres, feineres, der Liebe würdigeres Geschöpf vorstellen. Er ist dermassen ernst, dass man an einen Schatten von Traurigkeit glauben möchte, aber die Wahrheit ist, dass er sich nur in Ruhe befindet und eine edle Seele hat. Je mehr man Raffael betrachtet, desto mehr fühlt man, dass er eine zärtliche und grossmütige Seele hatte, welche der Mozarts ähnlich war, die Seele eines genialen Mannes, der mühelos seinen Geist entfaltet und stets zwischen idealen Formen gelebt hat. Er ist gut geblieben wie ein höheres Geschöpf, welches das Elend und die Niedrigkeiten des Lebens durchschreitet, ohne von ihnen berührt zu werden.

Das andere Gemälde ist das Bildnis einer Geliebten Tizians. Auch sie ist edel und still wie eine griechische Bildsäule, sie hat die Hand auf ein Schmuckkästchen gelegt, und mit der anderen berührt sie ihre prachtvollen Haare, welche bis auf ihren Hals herabfallen. Das weisse, gekräuselte Hemde flattert und ein grosses, rotes, um die Schultern geschlagenes Faltengewand rollt herab. Welche Dummheit die beiden Gemälde und die beiden Maler mit einander zu vergleichen! Ist es nicht das beste, durch sie alle Anblicke des Lebens zu geniessen?

Zwei Magdalenen von Guido Reni. — Hier stellt man den Vergleich unwillkürlich an und verlässt sofort diese weichliche, farblose Malerei, welche ohne Ge-

danken und auf mechanische Weise hergestellt zu sein scheint.

Ich finde, dass eines der Meisterwerke dieser Galerie und vielleicht das allergrösste die Bescheidenheit und die Eitelkeit von Lionardo da Vinci* ist. Es sind nur zwei Frauengestalten auf dunkelem Grund, aber hier ist im Gegenteil ein unglaublicher Ideenreichtum vorhanden. Dieser Mann ist der tiefste, der denkendste von allen Malern, er ist ein verfeinerter Denker, welcher Seltsamkeiten, Launen, Zartheiten, Wünsche, Erhabenheiten und vielleicht Traurigkeiten hat, welche alle seine Zeitgenossen überragen. Er ist alles gewesen, Maler, Bildhauer, Baumeister, Maschinenbauer und Ingenieur. Er hat die modernen Wissenschaften vorausgeahnt und vor Bacon ihre Methode geübt und festgelegt, er hat Erfindungen auf allen Gebieten gemacht, so dass er den Menschen seines Jahrhunderts wunderlich erschien, er ist durch die Jahrhunderte und die zukünftigen Ideen vorgedrungen und vorgeschritten, ohne sich jemals auf eine Kunst oder eine Beschäftigung zu beschränken, ohne sich jemals mit dem zufrieden zu geben, was er wusste oder konnte, sondern er wurde, im Gegenteil, im Augenblick angewidert von dem, was der Eigenliebe des ehrgeizigsten Geistes genügt hätte, und war immer darauf aus, sich selber zu übertreffen und seine Entdeckungen noch weiter zu treiben, wie ein Schiffahrer, welcher, den Erfolg vernachlässigend und das Mögliche vergessend, immer weiter unwiderstehlich ins Unbekannte und Unendliche vordringt. Der Ausdruck der Gestalt, welche die Eitelkeit darstellt, ist unglaublich. Man wird niemals alle die Untersuchungen, Zusammen-

* Einige schreiben sie Luini zu, dem besten Schüler und genauesten Nachahmer Lionardos. Vielleicht hat Lionardo eine Skizze geliefert, oder das Bild überarbeitet, aber die Macht des Ausdruckes und der Schatten sind seiner würdig, und ich halte dieses Gemälde für ein Werk seiner Hand.

stellungen und Empfindungen, die ganze innere unwillkürliche und überlegte Arbeit, den ganzen von der Seele und dem Geist zurückgelegten Weg ergründen, welcher nötig war, um einen derartigen Kopf zu erfinden. Er ist sehr viel schlanker und auf edlere Weise zierlicher, als der der Mona Lisa, und die Fülle und Eigenart seiner Haartracht ist wunderbar. Zwei herrlich gewundene Locken breiten über die Haare ihren Hyazinthenton, andere, gekräuselte, hängen bis auf die Schultern herab. Das Gesicht hat fast kein Fleisch, die Züge, der Sitz des Ausdruckes, nehmen es fast ganz ein. Sie lächelt seltsam traurig, mit jenem Lionardo eigentümlichen Lächeln, welches eine allersonderbarste, schwermütige und spöttische Überlegenheit birgt: eine Königin, eine angebetete Frau, eine Göttin, welche alles besässe und fände, dass es wenig sei, würde dieses Lächeln haben.

Der Landschaftensaal ist einer der allerreichsten, er enthält mehrere Claude Lorrains und Locatellis und eine grosse Landschaft von Poussin, welche den Heiligen Matthäus, neben einem grossen Wasser in einer monumentalen Landschaft, schreibend darstellt. Es ist immer die italienische Landschaft, so wie man sie in diesem Lande versteht, das heisst, eine vergrösserte Villa, ebenso wie der englische Garten verkleinertes Land ist. Die beiden Rassen, die germanische und die lateinische, offenbaren hier ihre Gegensätze; die eine liebt die freie Natur um ihrer selbst willen, die andere lässt sie nur als eine Art Ausschmückung gelten, um sie dem Menschen anzupassen und unterzuordnen. Das schönste dieser Gemälde ist die grosse Landschaft von Poussin: ein sich windender Fluss, zur Linken ein Wald, vorne ein verfallener Säulengang, gegenüber ein Turm und in der Ferne bläuliche Berge. Die verschiedenen Gründe stufen sich so wie Gebäude ab, und die Farbflecken sind wie die Formen: schlicht, stark, einfach und einander gut entgegengesetzt.

Dieser schwere Ernst, diese Regelmässigkeit befriedigen, wenn nicht die Augen, so doch den Geist, aber um dafür wirklich empfindlich zu sein, muss man die Tragödien lieben, den klassischen Vers und den Prunk der Etikette und der fürstlichen oder monarchischen Grösse. Zwischen diesen Empfindungen und den modernen herrscht ein unendlicher Abstand. Wer könnte hier das Leben der Natur so erkennen, wie wir es verstehen, wie unsere Dichter es schildern: wogend, dem Zufall unterworfen, abwechselnd zart, seltsam und mächtig, durch sich selber ausdrucksvoll und ebenso mannigfaltig, wie der Gesichtsausdruck eines Menschen.

So verfallen der Palast Sciarra ist, so prächtig ist der Palast Doria. Unter den römischen Familien ist die Familie der Doria eine der allerreichsten, es befinden sich achthundert Gemälde in den Gemächern. Man durchschreitet zunächst eine grosse Zahl von Zimmern, die damit bedeckt sind, dann betritt man die Galerie, einen prachtvollen Gang, der rund um einen mit grünenden Pflanzen angefüllten Hof führt, und mit Fresken bemalt und mit grossen Spiegeln ausgeschmückt ist. Drei Seiten enthalten Gemälde, die vierte Statuen. Hier und dort hängen Bildnisse oder stehen Büsten von Familienmitgliedern: die des Admirals Andrea Doria, des ersten Bürgers und Befreiers von Genua und die der Donna Olimpia, welche unter Innocenz X. die Kirche beherrschte. Eine derartige Galerie muss an Empfangstagen, erleuchtet und von den reichen Trachten der Offiziere, Kardinäle und Gesandten belebt, ein einzigartiges Schauspiel bieten. Ich habe in anderen Palästen zwei oder drei dieser grossen Abendgesellschaften gesehen: Lorbeer- und Orangenbäume, die zwischen den Büsten und Bildsäulen stehen, schmücken die Treppen und Vorhallen, die lebhaften Fleischtöne der Malereien leuchten prachtvoll auf ihrem dunklen Grund und in ihren Goldrahmen, die langen Galerien und die dreissig Fuss

hohen Säle gestatten den Gruppen, sich leicht zu bilden und zu lösen, die Kerzen und Kronleuchter ergiessen ihr Licht in diese grossen Räume, ohne die Augen durch ihr Übermass zu blenden, die Halbschatten und gemilderten Töne verschwinden nicht, wie in unseren kleinen Zimmern, unter der Eintönigkeit und Grellheit eines weissen Lichtes, sondern jede Gruppe hat ihren eigenen Farbton und lebt in ihrer eigenen Luft; zwischen den seidenen Behängen, dem matten Marmor der Bildsäulen und den dunklen Widerscheinen der Bronzen verschwimmen die Gestalten in einer Art Flüssigkeit, deren Weichheit und Tiefe die Augen fühlen.

Die Landschaften von Poussin und Gaspard Poussin, seinem Schüler, füllen fast einen ganzen Saal, es sind die grössten, die ich jemals gesehen habe, die eine ist zwanzig Fuss lang. Wenn man die kunstreich angelegten Bewegungen des Geländes, die dunklen, von grossen Bäumen bestandenen Vordergründe, welche zu dem verwischten Ton der fernen Berge einen Gegensatz bilden, und die grosse Öffnung des Himmels lange betrachtet, kommt man dazu, sich von seiner Zeit zu befreien und sich auf den Standpunkt des Malers zu stellen. Wenn er auch das Leben der Natur nicht fühlt, so fühlt er doch ihre Grösse, ihren heiligen Ernst und sogar ihre Schwermut. Er hat in einem Zeitalter des Niedergangs als ein Einsamer und ein Denker gelebt. Vielleicht ist die Landschaftsmalerei nur ein Augenblick in der Malerei, der Augenblick, welcher eine grosse Epoche beschliesst, und mit den müden Seelen übereinstimmt. Wenn der Mensch noch jung im Herzen ist, so interessiert er sich für sich selber: die Natur ist für ihn nur eine Begleitung, wenigstens war es in Italien so; wenn sich die Landschaftskunst dort entwickelte, so geschah es erst zuletzt, zur Zeit der arkadischen Schäferspiele und Akademiebilder, sie nimmt bereits den grössten Teil der Leinwände Albanis ein und erfüllt die Canalettos,

des letzten Venezianers, ganz und gar. Zuccarelli, Tempesta und Salvator sind Landschafter. Zu Zeiten Michelangelos und denen Vasaris sogar verachtete man im Gegenteil die Bäume und Gebäude; alles, was nicht menschlicher Körper war, erschien nebensächlich.

Mehrere Gemälde von Tizian sind hier. Eine heilige Familie ist noch in seiner ersten Weise gemalt, aber der herrliche körperliche Typus, den er später in seinen Geliebten aufstellt, fängt schon an, sich zu entwickeln. Zwei Bildnisse stellen sie dar, sie sind nichts als schöne, gesunde, freie Geschöpfe. Die eine, geschmückt mit einem kleinen Perlenkragen, ist die appetitlichste aller wohlgenährten Mägde. Eine auf der Brust liegende, leichtfertige Magdalena ist nur ein blosses Tier. Eine heilige Agnes ist nichts, wie ein gutes, kleines, etwas schmollendes, sehr kindliches und von jeder mystischen Vorstellung recht freies Mädchen. In seinem Opfer Abrahams schreit der arme Isaak wie ein kleiner Knabe, der sich in den Finger geschnitten hat. Tizian wagt fast ebenso sehr wie Rubens im Menschen das Temperament, die Leidenschaft von Fleisch und Blut, die freien und niedrigen Triebe, das ganze brutale Leben des Körpers zu zeigen, aber er lässt es nicht frei, er zwingt das überquellende Fleisch in die Umrisse einer harmonischen Form: bei ihm geht Wollust ohne Adel nicht an. Sein Glück besteht nicht in der blossen Befriedigung der Sinne, sondern auch in der Stillung der poetischen Instinkte. Er beschränkt sich nicht auf Kirchweihen, er will Feste, und nicht Feste für Bauern, sondern für Geniesser und grosse Herren. Der Naturtrieb kann bei derartigen Leuten ebenso stark und ebenso übermächtig wie im Volke sein, aber er ist von einem anderen Geiste begleitet und gibt sich nicht mit so geringen Kosten zufrieden. Er fordert nicht Rüben in einem Napf, sondern Orangen in einer Goldschüssel. Man kann sich keine frischere und keine ge-

sundere Farbe als die seiner drei Alter des Menschen, keinen blühenderen und frischeren Körper als den seiner prachtvollen blonden Frau vorstellen. Ihr Gewand ist rot, und die in grossen Bauschen auf ihren Schultern zusammengezogenen Ärmel ihres weissen Hemdes lassen die feste Weisse ihrer wunderbaren Arme sehen. Sie hat einen ernsten und stillen Blick. Wir wissen die Schönheit, welche herausfordern könnte und nicht herausfordert, nicht mehr zu gestalten.

Mehrere Gemälde der Bologneser Schule haben ganz denselben Charakter. Eines ist von Guercino, es ist sehr schwarz gehalten und stellt Herminie dar, wie sie den verwundeten, ohnmächtigen Tankret findet. Der Knappe hat einen Akademiekopf, der ohnmächtige Mann ist mit melodramatischen Absichten von der Wirklichkeit kopiert. Das zweite Bild, welches von Guido Reni ist, stellt eine Madonna dar, die den Jesusknaben anbetet. Die Madonna ist eine hübsche Pensionärin, und das ganze Bild hat schon etwas von der faden Frömmigkeit und der Nachbarschaft des Sacré-Cœur. — Das dritte ist eine Pieta von Hannibal Carracci. Sein Christus, ein schöner junger Mann, hat einen vornehmen, einen rührenden Kopf, der einer schönen Dame gefallen könnte. Die kleinen betrübten Engel zeigen sich mit Rührung die Fusswunden und versuchen die schwerhängende Hand aufzuheben. Das sind Gesuchtheiten und rührselige Mätzchen, wie sie in der neuen Frömmigkeit des siebzehnten Jahrhunderts, in einer Religion weltlicher und schwärmerischer Frauen, gebraucht wurden.

Die auffälligsten Stücke sind aber, glaube ich, die Bildnisse. Eines, von Veronese, stellt Lucrezia Borgia in schwarzem Sammet dar, der Busen ist etwas entblösst, das Mieder und die Ärmel haben einen Spitzenflaum, sie ist voll, schon reif, hat aufgestrichene Haare, eine niedrige Stirn, einen vielfältigen Ausdruck und einen seltsamen

Blick. So sah sie aus, als Bembo die rollenden Sätze und Verwahrungen seiner feierlichen Briefe an sie richtete. — Der Admiral Andrea Doria von Sebastian del Piombo ist ein prachtvoller Staatsmann und Krieger mit gebietender Gebärde und ruhigem Blick, und sein grosser Kopf wird durch einen grauen Bart noch verlängert. — Ein anderer Kopf von Bronzino, der Machiavellis, ist aufgeweckt, spöttisch und grenzt an den Ausdruck eines Komikers, man möchte von einem geriebenen Schlaukopf sprechen, welcher mit spasshaften Absichten rings um sich schnüffelt. In Machiavelli liegt ein Komiker unter dem Historiker, dem Philosophen und dem Politiker, und dieser Komiker ist roh, ausschweifend, oft bitter und zuletzt verzweifelt. Man kennt seine Spässe nach Beendigung der Folter und seine düsteren Witze während der Pest; wenn man zu traurig ist, muss man lachen, um nicht zu weinen; im siebzehnten Jahrhundert und in Frankreich wäre er vielleicht Molière geworden. — Zwei Bildnisse werden Raffael zugeschrieben, oder gehören seiner Art an, sie stellen Bartolus und Baldus, zwei rohe, starke Bursche dar, der ganze Mensch ist darin ohne Hinderung und in seinem Mittelpunkte gefasst, neben Raffael sind alle andern Maler ohne Gleichgewicht und übertrieben. — Das Meisterwerk unter allen Bildnissen aber ist das des Papstes Innocenz X. von Velasquez: auf einem roten Sessel, vor einem roten Vorhang, unter einer roten Kappe, über einem roten Mantel, ein rotes Gesicht, das Gesicht eines armen Dummkopfs, eines verbrauchten Pedanten: man mache damit ein Bild, das man nicht vergessen kann! Einer meiner Freunde, der aus Madrid zurückkam, sagte mir, dass neben den grossen Gemälden, welche sich dort von Velasquez befinden, alle anderen, und auch die innigsten und herrlichsten, tot oder akademisch erscheinen.

Palazzo Borghese

Wenn man an der Ecke einer Lichtung ein Reh seinen Kopf vorrecken und lauschen sieht, so erscheint einem die gebeugte Bewegung des Halses anmutig, und man fühlt das geschmeidige Wogen, das beim ersten Geräusch durch sein Rückgrat laufen und es durch die Büsche dahinschnellen wird. Wenn ein Pferd, welches springen will, sich im Kreuz zusammendrängt, so fühlt man die Blähung der Muskeln, welche es auf seinen Schenkeln in die Höhe richten werden, und man interessiert sich, körperlich nachfühlend, für diese Haltung und Anstrengung. Man sehnt sich nach nichts anderem, man verlangt keine moralische Idylle als Zugabe, keine psychologische Absicht, wie sie Landseer erstrebt. Das ist der Geist, mit dem man die Gemälde des grossen Jahrhunderts in Italien betrachten muss, der Ausdruck setzt erst später mit den Carracci ein: was die Menschen um das Jahr fünfzehnhundert herum anzieht, ist das menschliche Tier und seine Hülle, das wenig umständliche, lockere Gewand. Dazu tritt der prunkvolle Aberglauben der Zeit, das Bedürfnis nach Heiligen für die Kirchen und nach Schmuck für die Paläste. Aus diesen beiden Empfindungen ist das übrige entstanden. Überdies hat die zweite nur den Vorwurf geliefert, der ganze Stoff der Malerei entsprang der ersten. Sie haben recht gehabt, da Schmerz, Freude, Mitleiden, Zorn, alle Abstufungen der Leidenschaften nur für das innere Auge sichtbar sind, so behandele ich, wenn ich ihnen den Körper unterordne und Muskeln und Bekleidung nur dazu verwende, sie zu offenbaren, die Formen und die Farben als blosse Mittel, ich mache das, was ich mit einer anderen Kunst, der Dichtkunst zum Beispiel, besser machen könnte. Ich begehe denselben Fehler wie die Musik, wenn sie sich einbildet, mit dem Einfallen einer Klarinette die triumphierende List des jungen Horatius

auszudrücken, denselben Fehler wie die Schriftstellerei, wenn sie es mit fünfundzwanzig schwarzen Linien auf Weiss versucht, uns die Biegung einer Nase oder eines Kinns zu zeigen. Ich verfehle die malerischen Wirkungen und erreiche die schriftstellerische nur halb, ich bin nicht mehr, als nur ein halber Maler und ein halber Schriftsteller. Dieser Gedanke da kommt einem zum Beispiel vor den Madonnen und der Venus von Andrea del Sarto, schönen, jungen, untereinander verwandten Mädchen, und vor der Heimsuchung von Sebastian del Piombo unaufhörlich wieder; es ist die Heimsuchung, wenn man will, aber der wirkliche Titel würde lauten: eine junge, stehende Frau neben einer alten, gebeugten Frau. Die Beschauer der Zeit bestanden aus zwei Menschentypen, dem Frommen, welcher das Gemälde für eine Kirche bezahlte und dadurch hundert Jahre Sündenablass zu erwerben glaubte, und dem Tatmenschen, der, den Kopf erfüllt von körperlichen Bildern, Freude daran empfand, zwei gesunde tatkräftige Leiber in schön gefalteten Behängen zu betrachten.

Die himmlische und die irdische Liebe von Tizian ist ebenfalls ein Meisterwerk und demselben Geiste entsprungen: eine schöne bekleidete Frau neben einer schönen nackten Frau und nichts weiter und das genügt. Die eine ist ernst mit dem edelsten Ernste und die andere weiss von der bernsteingetönten Weisse lebendigen Fleisches zwischen einem weissen Linnen und einem roten Gewand, die Brüste sind kaum bezeichnet, das Gesicht ist frei von jeder unzüchtigen Niedrigkeit . . . so erwecken sie die Vorstellung glücklichster Liebe. Neben ihnen befindet sich ein gemeisseltes Becken, hinter ihnen eine grosse bläuliche Landschaft, rötliches, von den tiefen Tönen dunklen Gehölzes unterbrochenes Gelände und in der Ferne das Meer, etwas entfernt tauchen zwei Reiter auf, und man sieht einen Kirchturm, eine Stadt . . . Sie liebten die wirk-

lichen Landschaften, welche sie alle Tage sahen und setzten sie in ihre Gemälde, ohne sich um die Ähnlichkeit zu kümmern. Alles dient dem Vergnügen der Augen, nichts dem des Verstandes. Das Auge gleitet von den schlichten Tönen dieses vollen gesunden Fleisches zu den reichen, verschwommenen der Landschaft, wie das Ohr von der Melodie zur Begleitung gleitet. Beide stimmen überein, und man empfindet, wenn man von dem einen zum andern übergeht, ein Vergnügen, welches ein Vergnügen derselben Art fortsetzt. In seinem anderen Gemälde, den drei Grazien, lässt man, wenn man die erste, ihr schönes, friedliches Antlitz, das goldene, perlenbesäte Diadem, welches bis in die Mitte ihrer gekräuselten Haare reicht und diese blonden Haare selber betrachtet hat, deren Seidenwellen über den Hals bis auf das Gewand herabfallen, die Augen zu der herrlichen, kahlen Felsenlandschaft schweifen, welche Luft und Entfernung bläulich tönen und fühlt, dass die Poesie der Natur nichts weiter tut, als die des Körpers zu erhöhen.

Diese Galerie enthält siebzehnhundert Gemälde, wie soll man davon sprechen? Man zähle die Museen Italiens, alle, welche sich jenseits der Alpen befinden, alles was untergegangen ist, und bedenke, dass es kein einigermassen wohlhabendes Privathaus gibt, das nicht einige alte Bilder besässe. Es ist mit der italienischen Malerei wie mit der griechischen Bildhauerei, welche einstmals Rom mit sechzigtausend Bildsäulen füllte. Jede dieser Künste entspricht einem einzigen einigen Zeitpunkt des menschlichen Geistes: man dachte damals in Farben und Formen.

Noch eines der Bilder prägt sich dem Geiste ein: die Jagd der Diana von Domenichino. Es sind ganz junge, nackte oder halbnackte, fröhliche und etwas gewöhnliche Mädchen, welche baden, mit dem Bogen schiessen und spielen. Eine, welche auf dem Rücken liegt, hat die ent-

zückende Gebärde eines glücklichen, mutwilligen Kindes. Eine andere, welche soeben mit dem Bogen geschossen hat, lächelt in reizender, bäuerischer Fröhlichkeit. Eine Kleine von fünfzehn Jahren mit üppigem, gedrungenem Rumpf löst ihre Sandale. Alle diese kleinen Mädchen sind rundlich, flink, anmutig und etwas grisettenhaft und folglich sehr wenig göttlich, aber es liegt so viel Jugend und Natur in ihren Gesichtern und in ihren Bewegungen! Domenichino ist ein eigenartiger, ehrlicher Maler, ganz das Gegenteil des Guido Reni. Zwischen den Anforderungen der Mode, der Konvention und den Absichtlichkeiten hat er eigene Empfindung, wagt ihr zu folgen, zur Natur zurückzukehren und sie auf seine Weise wiederzugeben. Die Menschen seiner Zeit haben ihn dafür bestraft, er hat unglücklich und verkannt gelebt.

Palazzo Barberini und Rospigliosi

Es ist angenehm, seinen Gedanken nachzugehen, ich habe mir daher seine anderen Bilder angesehen: eines ist im Palast Barberini und stellt Adam und Eva nach dem Sündenfall vor Gott dar. Der Maler zeigt sich darin ebenso gewissenhaft wie ungeschickt. Adam entschuldigt sich mit dem Ausdruck eines einfältigen Bedienten und zeigt kläglich auf Eva, welche mit nicht weniger übertriebenem Eifer auf die Schlange weist. „Es ist nicht meine Schuld, sie war es." — „Es ist auch nicht meine Schuld, denn jene war es" — man sieht, dass der Künstler den seelischen Ausdruck verfolgt und mit der gewissenhaften Absichtlichkeit einer Schule des Niederganges darauf beharrt; Raffael stieg nicht so weit herunter. Ein anderes Zeichen der Zeit ist die kirchliche Züchtigkeit: Eva und Adam tragen Laubgürtel, aber der Körper und der Kopf des Weibes und die kleinen Engel, welche Jehovah tragen, sind vollkommen schön, und die ganze Malerei ist schlicht

und gewissenhaft. Domenichino war der Sohn eines Schusters, schwerfällig und arbeitsam, sanftmütig und bescheiden, sehr hässlich, unglücklich in der Liebe, arm, kritisiert und unterdrückt, ganz in sich zurückgedrängt und sich suchend und niemals sich findend, wie eine Pflanze, welche sich in schlechter Luft unter häufigen Unwettern unvollständig entwickelt und, zwischen tauben Knospen, hier und da schöne Blumen treibt.

In dem Palast Rospigliosi befindet sich eine andere Eva von ihm, dieses Mal den Apfel pflückend. Eva ist schön und in dem Gemälde ist keine Stelle, die nicht ein aufmerksames Studium verriete, aber welcher wunderliche Gedanke ist diese Menagerie aller Tiere rings um sie, der rote Papagei auf dem Lebensbaum! Der Baum hat einen Höcker, eine Art Fusstritt, auf welchen Adam steigt. Dagegen sind in seinem Triumph Davids, welcher daneben hängt, Geist und Natur mit vollen Händen ausgestreut. Man kann nichts Reizvolleres, nichts Lebendigeres sehen, als die Frauengruppe, welche Musik macht. Eine vor allen, welche halb gebeugt steht, die Arme ausstreckt, ein Sistrum in der Hand hält und eine blaue, ein Bein nackt lassende Tunika trägt, bewegt sich mit einer Gebärde von unbeschreiblicher Anmut: das Fleisch ist wie durchtränkt mit Licht, es ist unmöglich, eine Stellung zu finden, welche den menschlichen Bau, das schöne, seine Glieder regende Tier schöner offenbarte. Alle Köpfe sind jugendlich, von jungfräulicher Anmut und Aufrichtigkeit und eigenartig erfunden. Man sieht einen Mann vor sich, der ein echtes Malerherz hatte, ganz allein und durch sich selbst das Schöne erfand, strebte, schöpferisch war, von seiner Vorstellung gepackt wurde, und mit allen Kräften daran arbeitet, sie wiederzugeben, einen Maler, der nicht ein blosser Gestaltenfabrikant, wie Guido Reni war. „Er hörte niemals auf," sagen seine Lebensbeschreiber, „die Orte zu besuchen, an denen sich eine Menge Menschen ver-

sammelten, um die Haltungen und Ausdrücke zu beobachten, durch welche sich die inneren Empfindungen offenbaren." Man findet überall bei ihm dieses oft zu grosse Streben nach dem Ausdruck. Charakteristisch dafür ist die ärgerliche Gebärde Sauls, welcher heftig an seiner Tunika zerrt. Der Maler hat einen Eifersüchtigen zeigen wollen, der sich halb verrät und halb sich beherrscht, aber die Malerei gibt die Umständlichkeiten und Abstufungen der Empfindungen nur schlecht wieder, Psychologie ist nicht ihre Sache.

In diesem Palast befindet sich auch jene berühmte Decke Guido Renis, welche man Aurora nennt. Der Lichtgott steht auf seinem Wagen, umgeben von dem Chor der tanzenden Stunden und vorne in der Luft streut die erste morgendliche Stunde Blumen. Das tiefe Blau des noch halbdunklen Meeres ist reizvoll, vollkommen heidnische Freude und Fülle ist in den blühenden Göttinnen, welche sich an den Händen halten und Reigen wie für ein antikes Fest schlingen. Er kopierte in der Tat die Antike, zum Beispiel die Niobiden, und auf diese Weise hat er sich eine Manier gefunden, er wiederholte den einmal gefundenen Typus immer wieder und befragte nicht mehr die Natur, sondern das Wohlgefühl des Beschauers. So gleichen denn auch die meisten seiner Gestalten den Modestichen, zum Beispiel die Andromeda im Nebensaal, sie hat weder Körper noch Substanz, sie lebt nicht, sie besteht nur aus einer Gesamtheit angenehmer Umrisse. Guido Reni war ein glücklicher, bewunderter, weltmännischer Künstler, welcher sich dem Geschmack des Tages anbequemte und den Damen gefiel. Er sagte: „Ich habe zweihundert verschiedene Arten und Weisen, schöne Augen zum Himmel aufblicken zu lassen." Was er in diese leichtlebige, galante, schon fade Welt, in welcher die Cicisbeos blühen, bringt, sind Zartheiten weiblichen Ausdruckes, welche den alten Meistern un-

bekannt waren, sind Gesichter und lächelnde Mienen aus der Gesellschaft. Die wahre Energie, die innere Kraft der Leidenschaft sind in Italien schon geschwunden, man liebt die echten Jungfrauen, die ursprünglichen Seelen, die schlichten Bäuerinnen Raffaels nicht mehr, sondern rührende, höhere Töchter aus dem Salon oder aus dem Kloster, wohlerzogene Fräuleins. Die alte Roheit hat sich verwischt, von der republikanischen Vertraulichkeit ist nichts mehr da, die Leute sprechen feierlich nach der Etikette mit schnarrenden Titeln und ehrerbietigen Worten miteinander. Seit der spanischen Eroberung nennen sie sich nicht mehr Bruder oder Gevatter, sondern schleudern sich den gnädigen Herrn ins Gesicht. Der Geschmack hat sich mit dem Zustand der Seelen gewandelt. Weichliche, verfeinerte Menschen können einfache und starke Gestalten nicht lieben, sie tragen Verlangen nach gekünstelten Rundlichkeiten, süsslichem Lächeln, seltsam verschmolzenen Farben, gefühlvollen Gesichtern, nach Niedlichkeit und Gesuchtheit in allen Dingen und manchmal, zum Gegensatz, nach den Roheiten Caravaggios und der Trivialität und Plumpheit buchstäblicher Nachahmung, wie man nach zwanzig Gläsern gezuckerter Mandelmilch, nach einem Glase Branntwein verlangen möchte. Man fühlt diesen Gegensatz, wenn man in der Galerie Barberini zwei berühmte Bildnisse miteinander vergleicht, zwei Gestalten, welche in einem Abstand von hundertundfünfzig Jahren ein Gegenstand der Liebe und ein Vorbild der Schönheit gewesen sind: die Fornarina von Raffael hat einen einfachen Körper, einen braunen Kopf, einen harten Blick und einen gewöhnlich fröhlichen Ausdruck. Die Ränder der Augen sind stark betont, die Oberarme sehr grob, und die Schultern zu abfallend. Sie ist eine kräftige Frau aus dem Volke, ähnlich jener von Lord Byron unterhaltenen Bäckerin, welche ihn duzte und „Hund der Madonna“ nannte. Raffael fand gewisslich nicht mehr in ihr,

als ein gut gegliedertes, rüstiges, menschliches Tier, welches ihm Linienvorwürfe lieferte. Die Cenci von Guido Reni ist ganz im Gegenteil ein zartes, hübsches Blassgesicht. Ihr kleines Kinn, ihr niedlicher Mund, alle Rundungen ihres Gesichtes sind anmutig; weissbehängt und den Kopf mit weissen Tüchern umwunden, steht sie da wie ein Ateliermodell. Sie ist interessant und kränklich, man nehme ihr ihre Blässe, die ihr trauriger Zustand verursacht, und es bleibt ein angenehmes Fräulein, welches der Jungfrau gleicht, die auf der Verkündigung im Louvre vor dem Engel, einem hübschen Pagen, steht: das war etwas, um die Sonettenmacher und die schönen Damen in Aufruhr zu versetzen.

DIE KIRCHEN

16. März 1864

Fast scheint es, dass Deine Freunde mich der Unehrerbietigkeit zeihen: wenn man in Rom ist, hat man zu bewundern, und nicht zu bemerken, dass die Bettler schmutzig sind, und dass an den Strassenecken Kohlstrünke herumliegen. Meine lieben Freunde, wie es Euch gefällt — ich werde Euch übrigens noch öfter verletzen. Ihr mögt immerzu sagen, dass ich in einer schlechten Jahreszeit hierhergegangen bin, dass ich Augenblickseindrücke verzeichne, dass ich als profaner, blosser Neugieriger und Geschichtsliebhaber spreche und dass ich weder mit dem Meissel noch mit dem Pinsel und der Reissfeder umzugehen verstehe. Alles das ist wahr, aber lasst doch jedes Instrument den ihm eigenen Ton von sich geben und fordert nicht die altbewährte, anerkannte, auf tausend Orgeln gespielte Melodie zum höchsten Ruhme der Tradition.

So werde ich zum Beispiel niemals zugeben, dass die Kirchen Roms christlich sind, und ich ärgere mich darüber, denn das wird mir schaden. Wenn es einen Ort auf der Welt gibt, an dem es nahe läge, Ergriffenheit, Zerknirschung, Ehrfurcht und das grosse und schmerzvolle Gefühl der Unendlichkeit und des Jenseits zu empfinden, so ist es

hier, und unglücklicherweise verspürt man ganz entgegengesetzte Gefühle. Wie oft habe ich nicht an unsere gotischen Kirchen in Reims, Chartres, Paris und vor allem in Strassburg denken müssen. Ich hatte Strassburg drei Monate vorher wiedergesehen und einen Nachmittag allein in dem ungeheuren, in Schatten getränkten Schiff des Domes verbracht. Ein seltsames Licht, eine Art wogender, schattenerfüllter Purpur starb in unergründlichen Finsternissen. Im Hintergrund tauchte der Chor und die Apsis mit ihrem festen Kreis runder Säulen, die starke, ursprüngliche, halbromanische Kirche, ein antiker, in die Erde gesteckter Spross, — ein dicker, unzerstörbarer Spross, rings um den die ganze gotische Vegetation sich entfaltete und blühte, — in der Nacht unter. Keine Stühle in dem grossen Schiff, kaum fünf oder sechs Gläubige, welche knieten oder herumirrten wie Geister, das elende Wesen und der Trödelkram des gewöhnlichen Kultes und das Wimmeln der menschlichen Insekten störte die Weihe und Einsamkeit nicht. Der grosse Raum zwischen den Pfeilern breitete sich schwarz unter der Wölbung, die von zweifelhaften Lichtern und fast greifbaren Finsternissen erfüllt war. Über dem ganz dunklen Chor hob sich ein einziges leuchtendes Fenster voller strahlender Gestalten wie ein Durchblick auf das Paradies ab.

Der Chor war angefüllt mit Priestern, aber vom Eingang aus konnte man nichts unterscheiden, so dicht war die Dunkelheit und so gross die Entfernung. Keine sichtbaren Zieraten und kleinen Idole. Nur fern in der Dunkelheit zwischen den grossen Formen, die man erriet, strahlten Kerzen wie bebende Seelen zu beiden Seiten des Altars auf ihren Leuchtern. Klänge hoben und senkten sich in gleichen Intervallen wie geschwungene Weihrauchfässer. Manchmal erinnerten die hellen fernen Stimmen der Chorknaben an ein Lied kleiner Engel, und von Zeit zu Zeit bedeckte ein voller Orgelübergang alle Töne mit seiner majestätischen Harmonie.

Man schreitet vor, und die christlichen Vorstellungen überfluten den Geist bei jedem neuen Anblick, der sich bietet, mit einem neuen Strom. Wenn man bis zur Apsis gelangt ist und in der kalten, öden Kripta den grossen, steinernen Erzbischof gesehen hat, ein Buch in der Hand und wie ein Pharao für alle Ewigkeit auf sein Grabmal gelegt, und sich beim Verlassen des Toten-Gewölbes umwendet, so erstrahlt in ihrem schwarzen und blauen Rand, mit ihren hochrosenroten, veilchengetönten Einsätzen, mit den unzähligen Blüten aus Amethyst und Smaragd, mit dem schmerzvollen und glühenden Glanz ihrer mystischen Edelsteine und dem unterbrochenen Funkeln ihrer blutenden Herrlichkeit die westliche Fensterrose über der ungeheuren Dunkelheit der ersten Bogen. Das ist der Himmel, wie ihn eine Seele, welche liebt und leidet, abends im Traum aufschimmern sieht. Darunter breiten die Pfeiler ihre ungeheuren Reihen, wie einen stummen, südlichen Wald. Die Tiefe der Schatten und der schroffe Gegensatz der strahlenden Hellen sind ein Abbild des christlichen, tief in diese traurige Welt versenkten Lebens mit Ausblicken auf die andere. Gleichzeitig flimmern zu beiden Seiten auf den Fenstern bis ins Unabsehbare hinein die violetten und roten Prozessionen der ganzen heiligen Geschichte in Offenbarungen, welche der armen menschlichen Natur angepasst sind.

Wie haben die Barbaren des Mittelalters nicht den Gegensatz zwischen Licht und Schatten empfunden! Wie viele Rembrandts gab es nicht unter den Maurern, die dieses geheimnisvolle Wogen von Finsternissen und Strahlen geschaffen haben! Wie wahr ist es nicht, zu sagen, dass die Kunst nichts als Ausdruck sei, dass es sich vor allem darum handele, eine Seele zu haben, dass ein Tempel nicht ein Steinhaufen oder eine Vereinigung von Formen, sondern zunächst und einzig eine Religion sei, welche spricht! Diese Kathedrale sprach vom ersten

Blicke an ganz und gar zu den Augen und zu dem ersten besten, zu einem armen Holzhauer aus den Vogesen oder dem Schwarzwalde, zu einem stumpfen, maschinenmässigen Halbtier, in dem keine Überlegung je die schwere Hülle hatte durchdringen können, den aber sein elendes Leben inmitten des Schnees, die Einsamkeit in seiner Hütte, und seine Träume unter den vom Nordwind gepeitschten Fichten mit Gefühlen und Instinkten erfüllt hatten, die hier von jeder Form und jeder Farbe wieder erweckt wurden. Das Symbol gibt alles vom ersten Augenblicke an und macht alles fühlbar, es dringt gerade ins Herz durch die Augen, ohne den Umweg durch den urteilenden Verstand nötig zu haben. Ein Mensch bedarf keiner Kultur, um ergriffen zu werden von dieser ungeheuren Allee und ihren ernsten, regelmässig gestellten Pfeilern, welche nicht müde werden, dieses erhabene Gewölbe zu tragen. Er braucht nur während der Wintermonate in den düsteren Hochwäldern der Gebirge umhergeirrt zu sein. Hier ist eine ganze Welt, der Abriss der grossen Welt, so wie das Christentum sie auffasst: kriechen in diesem schattenvollen Dasein, bedrängt von dem Flimmern ungewisser Lichter und dem kreischenden Summen und Flüstern des menschlichen Würmerhaufens, mit beiden Händen gegen feuchte Wände tasten, und zum Troste hier und da auf den Gipfeln strahlende Gestalten, den himmelblauen Mantel und die göttlichen Augen einer Jungfrau und eines Kindes und den gütigen Christus, der seine wohltätigen Hände ausstreckt, erblicken, während eine Musik von hohen silbernen Tönen und triumphierenden Lobgesängen die Seele in ihren Schwingungen und Akkorden fortreisst.

15. März. Die Gesu-Kirche

Solche und ähnliche Erinnerungen sind es, was mir die Kirchen Roms verdirbt oder vielmehr erklärt. Sie stammen

fast alle aus dem siebzehnten oder dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, sind in jedem Falle modernisiert und tragen die Zeichen der katholischen Restauration, welche auf das Tridentinische Konzil folgte. Von dieser Epoche an ändert sich das religiöse Gefühl, der Einfluss gehört den Jesuiten. Sie haben einen Geschmack, wie sie eine Theologie und eine Politik haben; immer erzeugt eine neue Auffassung der göttlichen und menschlichen Dinge eine neue Art, die Schönheit aufzufassen: der Mensch spricht in seinen Dekorationen, seinen Kapitälen und seinen Kuppeln oft klarer und immer aufrichtiger, als in seinen Handlungen und seinen Schriften.

Um diesen Geschmack in seiner ganzen Fülle zu sehen, muss man auf der Piazza Venezia die Gesukirche besuchen, sie ist das Hauptgebäude der Gesellschaft und wurde von Vignola und Giacomo della Porta in dem letzten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts erbaut. Die grosse, heidnische Wiedergeburt dauert darin fort, aber sie ändert sich. Die Wölbungen aus vollen Bogen, die Kuppel, die Pfeiler, die Giebel, alle grossen Teile des Baues, sind wie die Renaissance selber nach der Antike geschaffen, aber das übrige ist Dekoration und neigt zu Prunk und Schnörkelei. Mit der Festigkeit ihres Gerüstes und der Rundheit ihrer Formen, mit der prunkenden Majestät ihrer mit Goldkapitälen beladenen Pfeiler, mit ihren bemalten Kuppeln, in denen grosse, behängte oder halbnackte Gestalten kreisen, mit ihren, in künstlich gearbeitete Goldrahmen gefügten Gemälden und ihren plastischen Engeln, welche sich von den Rändern der Konsolen herabschwingen, gleicht diese Kirche einem prachtvollen Festsaal, irgend einem königlichen Rathause, das sich mit all seinem Silbergeschirr, all seinem Kristall, all seinem Damastlinnen und all seinen spitzenbesetzten Vorhängen geziert hat, um einen Herrscher zu empfangen und der Stadt Ehre zu machen. Die Kirche des Mittelalters gab grossartige und

traurige Träumereien ein, das Gefühl des menschlichen Elends und die unbestimmte Ahnung eines idealen Reiches, in welchem das leidenschaftliche Herz Trost und Entzücken finden sollte. Der Tempel der katholischen Restauration erzeugt Empfindungen der Unterwerfung, der Anbetung oder doch wenigstens der Verehrung für jenes so mächtige, so althergebrachte und vor allem so einflussreiche und so gut ausgestattete Wesen, welches man Kirche nennt.

Aus dieser wirksamen, blendenden Dekoration springt ein Gedanke wie eine Kundmachung: „Das alte Rom hatte den Erdball in einem einigen Kaiserreiche zusammengefasst, ich erneuere es und folge ihm nach: was es für die Leiber getan hatte, werde ich für die Seelen tun. Durch meine Missionen, meine Seminare, meine Hierarchie werde ich, allumfassend, ewig und herrlich, die Kirche gründen. Diese Kirche ist nicht, wie es Eure Protestanten wollen, die Vereinigung erweckter und unabhängiger Seelen, von denen eine jede mit ihrer Bibel und ihrem Gewissen denkt und handelt, auch nicht, wie es die ersten Christen wollten, die Versammlung zärtlicher und trauriger Seelen, welche die Gemeinsamkeit der Verzückung und die Erwartung des Reiches Gottes mystisch vereinigt, sondern sie ist ein Körper geregelter Kräfte, eine heilige Institution, welche durch sich selbst besteht und über die Geister herrscht. Sie wohnt nicht in ihnen, sie hängt nicht von ihnen ab, sie trägt ihre Quelle in sich. Sie ist eine Art vermittelnder Gott, welcher an die Stelle des anderen tritt und mit allen seinen Rechten ausgestattet ist."

Ein derartiger Ehrgeiz hat seine Grösse und erzeugt starke Gefühle. Zweifellos hat er nichts gemein mit dem inneren, geistigen Leben, mit dem dauernden Zwiegespräch des christlichen Gewissens, das sich vor dem gerechten Gotte prüft: er ist ganz menschlich und gleicht dem Eifer eines Mönches für seinen Orden und dem eines französischen Untertanen des siebzehnten Jahrhunderts für die

Monarchie, aber der Mensch fühlt sich durch ihn einbegriffen in eine grosse, dauernde Einrichtung, welche er höher als sich selber stellt, in welcher er sich vergisst, für welche er arbeitet und der er sich angelobt. So war die Leidenschaft eines Römers für sein Rom; das neue Rom ist gegenüber dem alten Rom in der Tat das, was eine jener Kuppelkirchen gegenüber dem Pantheon des Agrippa ist, ich will sagen, eine verdorbene, überladene Kopie, im Grunde aber dasselbe, ausgenommen den Unterschied, dass die Herrschaft des zweiten Rom, da sie geistig und nicht leiblich ist, von der Seele auf den Körper und nicht vom Körper auf die Seele geht. In dem einen sowohl, wie in dem anderen handelt es sich darum, das menschliche Leben ganz und gar nach einem vorgefassten Plan unter einer unbedingten Machtvollkommenheit zu ordnen, ausserhalb welcher alles als Unordnung und Barbarei erscheint. Dort, wo das eine Kraft verwandte, verwendet das andere Geschicklichkeit, Schonung, Geduld und diplomatische und politische Berechnung, aber der Grund des Herzens hat sich nicht geändert, und was die Gewohnheiten der Seele anbetrifft, ähnelt einander nichts so sehr, wie ein römischer Senator und ein katholischer Prälat.

Auf diesen Standpunkt muss man sich stellen, um die kirchlichen Gebäude dieses Landes zu verstehen. Sie verherrlichen nicht das Christentum, sondern die Kirche. Dieser neue Katholizismus stützt sich auf zahlreiche und feste Pfeiler:

Auf die Gewohnheit. — Der Mensch hat einen Hammelverstand, auf hundert gibt es nicht drei, welche die Lust und den Geist hätten, sich aus sich selber eine Meinung in religiösen Dingen zu bilden. Der Weg ist vollkommen fertig: siebenundneunzig verfolgen ihn, und von den drei, welche übrig bleiben, treten zwei und ein halber, nachdem sie ergebnislos herumgetastet haben, auf den ausgetretenen Pfad zurück.

Auf der schönen, regelmässigen Ordnung und das wirksame Äussere der Einrichtung. — Seit dem Tridentinischen Konzil ist die kirchliche Disziplin verschärft worden; unter dem Gegenschlag der Reformation hat man für Unterweisung und Zucht der Priesterschaft gesorgt.

Auf den Prunk und den Reiz des Kultes und der Gebäude, auf die grossen, vollbrachten Werke, Missionen und Bekehrungen, auf das Alter der Einrichtung und auf alles, was Herr de Chateaubriand in seinem schönen Stil entwickelt hat.

Auf die abergläubische Phantasie, welche je nach den Himmelsstrichen mehr oder weniger gross, sehr stark in südlichen Ländern und furchtbar im Augenblick des Todes ist. — Ein Mensch mit heissem Blut und farbigen, leidenschaftlichen Vorstellungen wird durch die Augen gepackt. Ich habe solche gesehen, die sich für Denker und Voltairianer hielten: ein Begräbnis, der Anblick einer Madonna in ihrem funkelnden Schrein zwischen dem Flammen der Kerzen und den Duftwolken bringt sie ausser sich und wirft sie in die Knie auf den Boden nieder. In dieser Art von Köpfen kann der Gedanke dem Bilde nicht widerstehen.

Auf den leitenden Nutzen. — Die Regierungen, die „gemachten" Leute, die Besitzenden und Erhaltenden finden in ihr eine zweite Polizei, die der geistigen Dinge.

Auf den Teil der Tugend, welcher sich in ihr entwickelt. — Gewisse Seelen werden in ihr edel geboren oder finden aus natürlicher Zartheit, wie Eugénie de Guerin, die Poesie der mystischen Tradition darin wieder.

Das sind nur die allgemeinen Linien, es gibt noch andere, besondere Züge, welche die Jesuiten hinzugefügt haben und welche dem Orden eigentümlich sind: man tut zwanzig Schritte in dieser Kirche, und man gewahrt sie sofort. Unter diesen erfinderischen, zarten Händen ist die Religion weltlich geworden, sie will gefallen, sie schmückt

ihren Tempel wie einen Gesellschaftsraum, sie schmückt ihn sogar zu sehr, man möchte sagen, sie stellt ihren Reichtum zur Schau: sie versucht die Augen zu ergötzen und zu blenden, die abgestumpfte Aufmerksamkeit anzustacheln und galant und zierlich zu erscheinen. Die kleinen Rotunden zu beiden Seiten des grossen Schiffes sind entzückende Marmorgemächer, kühl und halbdunkel wie die Plauderecken oder Badezimmer schöner Damen. Die kostbaren Marmorsäulen erheben überall ihre geglätteten Schäfte, auf denen sich orangenfarbene und rosa und grünliche Adern entlangschlängeln. Eine Marmorbekleidung bedeckt die Wände mit ihrem leuchtenden Gesprenkel, an den Ecken schweben, ihre zierlichen Beine streckend, hübsche, weisse Marmorengel. Vielfältige Vergoldungen laufen um die Kapitäle, funkeln rings um die Gemälde, entfalten sich zu Glorienscheinen über den Altären, kriechen in leuchtenden Fäden längs den Geländern und häufen sich auf den Gittern zu künstlich gearbeiteten Wolken, Sträussen und reichen Beschlägen, mit einem festlichen Anschein, der an eine für einen Ball geschmückte, fürstliche Galerie denken lässt. In diesen rötlichen Goldscheinen, zwischen den bunten Marmortäfelungen und durch die noch von schwimmenden Weihrauchdüften durchzogene Luft, sieht man grosse Gruppen aus weissem Marmor sich regen, welche den neuen Geist, den Geist der Orthodoxie und des Gehorsams verkünden: Die Religion, welche die Ketzerei bezwingt, die Kirche, welche die falschen Doktoren zu Boden wirft. Zur Linken erhebt sich der Thron des Ortspatrons, der grosse Altar des heiligen Ignatius hinter einem Geländer aus Bronze, welches über und über bevölkert mit niedlichen, kleinen, vergoldeten, spielenden Engeln, ganz eingerahmt von Achatschilden und dermassen verziert und herausgeputzt ist, dass nichts ihm gleichkommt, ausgenommen das Gestell von Figuren, Lichtern, Laubgewinden

und Vergoldungen, das darüber aufgehäuft und gewunden ist, wie die Verzierung eines königlichen Kamins oder eines Ruhealtars. Dort, in der Hand des ewigen Vaters ruht die berühmte Kugel, das grösste Stück Lapis lazuli, das man kennt. Dort ist auch die neun Fuss hohe silberne Statue des heiligen Ignatius. Ein Priester, welcher den Umgang fegte, hob die Teppiche auf, um mir die Marmortäfelung zu zeigen, er strich mit seiner Hand wohlgefällig über den Glanz der Achate und sprach mir mit Bedauern von den Goldleuchtern, welche während der Revolutionskriege geraubt worden sind, er war glücklich, einem so schönen Altar zu dienen und zog ihn dem des Chores vor, welchen er zu einfach fand. Er forderte mich auf, morgen wiederzukommen, um die neun Fuss hohe Silberstatue mit eigenen Augen zu sehen. Heute war sie in ihrem Überzug: „Ganz von Silber, mein Herr, und neun Fuss hoch, es gibt nicht ihresgleichen auf der Welt!" Der Bauer, der Arbeiter des siebzehnten Jahrhunderts, sah sich mit Furcht in dem Hause einer so reichen Persönlichkeit. Der Edelmann, der Stutzer befand sich darin in seiner Welt, zwischen Möbeln, welche ebenso betroddelt und prunkend wie die seinen waren. Und ausserdem traf er geschmückte Frauen darin und hörte gute Musik.

Alles das ist Teil eines Systems. Sobald man in südliche Länder gelangt, fühlt man sich durchdrungen davon, ich habe es schon in Belgien gesehen, in dem guten, ruhigen und häuslichen Lande, das der Herzog von Parma zurückerobert hat, in der Kirche der Jesuiten von Antwerpen, in der Innendekoration fast aller alten Kathedralen, in dem berühmten Sessel der heiligen Gudula, einem wahren Garten, indem man Wein- und Laubgeländer, einen Pfau, einen Adler, alle Arten von Tieren, die ganze Menagerie des Paradieses, ausserdem Adam und Eva, züchtig bekleidet, und den Engel angebracht hat, welcher zornig scheinen will, aber fröhlich aussieht. Jeder jesu-

itische Gegenstand trägt auf diese Art einen befohlenen, fröhlichen Ausdruck und erweckt bequeme und angenehme Vorstellungen: zum Beispiel über dem Kopf des Predigers schwebt ein Betthimmel aus Wolken, gleich einem Alkoven, und darüber die Madonna, eine junge, schlanke und anmutige, für einen Ball fertige Dame mit hübschen, zierlichen Armen. Der Kommentar dieser Dekorationen ist das Imago primi saeculi, ein kostbares, illustriertes Buch, welches wie ein Manifest des jesuitischen Geschmackes wirkt. Man sieht den Jesuiten darin als Amme das göttliche Pausbäckchen wiegen oder auch als Fischer die Seelen im Netz fangen, darunter stehen lateinische und französische Verse im Schulstil. Es sind nur niedliche Tändeleien, gekünstelte Wortspiele, Ziereien von Schöngeistern und süssliche Schalheiten, kurz, lauter Bonbons der frommen Zuckerbäckerei.

Aber wenn sie Bonbons fabriziert haben, so geschah es mit Genie. Der Beweis dafür ist, dass sie auf diese Art die Hälfte Europas wiedereroberten, und wenn ihnen das gelang, so geschah es, weil sie einen der Hauptgedanken ihrer Zeit entdeckt hatten. Der Katholizismus musste zu dieser Zeit, um sich zu erhalten, eine halbe Wendung machen. Durch sie hat er das vollbracht. Nach der ruhmvollen und allgemeinen Wiedergeburt konnte die asketische Religion inmitten der neuen Gewerbe, Künste und Wissenschaften, welche das menschliche Leben beschützten, verschönten und weiteten, nicht länger bestehen. Man konnte die Welt nicht länger als einen Käfig, den Menschen als einen Erdenwurm und die Natur als einen gebrechlichen und zeitlichen Schleier betrachten, welcher jämmerlich zwischen Gott und die Seele gespannt war, um hier und dort durch die Risse die übernatürliche, einzig feste und dauernde Welt durchschimmern zu lassen. Man hatte Vertrauen zu der menschlichen Kraft und dem menschlichen Verstande gewonnen, man fing an, die Beständigkeit

der natürlichen Gesetze zu fühlen, man erfreute sich des durch die geregelten Monarchien hergestellten Schutzes, man genoss gierig das Wohlsein, welches alle Quellen in Strömen ergossen. Gesundheit und Kraft waren zurückgekommen, und die gut genährten Muskeln, das ins Gleichgewicht gebrachte Gehirn und die heisse, rote, überströmend in den Muskeln flutende Woge des Lebens fühlte sich abgestossen von dem mystischen Fieber, den qualvollen Gesichten und den Ängsten und schwärmerischen Aufschwüngen, welche die Magerkeit des Fastens und die Störung der überreizten Nerven hervorgebracht hatten. Es war notwendig, dass sich die Religion der neuen Lage der Menschen anbequemte, sie war gezwungen, den Fluch, den sie über die Erde geschleudert hatte, zu mässigen, zurückzuziehen, zu lindern, die natürlichen Instinkte gut zu heissen oder zu dulden, offen oder auf einem Umwege das Aufblühen des zeitlichen Lebens anzunehmen und die Sucht und den Sinn für das Wohlsein nicht mehr zu verdammen. Sie wandelte sich gemäss der Zeit, im Norden wie im Süden, und bei den germanischen wie bei den lateinischen Völkern sieht man das Christentum sich nach und nach der Welt nähern. Der Protestant ehrte die freie Forschung, die nützliche Arbeit, die ernste Heirat, das Familienleben, den ehrlichen Erwerb des Reichtums, den gemässigten Genuss häuslicher Freuden und körperlichen Behagens. „Unsere Aufgabe ist," sagt Addison, „hier unten zum bequemen und dort oben zu einem glücklichen Leben zu gelangen." Der Jesuit entkräftete die furchtbare Lehre von der Gnadenwahl, änderte die strengen Vorschriften der Konzilien und der Kirchenväter, erfand die duldsame Richtung, die nachgiebige Moral, die versöhnende Kasuistik, die leichte Frömmigkeit und gelangte durch die geschickteste Handhabung von Unterscheidungen, Beschränkungen, Erklärungen, Wahrscheinlichkeiten und des ganzen theologischen Dickichts dazu, mit seinen weichen Händen dem

Menschen die Freiheit des Vergnügens wiederzugeben. „Vergnügt Euch und seid jung, nur kommt von Zeit zu Zeit, mir Eure Angelegenheiten zu erzählen und seid im übrigen versichert, dass ich Euch viele kleine Dienste erweisen werde."

Aber um den einen Zügel zu schlaffen, musste man einen anderen anziehen. Gegen die Unordnung der halb entfesselten Instinkte hatte der Protestant einen Damm in dem Erwachen des Gewissens, in dem Aufruf an die Vernunft und in der Entwicklung geordneter und arbeitsamer Tätigkeit gefunden, der Jesuit suchte einen in der methodischen und maschinenmässigen Leitung der Phantasie. Das war seine Genietat. Er hat in der menschlichen Natur eine tiefe, unbekannte Schicht entdeckt, welche allen anderen als Stütze dient und die, einmal gebeugt, allem übrigen ihre Neigung mitteilt, so dass fortan alles auf diesem so erzeugten Abhange herabrollt. Unser innerster Grund ist weder der Verstand, noch die Vernunft, sondern es sind die Bilder. Die sichtbaren Gestalten der Dinge, einmal in unser Gehirn gebracht, ordnen, wiederholen und prägen sich dort mit unwillkürlichen Verwandtschaften und Zusammenhängen ein. Wenn wir dann später handeln, geschieht es in dem Sinne und durch den Antrieb der so erzeugten Kräfte, und unser Wille keimt ganz und gar wie eine sichtbare Pflanze aus den unsichtbaren Sämereien, welche die innere Gärung ohne unsere Hilfe hat aufspriessen lassen. Wer immer Meister jenes dunklen Kellers ist, in welchem sich dieses Werk vollzieht, ist auch Meister des Menschen. Er braucht nur die Körner zu säen und den unterirdischen Wuchs zu überwachen: die ausgereifte Pflanze wird so sein, wie er es wünscht. Man muss ihre Exercitia spiritualia lesen, um zu wissen, wie man sich ohne Poesie, ohne Philosophie, ohne irgend eine Verwendung der edlen Kräfte der Religion, eines Menschen bemächtigen kann. Sie haben ein Rezept, um

die Menschen fromm zu machen und wenden es in ihren Andachtsübungen an. Die Wirkung ist sicher.

„Der erste Punkt ist," sagen diese weisen Psychologen,* „die Örtlichkeit in der Phantasie zu erbauen, das heisst, sich einzubilden, dass man die Tempel, die Häuser und die Städte sieht, welche Christus in seinen Predigten durchschritt . . . Man muss sich durch eine Art Vision der Einbildungskraft einen körperlichen Ort vorstellen, zum Beispiel einen Tempel oder einen Berg, auf welchem wir Jesus Christus, die Jungfrau Maria und die anderen Dinge, welche in Beziehung mit der Andacht stehen, finden . . . Der zweite Punkt ist, durch ein inneres Ohr zu hören, was alle Gestalten sagen, was zum Beispiel die göttlichen Gestalten untereinander im Himmel über die Erlösung des Menschengeschlechtes, oder die Jungfrau und der Engel in einem kleinen Zimmer über das Mysterium der Menschwerdung sprechen . . . . Wenn unsere Andacht einen unkörperlichen Gegenstand, zum Beispiel die Betrachtung der Sünden, zum Vorwurf hat, könnte man den Ort derart herstellen, dass man durch die Einbildungskraft unsere Seele in diesem verweslichen Körper wie in einem Kerker gefesselt sieht, und den Menschen selber, verbannt in dieses Jammertal zwischen die wilden Tiere." Ebenso ist es auch geeignet, um die Lage des Christen recht zu empfinden, sich zwei Heere vorzustellen, den Heiland mit den Heiligen und den Engeln in einem grossen Feld neben Jerusalem und Lucifer, „Fürst der Gottlosen, in einem anderen Feld bei Babylon, auf einem Throne voller Feuer und Rauch sitzend und grauenhaft anzusehen und schrecklich von Angesicht. Darauf muss man sich diesen selben Lucifer vor Augen stellen, wie er die unzähligen Dämonen herbeiruft und sie über die ganze Welt ausschickt, um uns zu schaden, so dass keine Stadt, kein Ort und keine Menschenklasse von ihren Angriffen ver-

* Ausgabe von 1644, Seite 62, 96, 120, 106, 80, 104.

schont bleibt." Alle Umdrehungen des Rades sind gezählt. Wenn es sich um die Hölle handelt, „so ist der erste Punkt, in der Phantasie die grossen Brände der Höllen und die Seelen zu betrachten, welche in bestimmte körperliche Feuer, wie in Käfige eingeschlossen sind. Der zweite besteht darin, durch die Einbildungskraft die Klagen und das Geschluchze und Geheule zu vernehmen, das dort gegen Christus und die Heiligen ausgestossen wird. Der dritte ist, in der Phantasie den Rauch, den Schwefel und den Gestank von einer Art Schlamm, Schmutz oder Verwesung einzuatmen. Der vierte ist, ebenfalls in der Phantasie die bittersten Dinge, wie Tränen, Groll, und den Wurm des Gewissens zu schmecken. Der fünfte ist, jene Feuer zu berühren, deren Berührung die Seelen verzehrt." Jeder Zahn des Rades beisst in seine Rille: zuerst die Bilder des Gesichts, dann die des Gehörs, dann die des Geruchs, des Geschmacks und des Tastsinns. Die Wiederholung und Verstärkung des Stosses vertiefte den Eindruck. So soll man fünf Stunden täglich arbeiten. In den Zwischenzeiten der Ruhe soll man sich nicht zerstreuen, soll niemand von aussen sehen, soll es vermeiden, Glaubensbrüder des Hauses zu sprechen, und soll sich hüten, etwas zu lesen oder zu schreiben, was mit der Andacht des Tages nicht in Verbindung steht. Nachts soll man sie wiederholen. Nach gemachter Erfahrung hat diese Behandlung in vier Wochen ihre Wirkung. Nach meiner Meinung ist das viel, ich kenne viele Leute, welche bei diesen Regeln nach Verlauf von vierzehn Tagen Halluzinationen haben würden. Für einen heissen Kopf, eine Frau, ein Kind, ein erschüttertes, trübsinniges Hirn, wären nur zehn nötig. So gehämmert und vertieft ist die Prägung unzerstörbar, man mag den Strom der Leidenschaften und des weltlichen Lebens darüber hingehen lassen, in zwanzig, in dreissig Jahren, beim Herannahen des Todes, in den Zeiten der grossen Ängste,

wird man den tiefen Abdruck, über den er umsonst geflossen ist, wieder auftauchen sehen.

18. März. Santa Maria del Popolo, Santa Maria della Vittoria. Die Klöster, der Quirinal

Ich bin heute in fünf oder sechs Kirchen gewesen. Die Bauart ist oft schwülstig, gekünstelt und sogar überspannt, aber niemals platt. Zuerst war ich in Santa Maria del Popolo, sie stammt aus dem fünfzehnten Jahrhundert, wurde von Bernini modernisiert, ist aber noch ernst. — Grosse Bogen entfalten sich in langen Reihen, das grosse Schiff von dem kleinen trennend, und die Wirkung aller dieser starken Krümmen ist ernst und gross. Eine Menge Grabmale steigern den Ausdruck bis zur tragischen Ergriffenheit, die Kirche ist voll davon, zwanzig Kardinäle haben hier ihre Gräber. Ihre Statuen schlafen auf dem Stein, andere Bildnisse träumen halb liegend oder beten, oft ist nur eine Büste da und manchmal nur ein einziger Totenkopf über einer Inschrift und einem Memorial. Mehrere Gräber sind in das Pflaster eingelassen, und die Füsse der Frommen haben die Gestalten abgetreten; überall gegenwärtiger greifbarer Tod, man fühlt, dass unter den Grabfliesen Knochen liegen, die elenden Überbleibsel eines Menschen; diese kalten, unbeweglichen Marmorgestalten, welche für ewig ihre hageren Finger hebend, in dem Winkel einer Kapelle liegen, sind alles, was geblieben ist von einem heissen, bebenden Leben, das sich mit Flammen und Blitzen vor den Augen der Welt verbrannt hat, um nichts von sich übrig zu lassen, als einen kleinen Haufen Asche. Unsere Kirchen in Frankreich haben nicht diesen Grabesprunk. Vor diesem Marmorkirchhof, zwischen diesen Herrlichkeiten und diesen Drohungen, vor den Kapellen, die so glänzend wie Achat und mit gekreuzten Totenknochen geziert sind, vor den

mächtigen Heiligen-Statuen und den Kupferschädeln, welche in den Stein eingelassen, leuchten, fühlt man sich geblendet und hat Angst. Auch unsere Volkstheater verlocken mit reichen Dekorationen und tödlichen Ausgängen das Volk.

Dies Verfahren ist bei den Kapuzinern auf der Piazza Barberini noch viel sichtbarer. Als wir hinkamen, begegneten wir einem vorüberziehenden Begräbnis, hinten schritt eine Prozession weisser Mönche, mit Kerzen in der Hand, und ihre schwarzen Augen leuchteten als das einzig Lebendige aus den Kutten hervor. Eine zweite Reihe, die der Kapuziner, folgte; einige hatten graue Bärte und ganz weisse Haare, sie liessen die Kugeln ihrer Rosenkränze durch ihre Hände gleiten und sangen, ich weiss nicht, welchen düsteren Psalm. Wir sehen ähnliche in der Oper und müssen über sie lachen. Hier packt einen der Ernst des Todes bei der Gurgel.

Wir sind in das Kloster getreten, welches sehr mittelmässig ist. Der lange innere Säulengang ist mit schlechten Bildnissen von Mönchen behängt und mit erbauenden, das heisst erschreckenden Versinschriften über den Tod. Diese armen, unnützen, eltern- und freundelosen Menschen, welche fast alle im reifen Alter stehen und ihr Leben dazu benutzt haben, sich zu ertöten, sind schmerzlich anzuschaun. Auf die Wände sind Anweisungen gedruckt, welche die Gebete und Stationen der heiligen Woche, die vollkommenen Ablass verschaffen, angeben, und dann Übungen von geringerer Wirkungskraft, durch welche man zehn Jahre auf andere anwendbaren und folglich übertragbaren Ablass erwirbt. Woran kann ein gewöhnlicher Mönch hier denken, wenn nicht daran, sich Vergebung zu sichern? Es ist ein grosses Kapital, was da zu erwerben ist; wenn er Freunde, einen Neffen, einen Paten oder einen alten, toten Vater hat, kann er ihnen mit seinem Überschuss ein Geschenk machen. Seine ganze Sorge muss darin

bestehen, seine Zeit gut zu nützen, die gewinnbringendsten Kapellen zu wählen und die meisten Kniebeugungen und Gebete zu verrichten, die ihm möglich sind. Wenn er ein guter Haushälter und beharrlich ist, wird er ausser der seinen noch fünf oder sechs andere Seelen erlösen. Der grosse heilige Liguori, der angesehendste Theologe des letzten Jahrhunderts, hatte dieses Prinzip: ein eifriger Christ ist fast sicher, die Hölle zu vermeiden, aber da niemand von Sünde frei ist, muss er fast sicher sein, das Fegefeuer nicht vermeiden zu können, wenn er also klug ist, wird er sein Ablasskapital täglich vergrössern. Angenommen, er verdiene heute nur hundert Tage — und er kann das durch ein einziges Gebet — so wird er das Fegefeuer drei Monate und zehn Tage früher verlassen.

Aus Mangel an Anwärtern und aus Armut müssen die Bauern die Ersatzmänner stellen, und wenn sie einmal Mönche sind, Ablass zusammenscharren, wie ein Landmann Pfennige zusammenscharrt. Diese Beschäftigung ist ihrer Lage, ihrer Erziehung und ihrem Verstande angemessen. Ausserdem können sie ausgehen und wohnen für fünf Soldi den Begräbnissen bei. Da der Orden etwas von seinem alten, volkstümlichen Geiste bewahrt hat, besuchen sie die alten Weiber, raten Heilmittel, lehren Gebete und schenken Amulette, mehr noch, sie bieten eine Prise Schnupftabak an und geben das Rezept irgend eines Salates. — Es gibt ungefähr viertausend Mönche in Rom.*

Wir sind durch die Kirche gegangen und haben mehrere Gemälde von Guido Reni gesehen, unter anderen einen entzückenden Sankt Michael mit nackten Beinen und Stiefeln, einen liebenswürdigen, glänzenden Edelknaben mit einem Amorosokopf; daneben hängt ein heiliger Franziskus von Domenichino, der zum Gegensatz hager und

* Stato delle Anime dell' alma città di Roma, 1763 — im ganzen 6494 Geistliche.

abgezehrt ist. In einem anderen Gebäude befindet sich die Zelle eines berühmten Mönches, man hat dort einen Altar aufgestellt, und der Papst kommt hin, um die Messe zu lesen; alle diese Spuren des asketischen Mittelalters, die Kinder- und Barbarenfrömmigkeit und die Methode, den Menschen zu überspannen und zum Krüppel zu machen, sind mir unerträglich. Der Bruder, der uns führte, war fast irrsinnig — ein trauriger Idiot — er seufzte und wiederholte immer dieselben Worte mit einer zerbrochenen Stimme und verstörten Augen. „Intende poco," sagte der Bruder, welcher ihn ablöste.

Dieser führte uns in die unterirdische Kapelle; ein grausiger und entsetzlicher Haufen von Mumien! In fünf Jahren trocknet die Erde des Kirchhofes einen Körper aus, er ist dann vollständig präpariert, und man stellt ihn aus. Vier Gemächer sind mit diesen Skeletten angefüllt, und man hat sie zu einer Art Dekoration geordnet. Die Schenkelknochen, die Schulterblätter, die Oberarme und die Beckenknochen bilden Sträusse und Girlanden, eine zierliche Wandstickerei. Ein wunderlicher, überfeinerter Geschmack hat diese Ausstattung verteilt, manchmal hängt ein Schädel am Ende einer Wirbelkette von der Decke herab und bildet so eine Ampel, zwei Arme mit ihren Gelenken und den knotigen, gespreizten Händen entsprechen sich wie zwei Gegenstände auf einem Kamin. Die gehöhlten Knochen der Hüften häufen sich übereinander wie Pokalreihen auf einer Prunkanrichte. Alle Wände und die ganze Wölbung sind überzogen mit gewundenen Zeichnungen, mit hübschen und launigen Arabesken aus Armspeichen. Hier und dort in einer Ecke sträuben Brustkörbe stachlig ihre weissen Gebilde aus Schlüsselbeinen und Rippen empor. Der Boden besteht aus Reihen von Gräbern, von denen die einen voll und die anderen noch leer sind. Die kürzlich Verstorbenen tragen ihre Röcke. Der Mönch zeigte uns einen, seinen

Freund, welcher im Jahre 1858 gestorben war, er war sehr gross, aber der Kirchhof hatte ihn aufs äusserste abgezehrt, und seine gelbe Haut klebte fest auf seinen starren Armen und seinem Gesicht, dessen Fleisch fortgeschmolzen zu sein schien. Der Mönch fügte hinzu, dass zwei Brüder sehr krank seien und einer von ihnen wahrscheinlich heute nacht sterben würde und zeigte uns das schon bereitete Grab. Dieser arme Mann mit seinem grauen Bart und seinen alten schwimmenden Augen sah sehr lustig aus, während er diese Erklärung abgab, er lachte ... es ist unmöglich, die Wirkung dieser Lustigkeit an einem derartigen Ort und bei einer derartigen Gelegenheit wiederzugeben. Man bedenke, dass jeder Mönch täglich in diese Kapelle beten kommt und bedenke, durch welche körperlichen Einflüsse die derartig gehandhabte Maschine den Menschen umfangen und beugen muss!

Wir fühlten das Bedürfnis, die Luft zu wechseln und sind nach Santa Maria degli Angeli gegangen, welches ganz in der Nähe liegt. Es war die Bibliothek der Diokletiansthermen, die Römer kamen nach dem Bade dorthin, um zu plaudern und die heissen Stunden des Tages zu verbringen. Michelangelo hat daraus eine Kirche gemacht, und Vanvitelli unter Benedikt XIV. das ganze Gebäude umgebaut. Für einen Lese- oder Wandelsaal kann man sich nichts besser Verstandenes, besser Gelüftetes und Ernsteres ausdenken; man befand sich gut hier, um zu denken, und die prachtvollen, riesenhaften Säulen, welche noch aufrechtstehen, sind würdig, die edle Wölbung, die volle Rundung der ungeheuren Kuppel zu tragen. Man empfängt in Rom denselben Eindruck immer wieder, den eines schlecht auf das alte Heidentum gepflasterten Christentums.

Ein braver, ganz grauer Karthäusermönch, ein Elsässer und guter Kerl, hat uns zu der Freske des Domenichino, die sich im Chor befindet, geführt. Dieses grosse

Gemälde, welches das Martyrium des heiligen Sebastian darstellt, ist von äusserster Schönheit, aber auf Wirkung berechnet. Die offenbare Absicht besteht darin, eine Menge Haltungen zu häufen, man sieht einen Mann zu Pferde, mehrere nach vorn oder nach hinten gebeugte Henker, einen anderen, der kniet und Pfeile aussucht, ein Weib, das ganz auf einem Beine steht, als ob es laufen wolle, und ein anderes, welches fast unter den Beinen des Pferdes kniet; alle diese Gestalten sind in Gefahr, sich gegenseitig zu stossen. Darüber schweben Engel, welche eine Krone tragen, und sie scheinen zu schwimmen, so als ob sie Vergnügen daran fänden, ihre Glieder zu strecken. Die Leiber sind lebendig, es gibt Körperteile, welche an die Weise der Venezianer erinnern, ausserdem mehrere Frauen mit ausdrucksvollen Gesichtern, überall eine Art Freude und Schwung, welche in der Bewegtheit und Häufung der gebogenen Köpfe, der wogenden Faltengehänge und der schönen, leuchtenden Fleischstellen ausgebreitet ist. Die Gesamtwirkung ist die einer grossen, reichen, geübten und gelungenen Bravourmusik — diese so weltliche Malerei ist eine Begleitung der jesuitischen Restauration.

Das Karthäuserkloster, welches dahinter liegt, ist von Michelangelo entworfen worden. Ich glaube, dass es wenige so grosse und so einfache Dinge auf der Welt gibt, und vor allem die Einfachheit, welche so selten in den Bauten Roms ist, erzeugt einen einzigartigen Eindruck, den man nicht wieder vergisst. Ein ungeheurer, viereckiger, einsamer Hof öffnet sich mit einem Schlage; er ist eingefasst von weissen Säulen, welche kleine Bogen tragen. Darüber leuchtet lustig das blasse Rot der Ziegel, und nichts weiter; — auf beiden Seiten sieht man hundertunddreissig Schritte lang über den leichten Schäften, welche nicht müde werden, ihre schlanken Reihen zu wiederholen, die zierliche Krümmung der Bogen aufsteigen und abfallen.

Im Mittelpunkt sprudelt und plätschert ein Springbrunnen zwischen vier Zypressen von zwölf Fuss Umfang, sie rauschen ewig mit einem tiefen, entzückenden Murmeln und drängen einem den Vers des Theokrit auf die Lippen:

Nun rauschen und raunen Zypressen von deiner Vermählung.

Ihr Rauschen ist ein wahrer Gesang und unter ihnen singt das Wasser in seinem Steinbecken ebenso leise wie sie; man wird nicht müde, diese mächtigen, grauen Stämme zu betrachten, deren überschäumender Saft von Jahrhundert zu Jahrhundert die Rinde gesprengt hat, welche aber sofort in einem neuen Bündel Zweige aufsteigen und ihre Äste strecken und drängen und sie dicht gegen ihre Leiber gedrückt halten. Die dunkle Pyramide von starker und gesunder Farbe regt sich unaufhörlich und ragt hoch in das Licht hinauf und hebt sich scharf von dem klaren Blau des Himmels ab. Der mit Lattich, Artischocken und Erdbeeren bepflanzte Hof lacht in seinem jungen Laube, und unter den Säulengängen sieht man von Zeit zu Zeit schweigend in weissen Gewändern Karthäusermönche vorbeischreiten.

Unser braver Mönch wollte uns, um unser Vergnügen zu erhöhen, durchaus den Schatz des Klosters, das heisst die Reliquienkapelle, zeigen. Es ist eine Art Krypta, in der man kleine Wachsfackeln anzündet und das brennende Ende dicht vor die Scheiben hält. Auf den ersten Blick hin glaubt man sich in einem Museum: alle Stücke sind mit Aufschriften versehen, und es gibt welche von allen Körperteilen. Manche Skelette sind vollständig, und man sieht noch Knorpel, Hautstreifen und Sehnenenden daran. In einem Schrank über dem Altar befindet sich eine Mumie, der heilige Liber, und gegenüber ein zusammen mit seiner Mutter und seinem Vater in den Katakomben gefundenes Kind. Nichts geht in Rom verloren, hier steht die Frömmigkeit des schwärzesten Mittelalters noch ganz

lebendig vor einem, jene Frömmigkeit, welche im elften Jahrhundert herrschte, als der König Knut nach Italien kam und sich für hundert Talente Gold einen Arm des heiligen Augustin kaufte. Sie hatte mit der Einwanderung der Barbaren begonnen und dauerte bis zu Luther, von diesem Augenblicke an stellt sich mit Pius V., Paul IV. und Sixtus V. eine neue gereinigte und gelehrte Religion her, jene, welche durch die Seminare, die Disziplin und die Wiederherstellung der Kirchensatzungen den Priester geformt hat, so wie wir ihn kennen, so wie ihn der edle und gebildete Katholizismus Frankreichs im siebzehnten Jahrhundert uns gezeigt hat, das heisst, geregelt in seiner Lebensführung, von korrektem Äusseren und züchtig, überwacht und und sich selbst überwachend, eine Art seelischer Präfekt oder Unterpräfekt, ein Beamter in einer grossen, geistigen Verwaltung, welche den weltlichen Regierungen beisteht und die Ordnung in den Geistern aufrecht erhält. Der Unterschied zwischen den kriegerischen, epikureischen und heidnischen Päpsten vom Anfang des sechzehnten Jahrhunderts und den gläubigen, frommen, kirchlichen Päpsten vom Ende desselben Jahrhunderts ist ungeheuer. Hier Leo X., ein Lebemann, ein grosser Jäger und Liebhaber von rohen Spässen, umgeben von Spassmachern, und für die antiken Fabeln leidenschaftlich eingenommen, und dort Sixtus V., der alte Franziskanermönch, welcher das Septizonium des Septimus Severus zerstörte, den Obelisk vor St. Peter brachte, um ihn christlich* zu machen und Rom von allen Spuren des alten Heidentums reinigen wollte.

Wir sind nach Santa Maria della Vittoria zurückgegangen, um die heilige Therese von Bernini zu sehen. Sie ist köstlich, sie liegt liebesohnmächtig mit hängenden nackten Füssen und halbgeschlossenen Augen, sie hat sich vor

* Siehe die Inschrift, in welcher er sich dieses Sieges über die falschen Götter rühmt.

Glück und Überschwang niederfallen lassen. Ihr Gesicht ist mager, aber wie edel ist es! Das ist die wahre grosse Dame, welche in Erwartung dessen, den sie liebt, „in Feuern und in Tränen“ sich verzehrt. Bis zu den gewundenen Faltengehängen, dem Erschlaffen der ersterbenden Hände und dem Seufzer, welcher auf ihren halbgeöffneten Lippen stirbt, gibt es nichts in ihr und um sie, das nicht die wollüstigen Bängen und den göttlichen Schwung ihrer Trunkenheit ausdrückte. Man kann mit Worten eine so wonnetrunkene und so ergreifende Haltung nicht ausdrücken. Auf dem Rücken liegend, schwinden ihr die Sinne, ihr ganzes Wesen löst sich auf, der überwältigende Augenblick naht, sie stöhnt, und es ist ihr letztes Stöhnen, denn das Gefühl ist zu gross; der Engel indessen, ein junger Edelknabe von vierzehn Jahren in leichter Tunika, die Brust bis unter den Busen entblösst, tritt anmutig liebenswürdig heran; es ist der hübsche Edelknabe eines grossen Fürsten, der kommt, um das Glück einer allzuzärtlichen Vasallin zu werden. Ein halb gefälliges, halb boshaftes Lächeln höhlt Grübchen in seine frischen glänzenden Wangen, und der goldene Pfeil in seiner Hand deutet das wonnige und schreckliche Beben an, mit welchem er alle Nerven dieses berückenden, glühenden Körpers, der sich vor seinen Händen breitet, durchrütteln wird. Man hat niemals einen so verführerischen und zärtlichen Roman gemacht; dieser Bernini, der mir in Sanct Peter so lächerlich vorkam, hat hier die moderne, ganz auf den Ausdruck gegründete Bildhauerei erfunden, und um sie zu vollenden, hat er das Licht so verteilt, dass es über dieses zarte blasse Antlitz ein Leuchten giesst, welches wie das Leuchten der inneren Flamme erscheint, und man durch den verklärten, atmenden Marmor wie eine Lampe, die von Glückseligkeit und Verzückung durchflutete Seele schimmern sieht.

Der Kommentar zu einer derartigen Gruppe liegt in den zeitgenössischen, mystischen Abhandlungen, in jenem be-

rühmten Führer von Molinos, welcher zwanzigmal in zwölf Jahren neu gedruckt wurde und in dem müssigen Rom von Palast zu Palast die Seelen auf den wirren Pfaden einer neuen Geistigkeit bis zu der Liebe ohne Geliebten und von dort noch weiter führte. Während das überreizte Spanien sich in seinem Katholizismus wie eine Kerze in ihrer Flamme verzehrte und durch seine Maler und seine Dichter die fiebrige Begeisterung fortsetzte, in welcher der heilige Ignatius und die heilige Therese gebrannt hatten, atmete das sinnliche Italien, indem es die Dornen aus der Frömmigkeit riss, sie wie den Duft einer entfalteten Rose ein und passte in den schönen Heiligen Guido Renis, in den verführerischen Magdalenen Guercinos und in den anmutigen Rundungen und fröhlichen Leibern seiner letzten Meister die Religion den wollüstigen Süssigkeiten seiner Sitten und seiner Sonette an. „Es gibt sechs Stufen in der Beschaulichkeit" sagte Molinos, „das Feuer, die Salbung, die Erhebung, die Erleuchtung, das Gefühl und die Ruhe ..... Die Salbung ist eine milde geistige Flüssigkeit, welche sich durch die ganze Seele ergiesst und sie unterrichtet und stärkt ..... Das Gefühl ist das süsse Gefühl der göttlichen Gegenwart ..... die Ruhe ist eine sanfte wunderbare Ruhigkeit, in der das Übermass von Glückseligkeit und Frieden so gross, dass es der Seele ist, als befände sie sich in einem sanften Schlaf und ruhe hingegeben auf der göttlichen, liebenden Brust ..... Es gibt noch viele andere Stufen der Beschaulichkeit, wie die Verzückung, die Trunkenheit, das Zerschmelzen, das Vergehen, den Triumph, den Kuss, die Umarmung, den Überschwang, die Vereinigung, die Verwandlung, die Brautschaft und die Heirat.*"

Er lehrte alles dieses und ging bis zur praktischen Übung. In dieser verweichlichten und verdorbenen Welt, in welcher der aller grossen Interessen bare Geist nur

* Guida Spirituale 1675 liv. 2, p. 183.

mit Intrigen und Prunkzügen angefüllt war, fand der leidenschaftliche und einbildungsreiche Teil der Seele kein anderes Mittel, als das gefühlvolle und galante Gespräch. Von der irdischen Liebe ging man, wenn die Gewissensbisse eintraten, zu der himmlischen Liebe über, und nach Verlauf einer bestimmten Zeit verspürte man bei einer derartigen Lehre, dass sich vom Liebhaber bis zum Beichtvater nichts geändert hatte.

Ich habe letzthin den Adone von Marini gelesen und in diesem Gedicht, dem volkstümlichsten des Jahrhunderts, kann man besser als anderswo die grosse Wandlung der Gefühle, der Sitten und der Künste erkennen. Sie begann bereits in der Armida und dem Amyntas Tassos. Welcher Gegensatz, wenn man die tragische Leda Michelangelos betrachtet! Wie sich alles zur Anmut und Weichlichkeit gewandt hat, wie schnell man bis zur Schalheit und Ziererei heruntergestiegen ist, wie man die Cicisbeo-Sitten herannahen sieht! Dieses Gedicht aus zwanzig Gesängen scheint gemacht, von einem schönen Jüngling zu Füssen einer müssigen Dame in der Säulenhalle einer Villa aus Marmor an lauen Sommerabenden unter dem Plätschern der murmelnden Springbrunnen und den Düften der durch die Hitze des Tages erschlafften Blumen geseufzt zu werden. Sie sprechen von Liebe und in zehntausend Versen sprechen sie von nichts anderem. Die herrliche Schau der galanten Feste und allegorischen Gärten und der verlockende, unerschöpfliche Roman verliebter Abenteurer vermischt sich in ihrem Geist, wie die zu starken Düfte der unzähligen rings um sie in Sträussen und Büschen gehäuften Blumen. In dieser alles durchdringenden Wollüstigkeit badet ihr Herz. Was können sie besseres tun, was bleibt ihnen überhaupt noch zu tun? Die männliche Kraft hat sich aufgelöst, unter der kleinlichen Tyrannei, welche jeden Aufschwung zum Denken und Handeln untersagt, ist der Mensch verweiblicht, er

versteht es nicht mehr, zu wollen und denkt nur noch daran, zu geniessen. Neben den Knien einer Frau vergisst er alles übrige. Ein wogendes, schleppendes Gewand genügt seinen Träumen. Dafür hat seine verweichlichte Seele jeden edlen und männlichen Ton verloren, da er nur noch lieben will, versteht er auch nichts anderes mehr als zu lieben: er ist zugleich süsslich und grob, er ist nur noch zu unzüchtigen Schilderungen oder schalen Verhimmelungen fähig, er ist nichts anderes mehr als ein Liebesschwätzer und Frauendiener. Mit seiner Empfindung ist auch sein Wort verdorben. Er verdünnt seine Gedanken und überlädt sie mit Geziertheiten, er fliesst in Übertreibungen und in concetti über, er hat sich eine Mundart gemacht, in welcher er schwatzt. Zum Übermass ist er ein Heuchler, er setzt über seine gewagtesten Gesänge eine gelehrte Erklärung, um zu beweisen, dass seine Unzüchtigkeiten sittlich sind, und um die kirchliche Zensur, vor der er Angst hat, zu entwaffnen. Irdische Liebe, heilige Liebe, alles sinkt mit dem siebzehnten Jahrhundert auf dieselbe Stufe herab, und die öde gekünstelte Anmut verrät in Bernini wie in Marini die Erniedrigung des Menschen, der vom männlichen Leben ausgeschlossen und auf den Sinnenkult beschränkt ist.

Wir haben den Rest des Tages in den Gärten des Quirinals verbracht, welche von Urban VIII., einem Papste der Zeit, angelegt worden sind; sie liegen auf einem Hügel und stufen sich vom Gipfel bis zum Fusse des Abhanges ab. Es war uns, als wandelten wir in einer Landschaft Perelles: hohe Hecken, zu Vasen gestutzte Zypressen, von Büschen gerahmte Beete, welche Muster bilden, Säulengänge und Statuen. Der Garten hat die kalte Regelmässigkeit und schwerfällige Korrektheit des Jahrhunderts, welche sich mit der Herstellung gut gegründeter Monarchien und sittsamer Verwaltung über alle Künste Europas verbreitet hat. Die Kirche ist in dieser Epoche wie das

Königtum, eine unbestrittene Macht, welche vor den Augen ihrer Untertanen mit Würde, Ernst und Anstand auftritt.

Aber diese so aufgefassten Gärten passen besser für Italien als für uns. Die Hecken sind aus Lorbeer und Buchs, welche den Winter überdauern und im Sommer vor der Sonne schützen. Die immer grünen Eichen, welche niemals ihr Laub verlieren, werfen zu jeder Zeit dichten Schatten, und die zähen Mauern aus Gesträuchen halten den Wind ab. Die Wasser, welche auf allen Seiten aufsprudeln, beschäftigen mit ihrer Bewegung die Augen und erhalten die Frische auf den Wegen. Von den Säulengeländern aus gewahrt man die ganze Stadt, Sanct Peter und den Janiculus, dessen gewundene Linie durch den Purpur des Abends wogt. Für einen Papst und für kirchliche Würdenträger, welche alt und ernst sind und in langen Gewändern einherwandeln, bilden diese regelmässigen Wege, bildet diese ganze monumentale Dekoration gerade das, was zu ihnen passt. Im Frühjahr tut es wohl, hier unter den lauen Strahlen der Sonne vor dem grossen Kristallbogen, welchen der klare Himmel über die Alleen spannt, eine Stunde zu verbringen. Dann steigt man auf grossen Treppen oder sanften Hängen bis zu dem mittleren Becken nieder, in dem fünfzig aus den Rändern aufschiessende Springbrunnen ihr blaues Wasser vereinigen. Dicht daneben gewährt eine runde, mit Mosaiken bedeckte Halle unter ihrer Wölbung Schatten und Kühlung . . . Dieses Murmeln und Sprudeln des Wassers, diese Bildsäulen und der grosse Himmelsrand gegenüber diesem Sommersaal dienen zur Zerstreuung und ruhen den von Geschäften ermüdeten Geist aus. An einem Tage fügt man eine neue Gruppe hinzu, an einem anderen schlägt man ein Gebüsch nieder oder pflanzt ein neues: das Vergnügen zu bauen ist das einzige, was einem Fürsten und vor allem einem alten, durch die Zeremonien gelangweilten Fürsten bleibt.

20. März. Santa Maria Maggiore
San Giovanni in Laterano

Meine Freunde sagen mir, man müsse sich ganz hingeben, die Dinge an sich geniessen, nicht an ihren Ursprung denken, und die Geschichte beiseite lassen. Sehr gut, heute haben sie recht, aber das kommt, weil es schönes Wetter ist. An solchen Tagen geht man auf gut Glück durch die Strassen und blickt in das wunderbare Blau hinauf. Keine Wolke am Himmel. Die Sonne strahlt triumphierend und die blaue fleckenlose, vom morgendlichen Lichte übergossene Kuppel scheint der alten Stadt ihre Fest- und Prunktage wiederzugeben. Die Mauern und die Dächer heben sich mit ausserordentlicher Kraft von der klaren Luft ab. Bis ins Unabsehbare hinein verfolgt man den Bogen des Himmels, der von den beiden Häuserreihen eingeschlossen ist. Man geht, ohne an irgend etwas zu denken, und trifft bei jeder Wendung auf ganz neue Operndekorationen: — Ein ungeheurer, fester, auf seinen Grundmauern hoch aufragender Palast — eine abschüssige Strasse, welche sich senkt und sich fern wieder aufrichtet an einem Obelisk, der von der Sonne gestreift, seine Gestalten, wie ein Gemälde tun würde, in einem Wechsel von Licht und Schatten auftauchen lässt, — ein alter Palast mit geschleiften Ringmauern, aus welchem man ein Magazin gemacht hat und in dem rote Dragoner an eine graue Mauer gelehnt schlafen und weisse Mandelbäume neben einer Pinie blühen, die auf einem grünen Erdhaufen steht — ein Platz, über den eine breite Quelle rieselt, zur Linken prächtige für reiche Bräute geschmückte Kirchen, welche im strahlenden Blau heiter glänzen, gegenüber ein quer geführter Spazierweg, dessen Bäume zu grünen beginnen — und zuletzt eine endlose, einsame Strasse zwischen den Mauern irgend eines Klosters, irgend einer unsichtbaren Villa, auf den Rändern Schlingpflanzen, hier und dort Wappenschilde, welche das Eindringen der Veieln und Moose gespalten hat, die ganze

Strasse zweigeteilt durch den schwarzen Schatten und das blendende Licht und fern in der durchsichtigen Luft, ein monumentales Tor: Porta Pia, und dahinter sieht man das graue Land und am Himmelsrande den Schnee auf den Gipfeln der Berge.

Beim Zurückkommen sind wir jener Strasse gefolgt, welche steigt und fällt, und bis Santa Maria Maggiore von Palästen und alten Dornenhecken eingefasst ist. Auf einer breiten Anhöhe erhebt sich edel und zugleich einfach und vollkommen die Basilika, überragt von ihren Kuppeln und wenn man eingetreten ist, wird das Vergnügen noch lebhafter. Sie stammt aus dem fünften Jahrhundert und als man sie später erneuerte, hat man den allgemeinen Plan, den ganzen antiken Gedanken, beibehalten. Ein geräumiges Schiff mit wagerechter Wölbung öffnet sich, getragen von zwei Reihen weisser, ionischer Säulen. Man ist ganz entzückt über diese grosse, mit so einfachen Mitteln erreichte Wirkung. Man könnte sich fast in einem griechischen Tempel glauben: die Säulen sind, wie man sagt, aus dem Juno-Tempel genommen; jede von ihnen, nackt, geglättet und ohne jeden anderen Schmuck als die zarten Krümmen ihrer kleinen Kapitäle, ist von gesunder und entzückender Schönheit. Man fühlt darin den ganzen, gesunden Sinn und die ganze Zierde wahrer natürlicher Konstruktion: eine Reihe von Baumstämmen, welche flach gelegte Balken tragen und einen Wandelgang bilden. Alles was man seitdem gebaut hat, ist barbarisch, und zunächst sind es die beiden Kapellen von Sixtus V. und Paul V., mit ihren Malereien von Guido Reni, Arpino und Cigoli, mit ihren Skulpturen von Bernini und der Baukunst Fontanas und Flaminios. Das sind berühmte Namen, und man hat Geld verschwendet, aber, während die Antike, mit kleinen Mitteln eine grosse Wirkung erreicht, vollbringt die neue Zeit eine kleine Wirkung mit grossen Mitteln. Wenn man seine Augen erfüllt und geblendet hat mit den prunk-

vollen Rundungen der Wölbungen und Kuppeln, mit dem Glanz des vielfarbigen Marmorgesteins, mit den Friesen und den Fussblöcken aus Achat, mit den Säulen aus morgenländischem Jaspis, mit den Engeln, die an den Füssen hängen und mit den Reliefs aus Bronze und Gold, so beeilt man sich fortzukommen wie aus einem Kramladen und einer Bonbonschachtel. Es ist, als hätte dieser grosse funkelnde vergoldete, vom Vorhof bis zum Dach künstlich gearbeitete Kasten mit allen Spitzen seines Flitterkrams den zarten Schleier träumender Phantasie aufgefangen und zerrissen, das schlanke Profil der geringsten Säule ergreift einen mehr als dieses ganze Schaugepränge von Behängen und Protzereien. — Ebenso ist die mit Geländern, gekrümmten und spitzen Giebeln und auf die Steine geklebten Bildsäulen beladene Fassade, nicht mehr als die Vorderseite eines Rathauses. Einzig der Glockenturm aus dem vierzehnten Jahrhundert ist angenehm. In jener Zeit war er der eine der Türme der Stadt, das deutliche Kennzeichen, welches sie in den alten schwarzen Plänen kenntlich machte und für immer in das noch ganz bildliche Denken der reisenden Gesellen und Mönche grub. — Es gibt Spuren aus allen Zeitaltern in diesen alten Kirchen, und man erkennt darin alle Zustände des Christentumes: anfangs befangen in heidnischen Formen, dann das Mittelalter und die Renaissance durchschreitend, um sich endlich in den modernen Prunk zu vermummen und zu putzen; sogar das byzantinische Zeitalter hat seine Spur in den Mosaiken des grossen Schiffes und der Apsis zurückgelassen, in seinen blut- und lebensleeren Christus- und Jungfrauengestalten, Gespenstern mit grossen starren Augen, die reglos auf den goldnen Hintergründen und roten Wänden ruhen: Phantome einer erschöpften Kunst und einer erstorbenen Welt.

Dicht daneben liegt San Giovanni in Laterano, welches noch verdorbener ist. Die Decke ist wagerecht geblieben,

aber die antiken Säulen sind verschwunden, um bekleideten Pfeilern und Bogen Platz zu machen. Bernini hat für diese Kirche zwölf Riesenbildsäulen der Jünger gearbeitet, es sind grosse Bursche aus weissem Marmor, von denen ein jeder in einer grünen Marmornische steht und sich in grossprahlerischen Modellposen abarbeitet. Das Flattern ihrer Gewänder und ihre gewollte Gebärde scheint dem Publikum zuzurufen: „Seht, wie bedeutend wir sind". Das ist der unglückliche, weder heidnische noch christliche Geschmack des XVII. Jahrhunderts, er ist vielmehr alles beides und jeder der beiden verdirbt den anderen. Man denke sich nun noch die Deckenvergoldungen, die Blumengewinde, die Einsatzrosen der Vorhalle und die niedlichen Kapellen dazu; eine davon, die der Familie Torlonia, ist ganz neu und gleicht einem entzückenden kühlen Marmorgemach; sie ist weiss, mit Gold gestickt, hat eine hübsche, von eingesetzten Feldern unterbrochene Kuppel und birgt sehr elegante, sehr saubere, sehr gefühlsselige und sehr schale Statuen, welche Modepuppen allzu ähnlich sehen. Dicht daneben öffnet sich die geräumigere und prächtigere Kapelle Clemens XII. Hier haben wenigstens die Frauenantlitze Geist, Überlegung und Feinheit; es sind Damen des XVIII. Jahrhunderts, welche die Welt kennen und fähig sind, ihren Rang zu bewahren und nicht Poesiealbums-Bürgerinnen, welche Seele haben wollen. Aber beide Kapellen sind Gesellschaftsräume, der eine für die Faltensäume und der andere für die Krinolinen. Zum Gegensatz und zur Ergänzung zeigte man uns den grossen Altar, auf welchem sich die Köpfe Sanct Peters und Sanct Pauls befinden. „An diesem selben Altar" sagte uns ein junger Priester, „hat Sanct Peter die Messe gelesen." Im Vorübergehen bin ich einen Augenblick in die Kapelle der Santa Pudentiana eingetreten und habe die Einfassung eines Loches gesehen, in welchem die Heilige das Blut von mehr als dreitausend Märtyrern sammelte.

Neben San Giovanni in Laterano steht eine Kapelle mit drei Treppen. Eine davon stammt aus dem Palast des Pilatus, man hat sie mit Holz bekleidet, und die Frommen klettern sie auf den Knien herauf: ich habe sie stolpern, stürzen und klimmen gesehen, sie brauchen eine halbe Stunde, um auf diese Weise nach oben zu gelangen und klammern sich mit den Händen an die Stufen und Mauern, um sich besser mit der Heiligkeit des Ortes zu durchtränken. Man muss ihren Ernst und ihre grossen starren Augen sehen. Vor allem ein Bauer in blauer zerrissener Weste, gleicher Hose und groben benagelten Stiefeln, welcher ebenso unkultiviert und schwer wie sein Vieh war, polterte mit seinen Knien auf dem widerhallenden Holz umher, und wo der Marmor durchschimmerte, küsste er die Stelle und küsste sie wieder. Oben befindet sich hinter einem Gitter ein Bild zwischen Kerzen, und man küsst das Gitter unaufhörlich. Ein Zettel mit einem Gebet von ungefähr zwanzig Worten ist angeschlagen: wer auch immer dieses Gebet hersagt, erwirbt einen Ablass von hundert Tagen. Der Zettel fordert die Gläubigen auf, das Gebet auswendig zu lernen, um es so oft wie möglich hersagen zu können und so ihren Ablassvorrat zu vermehren. Man könnte meinen, in einem buddhistischen Lande zu sein: Vergoldungen für die Leute aus der Gesellschaft, Reliquien für die Leute aus dem Volk ... und in dieser Weise fasst man seit zweihundert Jahren den Kult in Italien auf.

Alle diese Gedanken schwinden, wenn man beim Eingang die mächtige Fülle des grossen, unter dem Golde seiner Wölbung ganz weiss erscheinenden Schiffes betrachtet. Die sinkende Sonne dringt durch die Fenster und fliesst in grossen Lichtströmen auf das Pflaster nieder. Die von alten Mosaiken gestreifte Apsis biegt ihre Rundungen aus Gold und Purpur zwischen den blendenden Weissen der Strahlen, welche wie geschleuderte Dolche vorbeischiessen. Man geht weiter, und mit einem Schlage sieht man von

dem Säulengang aus, den wunderbaren Platz sich breiten. Es gibt nichts ähnliches in Rom, und man kann sich keinen einfacheren, ernsteren und schöneren Anblick vorstellen: zunächst der abschüssige Platz, ungeheuer und öde, dahinter eine freie Anhöhe, auf der das Gras spriesst, dann ein langer grüner Weg, an dem sich Reihen blätterloser Bäume hinziehen, und ganz in der Ferne vor dem Himmel eine grosse Basilika, Santa Croce, mit ihrem braunen Glockenturm und ihren Ziegeldächern. Man hat keine Vorstellung von der Entfaltung eines solchen, so gut belebten Raumes und von einer so stillen und so edlen Einsamkeit. Die Landschaften, welche sie auf beiden Seiten umrahmen, veredeln sie noch. Zur Linken erhebt sich eine Häufung rötlicher, zertrümmerter Bogengänge und geschleifter Wände, es ist die alte verfallene Umfriedung der Belizarsmauer. Zur Rechten erstreckt sich die weite Campagna, in der Mitte ein lichtüberflutetes Aquädukt, und in der Ferne blaugestreifte von grossen Schatten gemarmelte und hier und dort von weissen Dörfern gefleckte Berge. Die leuchtende Luft umhüllt alle diese grossen Formen, das Blau des Himmels ist von göttlicher Sanftheit und göttlichem Strahl, die Wolken schwimmen friedlich darin wie Schwäne, und auf allen Seiten sieht man zwischen gerosteten Ziegeln, unter verfallenen Zinnen, inmitten des Teppichs der Äcker, wie Sträusse von der sinkenden Sonne beleuchtet, immergrüne Eichen, Zypressen und Pinien sich erheben.

Ich bin eine Stunde auf den Stufen des Tricliniums geblieben, es ist eine Art vereinzelter Apsis, welche den Platz begrenzt. Das Gras spriesst darauf und sprengt die Steine auseinander, Eidechsen schlüpfen aus den Löchern und sonnen sich auf dem Marmor. Kein Geräusch, von Zeit zu Zeit nur ein Karren oder ein Esel, welche das verlassene Pflaster überschreiten. Wenn es auf der Welt einen Ort gibt, der geeignet ist, müden Seelen Ruhe zu

bringen, sie unmerklich einzulullen und sie mit den sanften Fingern schwermütiger und edler Träume zu liebkosen, so ist es dieser. Der Frühling ist gekommen, junge Lichter schmiegen sich mit zartem Ton auf die Flächen der Steine, die neue Sonne leuchtet mit einer unausdrückbaren Anmut, und ihre Güte strömt durch die laue Luft. Die Knospen sprengen ihre Hüllen, und diese grossen steinernen Gebäude, welche verdrängt in einer vergessenen Ecke Roms liegen, scheinen wie Verbannte in ihrer Einsamkeit eine harmonische Heiterkeit erworben zu haben, welche ihre Fehler verhüllt und ihre Würde steigert. Auf den ersten Blick hin ist die Fassade unangenehm. Ihre in der Mitte durchschnittenen Bogen, welche wie zu hohe Stockwerke erscheinen, aus denen man zwei gemacht hat, ihre gedrängten Säulen, ihr mit Heiligen beladenes Säulengeländer, welche sich bewegen und recken wie Schauspieler bei einem Aktschluss, kurz, die ganze Ausschmükkung erscheint hochtrabend, aber nach einer Stunde haben sich die Augen daran gewöhnt, man lässt sich von den Eindrücken des Wohlseins und der Schönheit, welche aus allen Dingen fliessen, willig gefangen nehmen, man findet die Kirche reich und fest, man denkt an die priesterlichen Aufzüge, welche sich an bestimmten Tagen unter ihrer Wölbung entfalteten, und man vergleicht sie mit einem Triumphbogen, welcher errichtet wurde, um würdig den geistigen Cäsar, den Nachfolger der römischen Cäsaren, zu empfangen.

Die Strassen, San Andrea della Valle, Santa Maria in Trastevere

Es gibt dreihundertundvierzig Kirchen in Rom, Du wirst nicht von mir verlangen, dass ich sie alle besuche.

Am besten ist es, glaube ich, wenn man gerade Lust hat, die Kirche zu betreten, an der man von ungefähr

vorbeikommt — Santa Maria sopra Minerva — um einen Gesang zu hören, der durch die Einsamkeit der Schiffe rollt und eine breite Lichtwoge zu sehen, die durch veilchenfarbene Scheiben dringt — Santa Trinita de Monti, um die sehr zerstörte Kreuzabnahme von Daniele da Volterra zu betrachten und vor allem, um im Vorübergehen einen Blick auf die Höfe des Nonnenklosters zu werfen, welches über dem Lärm der Piazza di Spagna einer stummen gemauerten und verschlossenen Festung gleicht. — Man geht fort mit einer Menge von halben Gedanken oder Anfängen von Gedanken, welche sich dumpf von selbst verwickeln und entwickeln. Dieses ganze kleine innere Volk arbeitet wie eine Brut spinnender Seidenraupen: das unaufhörlich sich vergrössernde Gewebe vervollständigt sich schliesslich, ohne dass man es will, und nimmt zwischen ihre Maschen die laufenden Ereignisse auf, die gewöhnlichen Begegnungen, irgend eine Einzelheit, welche anfangs unbeachtet erschien und jetzt an Interesse gewinnt. Und von nun an vereinigen sich diese Gegenstände, verknüpfen sich und bilden ein Ganzes, es gibt nichts, was nicht seinen Platz fände, heute zum Beispiel unter diesem breiten Streifen Blau und reichen wie ein Zeltdach seidig über die Strassen gespannten Lichtes der alte graue Schmutz, der mit seinen ehrwürdigen Flecken die Vorderseiten der Häuser sprenkelt, — die bestossenen Ecksteine und die verrosteten Gitter, an denen ganze Spinnengeschlechter die väterlichen Netze erben, — die langen schwarzen Gänge, in denen einzig der Wind den Staub aufrührt — die abgegriffenen Türklopfer, welche die Eisenplatten, auf die sie niederfallen, endlich durchstossen haben — die Braten, welche in schwarzem Fett am Fuss einer versinterten Säule brodeln — die Eseltreiber, die sich mit ihren holzbeladenen Tieren auf der Piazza Barberini versammeln — und vor allem die Landleute in blauen Leinwandkitteln und grossen Ledergamaschen, welche sich

schweigend vor dem Pantheon drängen, gleich wilden, von dem Anblick der Stadt leise beängstigten Tieren. Sie sehen nicht einfältig aus wie unsere Bauern, sondern sie ähneln vielmehr in der Falle gefangenen Wölfen und Dachsen. Viele von ihnen haben regelmässige und starke Köpfe; sie fallen zwischen denen der französischen Soldaten, welche fein und niedlich sind, sofort auf. — Einer dieser Bauern sah mit seinen langen, schwarzen Haaren und seinem edlen, blassen Gesicht wie der Suonatore Raffaels aus, und seine mit Lederriemen an den Füssen befestigten Sandalen waren dieselben wie an den antiken Bildsäulen. Er hatte mit einer Pfauenfeder seinen alten, grauen, verbolzten Hut geschmückt und lehnte sich mit der Miene eines Kaisers gegen einen Schmutzhaufen. An den Frauen, welche sich in den Fenstern zeigen und hinunterschauen, unterscheidet man zunächst zwei Typen. Der eine ist der energische Kopf mit viereckigem Kinn, fest auf den Hals gesetztem Gesicht, schwarzen, glühenden Augen und starrem Blick; die Nase springt vor, die Stirn ist gewölbt, der Hals kurz und die Schultern breit. Der andere ist der niedliche, schmelzende Gemmenkopf; die feingezeichneten Umrisse der Augen und die geistreichen und klar geprägten Züge neigen zu gekünsteltem und süsslichem Ausdruck.

Die Lotteriebureaux sind voll, und man liest die an die Scheiben geklebten Nummern. Das ist die grosse Sorge dieser Leute: sie berechnen Amben und Ternen, sie träumen Nummern, suchen Hinweise für die Zahlen in ihrem Alter und in dem Datum des Monats und streiten über die Stellung der Zahlen; sie haben Vorahnungen und verrichten tägliche Andachten vor den Heiligen und der Madonna; das einbildungsreiche Gehirn arbeitet sich ab, füllt sich mit Träumen, strömt mit einem Schlage auf seiten der Furcht oder der Hoffnung über und plötzlich liegen sie auf den Knien, und dieser Anfall von Angst oder Hoffen ist ihre Religion.

Diese Art zu fühlen, ist alt. — Wir betraten San Andrea della Valle, um die Malereien Lanfrancos und vor allem die vier Evangelisten von Domenichino zu sehen. Sie sind sehr schön, aber vollkommen heidnisch und sprechen nur zu der malerischen Phantasie. Sankt Andreas ist ein alter Herkules. Rings um die Evangelisten breiten sich prachtvolle allegorische Frauengestalten; die eine, Brust und Beine nackt, erhebt ihre blossen Arme zum Himmel, die andere, welche einen Helm trägt, beugt sich mit hochmütigstem Dünkel nach vorn. Neben Sankt Markus spielen mutwillige Kinder auf dem ungeheuren Löwen, und unten, zwischen den grossen aufgehobenen Faltengehängen, sieht man in der Verkürzung die nackten Hüften der Engel. Selbstverständlich suchte der Beschauer hier nur kühne Gebärden und kraftvolle Körper, welche fähig waren, das Mitgefühl eines gebärdenreichen Athleten zu erwecken. Er wurde dadurch nicht verletzt, sondern im Gegenteil, sein Heiliger musste ihm so stolz und so stark wie nur möglich dargestellt werden: denn er stellte sich ihn so vor. Wenn man jenseits des Meeres jemanden zum König hätte, den man niemals gesehen, der aber durch irgend welche wunderbaren Mittel einen nach seinem Belieben töten oder reich machen könnte, so würde man ihn sich ähnlich vorstellen.

Über Santa Maria in Trastevere und die anderen Kirchen habe ich Dir nicht viel zu sagen, die schon empfangenen Eindrücke wiederholen sich darin. Eine doppelte, einem antiken Tempel entlehnte Säulenreihe, eine flache, mit Verzierungen und Goldgesimsen beladene Decke, eine zu hoch gehängte, durch diese Häufung von Vergoldungen erdrückte Himmelfahrt Guido Renis, eine runde Apsis, an der sich alte, starre Gestalten von einem Goldgrund abheben und Bildsäulen von Verstorbenen, welche ernst daliegen und für immer auf ihrem Grabe schlafen, das ist die heilige Marie in Trastevere. Jede Kirche hat aber

dennoch ihren eigenen Charakter oder irgend ein auffallendes Stück. — In San Pietro in Montorio ist es eine Geisselung von Sebastian del Piombo. Die bildhauerischen Haltungen, die kraftvollen Leiber, die gewundenen und gespannten Muskeln des Gemarterten und der Henker erinnern daran, dass Michelangelo der Ratgeber des Malers und oft sein Meister war. — In San Clemente ist es eine verschüttete Kirche, welche man kürzlich ausgegraben hat, und in der man bei dem Licht einer Fackel zwischen antiken Säulen Malereien sieht, welche für die ältesten in Rom gelten. Es sind starre jämmerliche byzantinische Gestalten . . . eine Jungfrau, deren Busen herabhängt wie der eines Milchtieres. — In San Francesco a Ripa ist es eine innere Ausschmückung von Vergoldungen und Marmorsteinen, die prunkvollste und übertriebenste, welche man sehen kann, und die im letzten Jahrhundert von den Handwerksgilden, Schuhflickern, Fruchthändlern und Müllern, gefertigt wurde. Jedes Stück trägt den Namen der Gilde, die es geliefert hat. So gibt es fast in jeder Strasse ein merkwürdiges Geschichtsfragment. Und nicht weniger auffällig ist der Gegensatz zwischen der Kirche und ihrer Umgebung. Beim Ausgang von San Francesco a Ripa hält man sich die Nase zu, so stark ist der Stockfisch-Geruch; der gelbe Tiber fliesst zwischen Schmutzhaufen an grossen fahlen Gebäuden und stillen toten Strassen vorbei. — Beim Zurückkommen von San Pietro in Montorio bin ich in ein unbeschreibliches Stadtviertel geraten. Grauenhafte stinkende Strassen und Gassen, steile, von elenden Hütten bedeckte Abhänge, schmierige, von menschlichen Kellerasseln bevölkerte Gänge, alte gelbe oder bleifarbene Weiber, welche ihre Hexenaugen auf den Vorübergehenden heften, Kinder, die in der Art der Hunde in grösster Gewissensruhe niederkauern und ihnen ohne Scham auf dem Pflaster nachahmen, verwitterte, in Lumpen gekleidete Schnapphähne, die, gegen die Wände gelehnt, rauchen, und ein schmutziges wimmeln-

des Durcheinander, welches sich vor den Bratbuden drängt. Die Rinnsteine rieseln über Küchenabfälle durch die ganze Strasse und streifen mit ihrem schwarzen Schlamm das holprige Pflaster. Unten ist die Brücke San Sisto, der Tiber hat keinen Uferdamm und die schmutzsinternden Hundelöcher tauchen mit ihren verfallenen Treppen wie eben so viele erdfarbene, durch Morast gezogene Wischlappen bis in das Wasser hinab. — Vergoldungen und Schmutzlöcher, Sitten und Gesichter, Regierung und Glaube, Gegenwart und Vergangenheit, alles das stützt sich gegenseitig, und nach Verlauf eines Augenblicks empfindet man ihre Zusammengehörigkeit.

DIE GESELLSCHAFT

22. März. Das Bürgertum

Ich habe Dir ungefähr alles beschrieben, was ich selbst beobachten konnte: das Äussere; was das Innere anbetrifft, so will ich die Sitten und Charaktere schildern. Du begreifst wohl, dass ich nach Verlauf eines Monats nicht viel auf meinem eigenen Boden Gewachsenes sagen kann, aber ich habe Freunde aus verschiedenen Klassen, welche verschiedene Meinungen haben und welche alle sehr gefällig und zum Teil sehr vernünftig sind. Hier hast Du den Abriss von fünfzig oder sechzig gründlich und ohne Rückhalt geführten Gesprächen und Erörterungen.

Es gibt sehr wenige Künstler in dieser mit Kunstwerken bevölkerten Stadt. Vor dreissig Jahren hatte man Herrn Camuccini und kalte Nachahmer Davids. Heute neigt man zur niedlichen Fadheit, die Bildhauer geben dem Marmor eine vollkommene Glätte, um den Protzen jenseits der Berge zu gefallen; darin liegt ihre Stärke, und sie gehen kaum darüber hinaus. Die meisten sind Arbeiter, welche Kopien verfertigen. Das grosse Publikum ist eben so tief gesunken. Die Römer empfinden ihre Meisterwerke nur durch die Bewunderung der Fremden. Das kommt

daher, weil die wahre Kultur ihnen verboten ist. Es ist unmöglich, ohne einen Pass vom Papste zu reisen, und dieser Pass wird oft verweigert. Ein Künstler, den man mir nennt, hat es nicht erreichen können, nach Paris zu gehen. — „Geht hin, wenn Ihr wollt, aber Ihr werdet Italien nicht wieder betreten können." Man fürchtet, sie könnten mit freisinnigen Gedanken zurückkommen.

Die Ärzte sind nach Aussage der Fremden Klistierverordner und die Advokaten Rechtsverdreher. Alle sind in ihre Spezialität gesperrt. Die Polizei, die einen tun lässt, was man will, leidet nicht, dass man sich mit irgend einer Wissenschaft beschäftigt, welche der Religion oder der Politik benachbart ist; ein Mann, welcher studiert und viel liest, wird überwacht, selbst wenn er es zu Hause und bei verschlossenen Türen tut. Man plagt ihn, man überfällt ihn mit Haussuchungen, um verbotene Bücher zu finden, und klagt ihn an, obszöne Stiche in seinem Besitz zu haben. Er ist dem precetto, das heisst der Verpflichtung unterworfen, mit dem Ave Maria in sein Haus zu gehen und es nach Sonnenuntergang nicht mehr zu verlassen; wenn er dagegen einmal fehlt, sperrt man ihn ein; ein fremder Gesandter nennt mir einen seiner Freunde, dem dies widerfahren ist. — Man führt in Rom einen Astronomen und einen oder zwei Altertumsforscher an, aber im allgemeinen werden die Gelehrten hier verachtet oder beunruhigt. Wenn jemand gelehrt ist, so verbirgt er es, oder bittet um Entschuldigung für seine Wissenschaft und stellt sie als eine Art krankhafter Narrheit dar. Die Unwissenheit ist gern gesehen, sie macht fügsam.

Was die Professoren, die ersten, die an der Universität, anbetrifft, so haben sie drei- oder vierhundert Taler jährlich und geben fünf Stunden in der Woche: das zeugt von der hohen Achtung, die man für die Wissenschaft hegt. Um zu leben, werden die einen Ärzte und Bau-

meister, die anderen Beamte und Bibliothekare. Einige, welche Geistliche geworden sind, gewinnen Geld aus ihren Messen, und alle leben mehr als mässig. Ich habe im Verzeichnis siebenundvierzig Lehrstühle gezählt, an der Universität sind fünfhundert Studenten, das ergibt zehn für jeden Lehrstuhl. Der Papst hat kürzlich ein geologisches Kolleg gestattet, welches vier Zuhörer hat; Vorlesungen über weltliche Geschichte gibt es überhaupt nicht. Dagegen sind die theologischen Kollegs sehr zahlreich. Das verrät den Geist der Verfassung, die Wissenschaften des Mittelalters blühen darin, die modernen dagegen werden nicht hereingelassen. Es gibt nur zwei öffentliche Schulen in Rom, das römische Seminar, welches der Leitung des Kardinalvikars untersteht und Priester heranbildet und das römische Gymnasium, welches in den Händen der Jesuiten ist; man lernt dort nur Latein und Griechisch. Kein Italienisch, kein Französisch, keine lebende Sprache und keine Geschichte, ausser der römischen Geschichte bis zu Konstantin! Was gelehrt wird, ist so wenig, dass ein Schüler, wenn er in die Ordensgesellschaft eintreten will, sei er auch der erste von allen gewesen, seine Studien von vorne anfangen muss. Die medizinische Fakultät hat keine geburtshilfliche Klinik, anstatt jeder anderen Belehrung findet man Tafeln an den Wänden, welche die Organe darstellen, und diese Tafeln sind mit einem Vorhang verdeckt. Ein durch seine Unwissenheit berühmter Dummkopf ist durch eine Weiberintrige berufen worden. Alles übrige ist dementsprechend. „Die Professoren," sagte mir ein deutscher Arzt, „sind Dorfbarbiere, nur wenige haben eine oder zwei Wochen in Paris verbracht und führen in den Krankenhäusern Verfahren aus, welche um ein Jahrhundert zurück sind. In dem Spital für Hautkrankheiten macht man den Grindigen Einschnitte in den Kopf, wenn dann die Wunde vernarbt ist, stellt man sie in eine Reihe und fährt ihnen

mit einem in eine bestimmte Mixtur getauchten Pinsel über die Köpfe. Ein und derselbe Pinsel wird, und vielleicht schon seit Jahren, für alle benützt. Aus all dem kann man ein Urteil über die Würde und Wichtigkeit der freien Berufe gewinnen.

Gibt es hier irgend eine moralische Triebfeder? Die meisten meiner Freunde antworten mit Nein. Die Regierung hat den Menschen verdorben, die Leute sind ausserordentlich klug, anschlägig und schlau, aber auch nicht weniger selbstsüchtig; niemand oder fast niemand würde sein Leben oder sein Geld für Italien in Gefahr bringen. Sie würden recht laut schreien und andere sich an die Spitze stellen lassen, aber sie selber würden auch nicht das kleinste Opfer bringen. Sie finden, dass es dumm sei, sich aufzuopfern und lächeln fein, wenn sie einen Franzosen sehen, der sich begeistert, und bei dem Worte „Vaterland" oder „Ruhm" bereit ist, sich die Knochen zerschlagen zu lassen. Sie vertrauen sich niemandem an, sie gewöhnen sich an einen und sind unendlich höflich und geduldig, und nicht das leiseste Lächeln entschlüpft ihnen über die Barbarismen und grotesken Fehler der Aussprache, welche ein Fremder immer begeht. Sie bleiben Herren ihrer selbst, wollen sich nicht blossstellen, denken nur daran, ihr Schäfchen ins trockne zu führen, zu gewinnen und andere und sich gegenseitig zu täuschen. Was wir Feingefühl nennen, ist ihnen unbekannt; mancher berühmte Altertumsforscher nimmt ganz ruhig von den Kaufleuten für jedes Stück, das er ihnen zu verkaufen geholfen hat, einen Gewinnanteil an, und zwischen den reichsten und adligsten Personen gibt es eine grosse Anzahl Wucherer.

Jeder hat hier seinen Beschützer, es ist unmöglich, anders zu bestehen: man braucht einen, um die geringste Sache zu erhalten, um sich Recht zu verschaffen, seine Einkünfte abzuheben oder seinen Besitz zu wahren. Überall herrscht

Günstlingswirtschaft. Man habe in seinem Dienst oder in seiner Familie eine hübsche, gefällige Frau, und man wird aus der allerbösesten Angelegenheit weiss wie Schnee hervorgehen. Einer meiner Freunde vergleicht dieses Land mit dem Orient, in welchem er gereist hat, nur mit dem Unterschiede, dass es hier nicht die Kraft, sondern die Geschicklichkeit ist, was die Dinge leitet. Der gewandte und gut gestützte Mann kann alles erlangen. Das Leben ist eine Liga und ein Kampf, aber unter der Erde. Unter einer Regierung von Priestern empfindet man Entsetzen vor dem offenen Ausbruch: Nur keine rohe Kraftanwendung: man legt sich auf kunstvollste Weise Minen und Gegenminen und zehn Jahre im voraus bereitete Fussangeln.

Da Unternehmungslust und Regheit schädlich und ungern gesehen sind, steht die Faulheit in Ehren. Eine Menge Leute leben in Rom, man weiss nicht wie, ohne Einkünfte und ohne Beruf. Andere verdienen zehn Taler im Monat und geben dreissig aus. Ausser ihrer sichtbaren Stellung haben sie noch allerlei Arten von Einnahmen und Hilfsquellen. Zunächst gibt die Regierung zwei oder dreihunderttausend Taler Almosen, und jeder Prinz oder Adlige glaubt durch Rang und Überlieferung zur Wohltätigkeit verpflichtet zu sein: mancher gibt sechstausend Taler jährlich. Man bedenke auch, dass es überall buona mancia gibt. Gewisse Leute geben täglich fünfzehn Bittschriften ab, und von diesen fünfzehn haben eine oder zwei Erfolg. Der Bittsteller kann zu Abend essen und freut sich des entdeckten Handwerks, und dieses Handwerk hat seine Angestellten: man sieht öffentliche Schreiber unter freiem Himmel, den Hut auf dem Kopf, einen Regenschirm an der Seite, ihre Papiere mit kleinen Steinen beschwert, dasitzen und Bittschriften aufsetzen. In diesem allgemeinen Elend steht man sich schliesslich gegenseitig bei, ein Bettler ist nicht ein gesunkener Mensch, und ein Zuchthäusler ist

es ebensowenig, sie sind ehrenhaft und ebenso ehrenhaft wie die anderen Menschen, nur ein Unglück ist ihnen widerfahren: auf diese Überlegung hin gibt auch der Ärmste einen Bajokko. Auf diese Weise wird die Faulheit unterstützt. Im Gebirge nach Frascati zu traf ich auf jeder Weide einen Mann und ein Kind, um die Tür der Umfriedung zu öffnen. Vor den Kirchen eilt ein armer Teufel herbei, um vor einem den ledernen Vorhang beiseite zu schieben. Sie heimsen auf diese Weise fünf bis sechs Soldi ein, und davon leben sie.

Ich kenne einen Kustos, welcher sechs Taler im Monat verdient, ausserdem bessert er von Zeit zu Zeit alte Röcke für drei oder vier Bajokkos aus. Die Familie stirbt vor Hunger und borgt manchmal zwei Paolos (zwanzig Soldi) von einem Nachbar, um das Ende der Woche zu überstehen, nichtsdestoweniger gehen der Sohn und die Tochter Sonntags sehr gut gekleidet spazieren. Die Tochter ist vernünftig, weil sie noch nicht verheiratet ist, ist ein Gatte erst einmal gefangen, so wird das anders: man findet es ganz natürlich, wenn sie dann für ihre Kleidung sorgt und ihrem Manne hilft. Viele Haushalte leben auf diese Weise von der Schönheit der Frau: der Mann schliesst die Augen, und manchmal öffnet er sie auch, und in diesem Falle geschieht es, um seine Taschen besser zu füllen. Die Scham hindert sie nicht: es ist soviel Armut in dem mezzo ceto, und wenn die Kinder kommen, ist der Mann so sehr zu beklagen, dass er einen reichen Beschützer duldet, ohne Widerstand zu leisten. „Meine Frau will Kleider, mag sie sich Kleider verdienen." Anderenteils ist die allgemeine Wirkung der Regierung niederdrückend. Der Mensch wird zu Niedrigkeiten gezwungen, er ist gewohnt, zu fürchten, die Hand der Geistlichen zu küssen und sich zu erniedrigen. Von Geschlecht zu Geschlecht ist Stolz, Stärke und männliche Widerstandskraft ausgejätet worden wie Unkraut; der, welcher sie in sich birgt, wird

zu Boden geworfen, durchspürt und schliesslich dieses guten Samens beraubt. Ein Typus dieses geistigen Zustandes ist der Cassandrino aus den alten Marionettenspielen. Es ist ein niedergedrückter, verweichlichter Bürger, in dem die innere Triebkraft zerbrochen ist, welcher die Partei ergriffen hat, über alles und sogar über sich selbst zu lachen und sich, wenn er von Räubern gefangen wird, ruhig ausplündern lässt, indem er scherzt und ihnen sagt: „O, ihr seid Jäger". Bitterer Scherz, gewollte Possenreisserei, welche hilft die Übel des Lebens zu ertragen, dieser Charakter ist häufig. Der sich bescheidende, erniedrigte Ehemann duldet das Glück seiner Frau; wenn er dann seinen Teil erhalten hat, geht er spazieren, geht ins Kaffeehaus, schaut nach dem Wetter und bereitet sich das Vergnügen, in den Strassen das neue Tuch seines Überrockes zur Schau zu stellen. Ein Römer, eine Römerin behängen sich mit allem Geld, das sie verdienen, oder das man ihnen schenkt; sie nähren sich unzureichend und schlecht, essen Nudeln, Käse, Kohl und Fenchel, im Winter haben sie kein Feuer und ihre Möbel sind elend ... alles ist nur für den Schein. Man sieht in den Strassen, auf dem Pincio, eine Menge Frauen in prachtvollen Samtmänteln und schöne, junge, frischgekämmte Leute in neuen Handschuhen: die oberste Schale ist prunkend, strahlend, frisch, aber man dringe nicht bis zu der Wäsche vor.

Neben der Faulheit blüht die Unwissenheit wie eine Distel neben einer Nessel. Einer unserer Freunde hat einige Zeit in der Umgegend des Sees Nemi gelebt, am Nachmittag war es unmöglich, einen Brief zu erhalten: der Arzt, der Pfarrer und der Apotheker wählten diese Stunde zu ihrem Spaziergang und nur sie im Dorfe konnten lesen. Ungefähr ebenso ist es in Rom. Man nennt mir eine adlige Familie, welche in zwei Zimmern lebt und fünf vermietet, darin besteht ihr ganzes Einkommen; von vier Mädchen ist ein einziges fähig eine Zeile zu schreiben,

man nennt sie die Gelehrte (la dotta). Der Vater und die Söhne gehen ins Kaffeehaus, trinken ein recht klares Glas Wasser und lesen die Zeitung, das ist ihr Leben. Ein junger Mensch hat keine Zukunft, er ist glücklich, wenn er in der Datarie oder wo anders eine Stellung von sechs Talern monatlich erhält; kein Handel, kein Gewerbe, kein Heer! Viele werden Mönche oder Priester und leben von ihren Messen; ausserhalb des Landes wagen sie das Glück nicht zu suchen, denn die Polizei schiebt hinter alle, die fortgehen, den Riegel vor.

Im Innern sind die Häuser Schmutzlöcher. Die Damen, von denen ich oben sprach, tragen bis vier Uhr nachmittags abgenutzte Hauskleider, in denen sie aussehen wie Spülmägde. Ich kenne einen Haushalt, in dem ich die Frauen lange für Aufwärterinnen gehalten hatte; ich fand sie Stiefel reinigend, und sonst nichts als Unordnung, schmutzige Wäsche und zerbrochene Teller auf dem Tisch und auf dem Boden; der ganze Kinderschwarm ass in der Küche. Eines Sonntags sah ich sie im Hut, sie machten den Eindruck von Damen, und ich hörte, dass ihr Bruder Advokat sei, dieser Bruder erschien: er hatte das Äussere eines Gentleman.

Ich frage oft, womit alle diese jungen Leute ihre Zeit verbringen? — Mit nichts; die grosse Angelegenheit dieses Landes besteht darin, so wenig wie möglich zu arbeiten. Man kann einen jungen Römer mit einem Menschen vergleichen, der seine Siesta hält, er ist träge, hasst die Anstrengung und würde sehr ärgerlich sein, wenn er gestört und gezwungen würde, irgend etwas zu unternehmen, was es auch immer sei. Wenn er sein Bureau verlassen hat, zieht er sich so gut an, wie er nur irgend kann und geht hinaus, um unter einem bestimmten Fenster auf und ab zu gehen und das dauert nachmittagelang. Von Zeit zu Zeit hebt die Frau oder das junge Mädchen eine Ecke des Vorhanges in die Höhe, um ihm zu zeigen, dass sie ihn dort

weiss. Sie denken an nichts anderes, und das ist nicht erstaunlich, denn die Siesta macht zur Liebe empfänglich. Sie gehen unaufhörlich auf dem Korso spazieren, folgen den Frauen, wissen ihren Namen, ihren Rufnamen, ihren Liebhaber und ihren ganzen vergangenen und gegenwärtigen Roman; auf diese Weise leben sie, den Kopf angefüllt mit Klatsch. Übrigens schärft sich der Geist bei diesem Handwerk und wird scharfsinnig. Unter sich sind sie höflich, lächeln und machen Redensarten, immer aber sind sie versteckt, auf ihrer Hut und damit beschäftigt, sich gegenseitig zu verdrängen und sich schlechte Streiche zu spielen.

In der mittleren Klasse gibt es Abendgesellschaften, aber sie sind sonderbar. Die Liebhaber beobachten sich von einem Ende des Zimmers bis zum anderen, unmöglich, mit einem jungen Mädchen zu sprechen, ihr Liebhaber hat es ihr verboten. Man trinkt Wasser ohne Zucker, jeder beschäftigt sich damit, seinen Gedanken nachzuhängen oder die anderen zu beobachten, von Zeit zu Zeit unterbricht man dieses stumme Denken, um ein Musikstück anzuhören. In dem ganz kleinen Bürgertum bietet man gar nichts an, nicht einmal ein Glas Wasser. Es gibt ein Klavier, meistenteils singt jemand. Im Winter kein Feuer, die Damen bilden einen Kreis und behalten ihre Muffen, die Begünstigsten erhalten einen Kohlenbecken tür die Hände. Das erscheint ausreichend, man macht hier keine Umstände.

Man hält die jungen Mädchen eingeschlossen, folglich versuchen sie auszubrechen. Kürzlich ist eine, so erzählt man wenigstens, entschlüpft, um zu einem Stelldichein zu gehen, hat sich dabei erkältet und ist gestorben. Ihre Freunde haben eine Art Kundgebung veranstaltet und sind versammelt hingekommen, um die Leiche zu küssen. In ihren Augen war das Mädchen eine Märtyrerin, welche um des Ideales willen starb. Ihr Leben besteht darin, sich ganz leise zuzuraunen, dass sie einen Liebhaber haben, und einem jungen Manne zuzuhören, welcher an sie denkt,

ihnen den Hof macht, an ihren Fenstern vorbeigeht und so weiter. Das beschäftigt ihre Phantasie und ersetzt ihnen einen geschriebenen Roman: sie machen einen, ansatt einen zu lesen. In dieser Weise haben sie oft fünf oder sechs Leidenschaften vor ihrer Heirat gehabt. Für das, was Tugend ist, haben sie eine besondere Taktik: sie besteht darin, die Aussenwerke zu übergeben, die Festung zu halten und gewandt, unaufhörlich und entschlossen nach dem Ehemann zu jagen.

Diese Galanterie ist nicht etwa sehr züchtig, sondern im Gegenteil, sie ist seltsam kindlich oder seltsam roh; dieselben jungen Leute, welche achtzehn Monate lang an ein und demselben Fenster vorbeigehen, und sich von Träumen nähren, überschütten mit rabelaisischen Worten eine Frau, welche allein auf der Strasse geht; selbst für die Frau, welche sie lieben, haben sie doppelsinnige Worte und unzüchtige Artigkeiten bereit. Einer meiner Freunde befand sich eines Tages auf einem Ausfluge mit einem jungen Mann und einer jungen Frau, die sehr verliebt in einander schienen, in jedem Augenblick vergassen sie, dass sie nicht allein waren. Er sagte zu seinem Nachbar: „Das sind zweifellos junge Eheleute, aber sie glauben in ihrem Zimmer zu sein." Der Nachbar antwortete nicht und schien verwirrt zu sein: er war der Ehemann. — Unser Freund meint, dass die grosse italienische von Stendhal so gepriesene Leidenschaft, die beharrliche Anbetung, der unumschränkte Kult, die Liebe, welche fähig ist, sich selber zu begnügen und ein ganzes Leben lang zu dauern, hier eben so selten wie in Frankreich sei. Zum allermindesten fehlt die Zartheit darin, einige Frauen verlieben sich, aber ins Äussere, was sie bewundern, ist ein schöner, gesunder und gut gekleideter junger Mann, der weisse Wäsche und eine goldene Uhrkette hat. Es gibt nichts Weiches und Weibliches in ihrem Charakter, sie würden bei gefährlichen Gelegenheiten, wo es darauf ankäme, Kraft

zu entfalten, gute Kameraden sein, aber in gewöhnlichen Umständen sind sie tyrannisch und was das Glück anbetrifft, sehr positiv. Die, welche in dieser Angelegenheit Erfahrung haben, behaupten, dass man in Sklaverei gerät, sobald man der Liebhaber einer Römerin wird. Sie fordert unendliche Aufmerksamkeit und belegt die ganze Zeit, die man hat, mit Beschlag: man muss immer auf dem Posten sein, seinen Arm anbieten, Blumensträusse bringen, Flitterkram schenken und immer aufmerksam oder in Verzückung sein; sobald dies nicht so ist, schliesst sie, dass man eine andere Geliebte habe, führt einen im Augenblick zur Pflicht zurück und fordert auf der Stelle sprechende Beweise. Da in diesem Lande die Zeit eines Mannes weder von der Politik, noch von dem Gewerbe, noch von der Literatur, noch von der Wissenschaft in Anspruch genommen wird, so ist sie eine Ware ohne Käufer. Nach dem ökonomischen Gesetz von Angebot und Nachfrage verringert sich ihr Wert und wird sogar gleich Null, und zu diesem Preise kann eine Frau sie für Kniebeugungen und Redensarten verwenden.

Sie haben sich an dieses Leben, welches uns so beschränkt und fast tot erscheint, gewöhnt. Aus Mangel an Büchern und Reisen stellen sie niemals Vergleiche an oder machen Rückschlüsse auf sich selbst, die Dinge sind immer so gewesen und werden immer so bleiben: wenn diese Notwendigkeit einmal angenommen ist, erscheint sie nicht seltsamer als die Malaria. Anderenteils vereinigen sich viele Umstände, um sie erträglich zu machen. Man lebt hier sehr billig: ein Haushalt mit zwei Kindern und einem Dienstmädchen kostet 2500 Franken, 3000 Franken sind ebenso viel wie 6000 in Paris. Man kann in der Mütze und in einem abgenutzten Rock ausgehen. Niemand achtet auf andere, jeder denkt nur daran, sich Vergnügen zu verschaffen; leichtsinnige Streiche werden geduldet, man habe seinen Beichtzettel, fliehe die Freisinnigen, erweise sich

folgsam und sorglos, und man wird die Regierung geduldig nachgiebig und von väterlicher Gelindigkeit finden. Und endlich sind die Menschen hier in Dingen des Glückes nicht anspruchsvoll. Ein Spaziergang in schönem Kleide nach der Villa Borghese am Sonntag, eine Mahlzeit in einer Trattoria auf dem Lande, das sind Aussichten, welche ihre Träume für eine Woche mit Stoff versehen. Sie verstehen herumzuschlendern, zu schwatzen, sich mit dem wenigen, das sie haben, zufrieden zu geben, einen guten frischen Salat mit Genuss zu verzehren und sich an einem Glas klaren Wassers, das sie Schluck für Schluck austrinken, zu erfreuen. Ausserdem haben sie einen Untergrund von guter Laune, sie glauben, dass man seine Zeit angenehm verbringen müsse, und dass unnütze Entrüstung eine Dummheit und Traurigkeit eine Krankheit sei: ihr Temperament dreht sich nach der Freude hin wie eine Pflanze nach der Sonne. Mit der guten Laune paart sich Gutmütigkeit. Ein Fürst spricht vertraulich mit seinen Dienstboten und lacht mit ihnen; der Bauer der Umgegend, für den man eine Art hoher Herr ist, duzt einen ohne Umstände, und ein junger Mann aus der Gesellschaft beschreibt ein junges Mädchen aus der Gesellschaft in allen Einzelheiten, als ob sie seine Geliebte wäre. Die Ungeniertheit ist vollkommen, sie kennen die kleinen Beschränkungen unserer Gesellschaft, Zurückhaltung und Höflichkeit, nicht.

Wünschen sie lebhaft Italiener zu werden? Ja und nein. Meine Freunde behaupten, dass sie die Piemontesen nach Verlauf eines Monats verabscheuen würden. Sie sind an die Zügellosigkeit, die Straflosigkeit, die Faulheit und an die Günstlingswirtschaft gewöhnt und würden sich sehr unwohl fühlen, wenn sie davon befreit würden. Im ganzen kann hier jemand, der durch eine hohe Verwandtschaft gestützt wird, machen was er will, vorausgesetzt, dass er sich nicht mit Politik beschäftigt. Die neuen, in der Romagna eingerichteten Gerichtshöfe, in Bologna zum

Beispiel, haben Banden von Dieben aufgelöst und bestraft, welche Hehler in der besten Gesellschaft gefunden hatten. Ein Bauer, der seinen Feind getötet hat, dessen Vetter aber der Diener eines Kardinals ist, kommt mit zwei Jahren Zuchthaus davon; man verurteilt ihn zu zwanzig Jahren, begnadigt ihn aber nach und nach, und er kehrt in sein Dorf zurück, wo er nicht weniger geachtet wird als vorher. Sie sind Wilde, sie würden sich dem Zwang des Gesetzes nicht leicht unterwerfen. — Andererseits fehlt ihnen jedes moralische Gefühl, und das ist nicht nur der Fehler ihrer Führer. Man betrachte die schlechten deutschen Regierungen im letzten Jahrhundert, welche ebenso unumschränkt und willkürlich waren wie hier: die Sitten waren dennoch ehrenhaft und die Grundsätze streng, die Wesensveranlagung der Untertanen milderte die Laster der Verfassungen, in Rom verstärkt sie sie. Der Mensch hat hier auf natürliche Weise nicht die Vorstellung des Rechtes, er ist zu stark, zu ungestüm und zu einbildungsreich, um einen Zügel zu ertragen oder ihn sich aufzuerlegen; wenn er sich im Kriege glaubt, setzt er seinem Kriegsrecht keine Grenze. Vor sechs Tagen explodierte eine Bombe bei dem päpstlichen Hauptbuchhändler, die fortgeschrittene Partei wollte dergestalt Europa einen Kraftbeweis liefern und glaubte, ihre Feinde zu erschrecken; sie stellen wie Orsini die unumschränkte Heiligkeit des Zieles auf; man weiss, in welcher Weise sie Rossi ermordet haben. Die Völker jenseits der Alpen haben hierin Empfindungen, welche den Römern fehlen.

23. März. Der Adel

Von der Aristokratie sagt man, dass sie dumm sei. Man ging vor mir die ersten Familien durch: mehrere sind gereist, leidlich unterrichtet und nicht schlecht, aber durch eine eigentümliche Besonderheit, welche zweifellos mit der

zu kleinen Zahl der Kreuzungen zusammenhängt, mit der Stockung des immer in die gleichen Adern eingeschlossenen Blutes, haben fast alle einen von Grund auf stumpfen und beschränkten Geist; man kann ihre Bildnisse in dem hübschen Lustspiel l'Ajo nel imbarrazzo vom Grafen Giraud sehen. Der Prinz Lello in der Tolla von Edmond About ist aus dem Leben genommen, und die lächerlichen Briefe sind authentisch. — Ich entgegnete, dass ich vier oder fünf Adlige oder grosse römische Standesherren kennte, welche vollkommen gut erzogen und liebenswürdig seien, und einige sogar gelehrt und kultiviert, einer unter anderen sei anmutig wie ein Prinz, geistreich wie ein Journalist, wissend wie ein Akademiker und ausserdem ein so feiner, an geistreichen Worten und Einfällen aller Art so fruchtbarer Künstler und Philosoph, dass er allein die Kosten der Unterhaltung einer glänzendsten und freiesten Pariser Gesellschaft bestreiten könnte. — Man erwiderte mir, dass man nicht nach den Ausnahmen urteilen dürfe; in einer Gesellschaft von Dummköpfen, so dumm sie auch immer seien, gäbe es stets einige Männer von Geist. Drei oder vier (nicht mehr), welche klug und tätig seien, hüben sich von der mangelhaften Menge ab. Diese seien freisinnig, die anderen aber päpstisch und in ihrer Erziehung, in ihren Vorurteilen und ihrer Trägheit befangen wie eine Mumie in ihren Bändern. — Man findet auf dem Tisch kleine, fromme Bücher oder zotige Lieder, darauf beschränken sich ihre französischen Einführungen. Ihre Söhne dienen in der vornehmen Garde, machen sich einen Scheitel am Hinterkopf und verfolgen die Frauen mit ihrem Friseurlächeln.

Es gibt sehr wenig Gesellschaften. Der gesellschaftliche Sinn fehlt, man unterhält sich nicht. Jeder vornehme Standesherr bleibt zu Hause und empfängt abends seine Vertrauten, Leute, die ebenso zum Hause gehören, wie die Wandbehänge und die Möbel. Man geht nicht in

Gesellschaft wie in Paris, aus Ehrgeiz, um sich Beziehungen zu schaffen und Stützen zu erwerben. Derartige Schritte würden nutzlos sein, man muss in anderen Wassern fischen — in den kirchlichen Wassern. Die Kardinäle sind meistens Söhne von Bauern oder kleinen Bürgern, und jeder von ihnen hat seine vertraute Umgebung, welche ihm seit zwanzig Jahren anhängt. Sein Arzt, sein Beichtvater und sein Kammerdiener kommen durch ihn in die Höhe und machen seine Gnade für andere nutzbar. Ein junger Mann kommt nur vorwärts, wenn er sich auf diese Weise an das Glück eines Kirchenfürsten oder an das seiner Leute hängt. Dieses Glück ist ein grosses Schiff, das der Wind treibt, und welches viele kleine Barken hinter sich herschleppt. Man achte darauf, dass dieser grosse Kredit der Kirchenfürsten ihr Haus nicht zu einem gesellschaftlichen macht. Um eine Gunst oder eine Stellung zu erlangen, muss man sich nicht an einen Kardinal oder an ein diensttuendes Oberhaupt wenden, denn der Kardinal antwortet äusserst liebenswürdig und lässt es dabei bewenden. Man muss geheimere Federn in Bewegung setzen, man muss sich an den Barbier, an den ersten Diener, an den Mann wenden, der ihm das Hemde anziehen hilft. Eines Morgens wird er dann von einem sprechen und mit Nachdruck sagen: „O, Eminenz, ein gewisser So und So hat eine vorzügliche Denkungsart und spricht mit so viel Ehrfurcht von Ihnen."

Ein anderer für den Geist der Gesellschaft tödlicher Umstand ist das Fehlen des Sichgehenlassens. Die Leute misstrauen sich gegenseitig, wachen über ihre Worte und geben sich nicht aus. Ein Fremder, der hier zwanzig Jahre lang ein gastliches und bedeutendes Haus offen gehalten hatte, sagte mir, dass er, im Falle er Rom verliesse, nicht zwei Briefe in sechs Monaten zu schreiben haben würde. In diesem Lande hier hat man keine Freunde, folglich ist die einzige Beschäftigung die Liebe. Die Frauen verbringen den Tag auf ihren Balkons oder, wenn sie reich

sind, gehen sie in die Messe und von dort auf den Korso und wieder auf den Korso. Die Empfindung, welche nicht wie wo anders ihren täglichen Abfluss hat, erzeugt, wenn sie einmal ihren Gegenstand findet, heftige Leidenschaften und manchmal sonderbare Explosionen, zum Beispiel die Verzweiflung der jungen Marquise Vittoria Savorelli, welche vor Liebe starb, weil ihr Verlobter, ein Doria, sie verlassen hatte, oder die Heirat einer gewissen grossen Dame mit einem französischen Unteroffizier, welcher sein Pferd im Hof des Palastes sattelte, und andere romantische oder tragische Auflösungen.

Das grosse Unglück der Männer ist, dass sie nichts zu tun haben; sie härmen sich ab, oder schlafen ein, wo sie stehen und gehen. Aus Mangel an Beschäftigung kehren sie ihre Listen gegeneinander, spähen sich aus und machen sich zu schaffen wie müssige, in ihrem Kloster eingeschlossene Mönche. Vor allem des Abends wird die Last der Arbeitslosigkeit erdrückend; man sieht sie in ihren unermesslichen Räumen vor ihren langen Reihen von Gemälden gähnen, sich winden und warten. Zwei oder drei Hausfreunde, immer dieselben, kommen und tragen Klatsch zu. In dieser Hinsicht ist Rom ganz und gar eine Provinzstadt, sie regen sich über einen entlassenen Dienstboten auf, über ein neu gekauftes Möbel oder einen zu früh oder zu spät gemachten Besuch; fortwährend wird das innerste Familienleben ans Licht gezogen, niemand erfreut sich des grossen Inkognitos von London oder Paris. Einige interessieren sich für Musik oder Archäologie. Man spricht von kürzlich stattgehabten Ausgrabungen, und Phantasie und Behauptungen lassen ihre Zügel schiessen: das ist das einzige halblebendige Interesse, der Rest ist Langeweile oder Tod. Die fremden Zeitungen oder Zeitschriften haben keinen Eingang oder werden auf zweimal einmal angehalten, und die modernen Bücher fehlen ganz. Von ihrem Beruf können sie nicht sprechen, denn sie haben keinen. Die

Diplomatie und die hohen Ämter sind in Händen der Priester, und das Heer besteht aus Fremden. Bleibt die Landwirtschaft; mehrere befassen sich mit ihr, aber nicht unmittelbar; sie verpachten an die Bauern durch Vermittlung der mercanti di campagna, diese ihrerseits verpachten gewöhnlich weiter an die neapolitanischen Herdenbesitzer, welche hier den Winter und Frühling verbringen. Das Erdreich ist sehr gut und der Wuchs reich. Mancher mercante verpachtet für fünfundzwanzig Taler auf sechs Monate das, was er für elf Taler aufs Jahr gepachtet hat: aus dem Heu presst er ungefähr noch fünf Taler und so gewinnt er drei für einen, man kann rechnen, dass er mindestens zwei für einen gewinnt, und so machen sie denn auch grosse Vermögen. Manche ruinieren sich, weil sie zu viel unternehmen: sie kaufen und mästen das Vieh und eine Seuche kommt dazwischen, aber die anderen Reichgewordenen sind die Häupter des Bürgertums, kleiden sich gut, fangen an zu denken und wünschen eine Revolution, welche sie an die Spitze der Geschäfte und vor allem der städtischen Angelegenheiten stellt. Einige kaufen, nachdem sie einen ungeheuren Reichtum erlangt haben, Landbesitz und dann einen Titel, einer von ihnen ist Herzog geworden. — Ein Adliger Roms kann ohne sie nicht auskommen, er kennt die Bauern nicht, er hat nicht zwischen ihnen gelebt, wenn er direkt an sie verpachten wollte, würde er auf eine Liga stossen. Er hat mit ihnen nichts gemein und wird von ihnen nicht geliebt, er spielt in ihren Augen die Rolle eines Schmarotzers, andererseits steht er schlecht mit dem mercante, denn er fühlt sich von ihm ausgebeutet. Der mercante seinerseits gilt in den Augen der Bauern für eine Art notwendigen Wucherers. Die drei Klassen sind getrennt, es gibt keine natürliche Regierung.

In der italienisch gewordenen Romagna, wo die Adligen Gutsbesitzer sind, ist es nicht so, aber die Adligen Roms

würden, wenn sie auf ihren Gütern leben, selber wirtschaften und die ökonomische und moralische Herrschaft übernehmen wollten, heute mehr Schwierigkeiten als jemals finden. Zunächst fehlen die Arme: die Aushebungen Viktor Emanuels haben viele Abruzzen genommen, welche sonst die schweren Arbeiten verrichteten, die römischen Eisenbahnen beschäftigen eine ziemlich grosse Zahl Römer, und die römische Campagna ist von Einwohnern fast entleert. Im übrigen sind die Geschäfte der Günstlingsherrschaft unterworfen: die Getreideausfuhr ist nicht frei, es bedarf einer besonderen Erlaubnis für jede Vornahme oder Unternehmung, und man erhält die Erlaubnis, je nachdem man in Gunst steht. Die Regierung mischt sich sogar in Privatangelegenheiten. Ein Mieter oder Pächter zum Beispiel zahlt nicht, man bewilligt ihm drei Monate, nach Verlauf dieser drei Monate wieder drei und so fort. Zuletzt entschliesst man sich, endlich ungeduldig geworden, ihn vor die Tür zu setzen, aber sein Neffe ist Mönch, und die Regierung des Distrikts verlangt, dass man dem armen Manne einen neuen Aufschub gewähre.

Ein Jahr vergeht, und man schickt einen Gerichtsvollzieher. Der Gerichtsvollzieher dreht wieder um, da er an der Türe hört, dass ein Kardinal sich für die Sache interessiert. Man trifft den Kardinal auf einer Gesellschaft, er bittet einen im Namen des Papstes, Barmherzigkeit gegen einen ehrenwerten Mann zu üben, der niemals gegen seine Osterpflicht gefehlt hat und dessen Neffe sich durch seine Tugenden in der Daterie auszeichnet.

Gewöhnlich ist das Verfahren folgendes: der Mieter oder Bauer, den man vor Gericht lädt, erbittet und erhält mehrere Male einen Aufschub von vierzehn Tagen, er erreicht auf diese Weise die ferie, die Feiertage, Weihnachten, Karneval, Ostern, die St. Peters und die des Herbstes: es gibt welche, die zwei Monate lang dauern; auf Grund der Heiligkeit der Zeit fordert er dann

einen längeren Aufschub: der Richter bewilligt ihm vier Monate. — Wenn die verstrichen sind, legt er Berufung ein und gewinnt noch einmal sehr viel Zeit. — Dann wendet er sich an den uditore santissimo einen Stadtrat, welcher das Wort des Papstes einholt, und der Papst ist immer sehr zärtlich mit den Kleinen und Armen. Ein neuer Aufschub also. — Dann bringt er vor, dass seine Frau schwanger sei und ihrer Zeit entgegenginge. Es kommt das Verbot, ihm den Gerichtsvollzieher zu schicken, man muss vierzig Tage nach der Niederkunft abwarten. — Die vierzig Tage sind vorüber, er vermietet das Haus an einen zahlungsunfähigen Freund unter der Bedingung weiter, dass er bei ihm als Gast bleiben darf. — Nun ist man also gezwungen, ein ganz neues Verfahren gegen diesen geliehenen Namen einzuleiten, wenn er zufälligerweise die Tonsur trägt, ist man gezwungen, vor den Gerichtshof des Kardinalvikars zu gehen. — Der beste Weg ist der, alle Kosten zu bezahlen, auf die Miete zu verzichten und dem Schuldner eine kleine Summe anzubieten, damit er das Haus räumt und irgend wo anders von vorne anfängt.

Ein italienischer Adliger, den ich kenne, besitzt mehrere Häuser in Rom. Eines dieser Häuser liegt einem Garten gegenüber, der zu einem Nonnenkloster gehört. Die Oberin bemerkt, dass man vom dritten Stockwerke aus einen Winkel des Gartens sehen kann. Der Besitzer erhält von dem Kardinalvikar den Befehl, auf seine Kosten die schuldigen Fenster mit Brettern vernageln zu lassen. Ich könnte noch eine Reihe ähnlicher Schikanen anführen, man möchte die Lust verlieren, Besitzer zu sein . . .

Der Mensch bedarf einer starken Beschäftigung, welche ihn in Anspruch nimmt, und einer genauen Gerichtsbarkeit, welche ihn stützt: er ist wie das Wasser, er bedarf eines Abhanges und eines Dammes, wenn nicht, wird der klare, nützliche, treibende Fluss ein stehender, stinkender Sumpf. Hier versperrt der kirchliche Druck dem Fluss den Weg, und

die Günstlingswirtschaft durchbricht unaufhörlich den Damm. Der Sumpf hat sich gebildet, wir haben soeben die kleinen Folgen davon gesehen. Wenn man so viele Niederträchtigkeiten und erbärmliche Zustände antrifft, so liegt das daran, dass die freie Bewegung fehlt und auch die genaue Gerichtsbarkeit. Meine Freunde sagen mir voraus, dass man dieses Volk nicht nach seinem gegenwärtigen Zustande beurteilen dürfe: der Kern sei besser als der Schein, man müsse zwischen dem unterscheiden, was es ist und dem, was es sein könnte. Ihnen zufolge sei Kraft und Geist im Überfluss vorhanden, um mich davon zu überzeugen, wollen sie mich morgen in das Land und die Vorstädte herausführen. Man müsse sie sehen, sagen sie, ehe man über das Volk spricht.

21. März. Die Campagna

Wir sind durch die Porta del Popolo herausgegangen und haben eine lange staubige Vorstadt durchquert. Auch hier gibt es Ruinen. Wir betraten zur Rechten des Weges die alte halbverlassene Villa des Papstes Julius III. Man stösst eine wurmstichige Tür auf und sieht einen zierlichen Hof, den ein runder Säulengang aus viereckigen Säulen mit korinthischen Kapitälen umgibt. Das Ganze hat sich durch die Festigkeit seiner alten Konstruktion erhalten. Heute ist es eine Art Schuppen, der zu häuslichem Gebrauch hergerichtet ist: Bauern und Wäscherinnen mit aufgekrempelten Ärmeln streichen herum, auf dem Rand der alten Steinbecken harrt die Wäsche des Bläuels, eine Ente auf einem Bein betrachtet das reiche Sprudeln des Wassers, welches, einst mit fürstlicher Verschwendung herangeleitet, noch heute wie in den ersten Tagen kocht und plätschert; Binsen, Schilfbüsche, Misthaufen und Tiere umgeben die Säulen. Das sind die Erben Vignolas, Michelangelos, Hannibal Caros, des ganzen kunstsinnigen, kriegerischen

und gelehrten Hofes, welcher abends den grossmütigen Papst zu unterhalten kam. — Zur Linken entfaltet eine grosse Treppe ohne Stufen, eine Art Rampe, auf die man heraufreiten konnte, ihre Tiefe und die schönen Krümmungen ihres Gewölbes. Oben drückten wir eine Klinke nieder und gelangten in eine Loggia; hierher kam der Papst nach dem Abendessen, um sich zu unterhalten und frische Luft zu schöpfen, und gegenüber lag, weit gebreitet, die Campagna vor seinen Blicken. Die Loggia wird von Säulen getragen; an der Decke erkennt man Reste kunstvoll gearbeiteter Felder, auf denen sich die lebendigen Körper von kleinen Gestalten verschlingen und bewegen; ein breiter Balkon verlängert den Gang und trägt die freie Luft freier in die Brust. Es gibt nichts grösser Aufgefasstes, nichts dem Klima besser Angepasstes, nichts was geeigneter wäre, Künstlersinne tiefer zu befriedigen; hierher muss man kommen, um Baupläne zu besprechen oder die letzte Hand an ein Gemälde zu legen. Man zeigte ihm hier Skizzen und zeichnete in seiner Gegenwart; ein solcher, so freisinniger Mann und Liebhaber des Schönen war geeigenschaftet, derartige Seelen zu verstehen. Jetzt ist eine Art Speicher übrig geblieben, die Eisen des Balkons sind halb herausgebrochen, die Deckenverzierungen sind herabgefallen, die Pfeiler auf dem Hof haben ihren Stuck verloren und zeigen ihre mit roten Ziegeln gemischten Steinstufen; einzig die Säulen der Loggia erheben noch unversehrt ihre schönen weissen Marmorschichten. Zwei oder drei Maler nisten sich im Frühjahr in dieser Ruine ein.

Der Staub wirbelt, und die Sonne erhitzt quälend die graue Kuppel der Wolken, der Himmel scheint aus Zinn zu sein, erschlaffender, fiebriger Scirocco bläst in langen Stössen. Der Ponte Molle taucht zwischen seinen vier Bildsäulen auf, dahinter liegt eine arme Herberge, und dann beginnt fast sofort die Wüste. Nichts ist seltsamer als diese vier verwaschenen Bildsäulen, welche sich von der

grossen finsteren Leere abheben und den Eingang zu dem Grab eines Volkes bilden. Auf beiden Seiten schleppt sich der Tiber dahin und windet sich gelb und klebrig wie eine kranke Schlange. Kein Baum mehr an seinen Ufern, keine Häuser, keine Äcker. Von Zeit zu Zeit entdeckt man einen Ziegeldamm, eine schwankende Mauer unter einem Behang von Kletterpflanzen und auf einem Abhang in einer Mulde eine stille Herde wiederkäuender Büffel mit langen Hörnern. Gebüsche und elende verkümmerte Pflanzen klettern in den Einsenkungen der Hügel hinauf, Fenchel hängt an den Schrägen der Böschungen mit seinem zarten Laubschmuck, aber nirgends sieht man einen wirklichen Baum — das macht einen düsteren Eindruck. Bachbetten streifen mit ihrem Faden weiss das allgemeine Grün, die unnützen Wässer winden sich halbversandet hindurch oder schlafen in Lachen zwischen faulenden Kräutern.

Auf allen Seiten und bis ins Unabsehbare hinein wogt die Einsamkeit in Hügeln von eintöniger Seltsamkeit, und man sucht lange in sich selber, welchen gekannten Formen diese seltsamen dort wohl ähneln könnten. Man hat etwas Ähnliches nicht gesehen. Die Natur bringt so etwas nicht hervor, irgend etwas ist zu der Natur hinzugetreten, um ihr Durcheinander zu verwirren und ihren Einsturz herumzuwerfen. Ob weich, ob zertrümmert, ihre Umrisse sind die eines verfallenen und dann durch den unaufhörlichen Ansturm der Zeit auseinandergesprengten Werkes. Man stellt sich alte, zertrümmerte und dann von der Erde bedeckte Städte vor, riesenhafte, schrittweise verwischte und dann vom Gras überwachsene Kirchhöfe. Man fühlt, dass hier eine grosse Bevölkerung gelebt, dass sie den Boden umgegraben und bearbeitet und mit ihren Bauten und Äckern bedeckt hat, dass heute nichts mehr davon besteht, dass selbst die Spuren verschwunden sind, dass Pflanzen und Erde eine neue Schicht darüber gelegt haben, und

man verspürt jenes unbestimmte Gefühl von Bangen, das man am Ufer eines tiefen Meeres haben würde, wenn man in dem Abgrunde der unbeweglichen Wasser wie in einem Traum die unbestimmten Formen irgend einer in die Fluten herabgesunkenen Stadt erkennen würde.

Zwei- oder dreimal gelangt man auf eine Höhe; wenn man von dort aus den unermesslichen, nur von der Häufung der Hügel und dem Durcheinander der leichenhaften Gruben bevölkerten Kreis des Himmels betrachtet, fühlt man in sein Herz eine hoffnungslose Mutlosigkeit herabsinken. Das ist ein Zirkus, ein Zirkus am Morgen nach den grossen Spielen, welcher stumm und ein Grab geworden ist: eine schroffe Linie veilchenfarbener Berge, ein fester Damm ferner Felsen dient ihm als Mauer; Schmuck und Marmor sind untergegangen, es ist von ihm nichts mehr übrig geblieben, als diese Umfriedungsmauer und der von menschlichen Resten geformte Boden. Hier hat sich jahrhundertelang die blutigste und prunkvollste aller menschlichen Tragödien abgespielt: alle Völker, Gallier, Spanier, Latiner, Afrikaner, Germanen und Asiaten haben ihre Soldaten und ihre Leichenschar von Gladiatoren geliefert: die unzähligen, heute aufgelösten und vergessenen Kadaver der Toten treiben das Gras.

Bauern streichen, die Flinte am Riemen, mit starken Gamaschen gestiefelt, zu Pferde vorbei, und Hirten in Hammelfellen träumen mit leeren, glänzenden Augen. Wir erreichten Prima-Porta. Zerlumpte Kinder, ein kleines Mädchen in Fetzen, die Brust bis auf den Bauch entblösst, klammerten sich an den Wagen, um ein Almosen zu erbetteln.

Wir besahen in Prima-Porta die neuen Ausgrabungen, das Haus der Livia; man hat dort vor sechs Monaten eine Bildsäule des Augustus entdeckt: alles das war vollständig vergraben. Welche Anhäufung von Erde in Rom! Kürzlich, so erzählt man, hat man unter einer Kirche eine andere und unter dieser wieder eine andere, wahrscheinlich

aus dem dritten Jahrhundert stammende, entdeckt. Die erste war bei irgend einem Eindringen der Barbaren eingestürzt. Als die Einwohner zurückkamen, bildeten die Trümmer einen festen Haufen, und sie setzten auf die Schäfte der Säulen die Grundmauern der zweiten Kirche. Dasselbe widerfuhr dieser zweiten und in gleicher Weise hat man die dritte erbaut. Schon Montaigne führt in Rom verschüttete Tempel an, deren Dach um die ganze Länge einer Landsknechtspike unter den Füssen lag. — Wenn man einen Weg entlang geht, gewahrt man in jedem Lande eine Kruste schwarzen Erdreiches, welches die Menschen bebauen, und einzig aus ihr geht jede pflanzliche, tierische und menschliche Bevölkerung hervor. Die Lebenden kehren in sie zurück, um unter anderen Formen wieder daraus hervorzugehen. Über der grossen reglosen mineralen Masse ist dieser Dünger der einzige bewegliche Teil, welcher je nach dem Kommen und Gehen des Lebenswirbels sich erhebt und wieder herabfällt. Sicherlich ist er an keinem Orte der Welt mehr bewegt und von Grund auf umgewühlt worden als hier.

Man dringt mit Fackeln in die unterirdischen gestützten Zimmer, in denen das Wasser sickert. Wenn man eine Fackel vor die Mauer hält, sieht man allmählich hübsche Schmuckleisten, Vögel, grünes Laub und mit roten Früchten beladene Granatbäume aufschimmern; es herrscht noch der einfache und strenge Stil der gesunden Antike, so wie ihn Pompeji und Herkulaneum zeigen. Die Sonne sinkt in einen grossen blassen Dunst nieder, und der schwere, blindmachende Wind rührt den Staub in kurzen Stössen auf. Unter diesem doppelten Schleier verlöschen die glanzlosen Strahlen, wie die eines geglühten Eisenstückes unbestimmt in der unendlichen Traurigkeit. Auf der Spitze einer Anhöhe gewahrt man eine elende, schwankende Ruine, die Akropolis von Fidenä und auf einer anderen das schwarze Viereck eines mittelalterlichen Turmes.

22. März

Heute sind wir zu Fuss nach Frascati gegangen; der Himmel war bewölkt, aber die Sonne drang stellenweise durch die schwere Wolkendecke.

In dem Masse, in dem man höher auf die verwüsteten Höhen Tusculums gelangt, wird die Fernsicht grösser und trauriger. Die unendliche römische Campagna spannt und breitet sich wie eine unfruchtbare Heide. Im Osten sträuben sich schroffe Berge in die Höhe, auf denen Sturmwolken lasten. Im Westen erkennt man Ostia und undeutlich das Meer wie eine Art rauchigen Streifens, der weiss wie Kesseldampf ist. Von dieser Entfernung und dieser Höhe aus verwischen sich halb die kleinen Hügel, welche die Ebene ausbosseln, und gleichen dem schwachen langflutenden Gewoge eines finsteren Ozeans. Keine Äcker, die fahle Farbe der verlassenen Felder erstreckt bis ins Unabsehbare hinein ihre vermischten matten Töne. Die grossen Wolken flecken sie mit ihren Schatten, und alle diese veilchenfarbenen dunklen Flächen streifen den rostig roten Untergrund wie einen alten Hirtenmantel. Mein junger Führer zeigte Kühnheit und Freimut im Sprechen und Kraft ohne Fröhlichkeit. Er ist neunzehn Jahre alt, schreibt fünf oder sechs Worte Französich und arbeitet nicht, sondern lebt von seinem Beruf als Cicerone, das heisst von einigen, dem Zufall verdankten Paolos. In seiner Art und Weise ist nichts Angenehmes, Liebenswürdiges oder Respektvolles, er ist vielmehr finster und schroff und gibt seine Erklärungen mit dem Ernst eines Wilden, dennoch sind wir als Fremde für ihn reiche hohe Herren. Man sagt mir, dass diese Leute von Natur stolz und sogar hochmütig und zur Gleichheit geschaffen seien. In Rom sagte ein Kellner, als ein Fremder am dritten Tage im Kaffeehause seine ersten italienischen Sätze zu bilden suchte, ganz laut in seiner Gegenwart: „Das geht ganz gut, er macht Fortschritte."

Man lässt die Villa Mondragone, eine ungeheure, mit flatternden Kräutern und kleinen Büschen geschmückte Ruine zur Linken. Zur Rechten öffnet die Villa Aldobrandini ihre Alleen aus riesenhaften Platanen und beschnittenen Hecken und ihre Bauten von Treppen, Gängen und Terrassen. Am Eingang speit ein gegen den Berg gelehntes Tor, das mit Säulen und Statuen bekleidet ist, in breiten Fluten das Wasser aus, welches es von oben über eine Kaskadentreppe empfängt; es ist ein italienischer Landpalast, gemacht für einen grossen Herrn von klassischem Geist, der die Natur nach den Landschaften Poussins und Claude Lorrains empfindet. Die Innenräume haben Fresken, die neun Musen um Apollo, Vulkan und die Cyklopen in ihrer Schmiede, mehrere Decken vom Cavaliere D'Arpino, Adam und Eva, David und Goliath, und eine schöne einfache Judith von Domenichino. Es ist unmöglich, die Menschen dieser Zeit als mit uns von einer Art aufzufassen. Sie waren Bauern mit oder ohne Kutte, Tatmenschen, welche gut für Handstreiche und wollüstig und abergläubisch waren, welche ihren Kopf mit körperlichen Bildern angefüllt hatten und während ihrer müssigen Stunden den Leib ihrer Geliebten oder den Körper eines Heiligen wie im Traum auftauchen sahen, welche einige Geschichten aus der Bibel oder dem Titus Livius erzählen gehört hatten, manchmal, ohne Kritik, noch Feingefühl, Ariost lasen und frei waren von den Millionen von abgestuften Vorstellungen, mit denen unsere Literatur und unsere Erziehung uns erfüllt haben. In der Geschichte von David und Goliath bestanden alle Feinheiten für sie in den verschiedenen Bewegungen des Armes und den verschiedenen Haltungen des Körpers. Die Erfindung des Ritters Arpino beschränkt sich hier darauf, diese Bewegung, welche wütend, und diese Haltung, welche gewunden wird, zu übertreiben. Was einen Modernen an einem Kopfe interessiert, der Ausdruck einer seltenen und tiefen Emp-

findung, Vornehmheit und die Anzeichen einer angeborenen Feinheit und Überlegenheit tauchen bei ihnen niemals auf, ausser bei jenem verfeinerten und angewiderten Denker, jenem allumfassenden und weiblichen Genie Lionardo da Vinci. Die Judith Domenichinos ist hier eine gesunde und schlichte, schöne, gut gemalte und gut gegliederte Bäuerin; wenn man die umständlichen, gesteigerten Gefühle einer tugendhaften Frau sucht, welche aus Vaterlandsliebe und Mitleid sich zur Buhldirne und Mörderin gemacht hat, und mit roten Händen zurückkommt, während sie vielleicht unter ihrem Gürtel das Kind des Mannes fühlt, den sie soeben erwürgt hat, so muss man wo anders suchen, das Drama Hebbels, die Cenci von Shelley lesen, oder den Vorwurf einem Delacroix oder einem Ary Scheffer vorschlagen.

Ich bin heute nacht durch die Lektüre Vasaris in diesen Gedanken bestärkt worden. Man sehe zum Beispiel unter so vielen anderen ähnlichen das Leben der beiden Zucchero. Sie waren zwei vom zehnten Jahre an in der Werkstatt aufgezogene Arbeiter, welche so viel wie möglich hervorbrachten, Aufträge suchten und überall die gleichen biblischen oder mythologischen Gegenstände wiederholten, die Arbeiten des Herkules oder die Erschaffung des Menschen. Ihr Geist war nicht überfüllt mit Abhandlungen und Theorien wie der unsere seit Diderot und Goethe. Wenn man ihnen von Herkules oder dem ewigen Vater sprach, so stellten sie sich einen grossen nackten oder mit einem braunen oder blauen Mantel behängten Körper mit vielen Muskeln vor. Ganz ebenso suchten alle diese Prinzen, Priester und Privatmänner, welche ihr Haus oder ihre Kirche ausschmücken liessen, eine Beschäftigung für ihre Augen; wohl lasen sie die Erzählungen Bandellos oder die Beschreibungen Marinis, aber im ganzen genommen, illustrierte damals die Literatur die Malerei. Heute ist es umgekehrt.

Wir sind durch die Höhen des alten Tusculum gestiegen; man sieht dort die Reste einer alten Villa, welche, wie man sagt, die Ciceros war, ungestalte Trümmer, einen Haufen gelöster Ziegel und schlecht ausgegrabene Grundmauern, die von den Unbilden des Winters und dem Wuchern der Pflanzen zerstört werden. Wenn man weiter geht, tauchen manchmal am Rand des Weges in dem Hang einer Anhöhe die Wände eines antiken Zimmers auf. Auf dem Gipfel ist ein kleines Theater, in dem Säulenstücke umherliegen. Dieser verwüstete, stellenweise mit Ginster und dornigen Büschen bestandene, meist aber nackte Berg, an dem zerbröckelnde Felsen durch die magere Erdhülle brechen, ist selber eine grosse Ruine. Der Mensch ist dort gewesen und nun verschwunden. Das Ganze hat das Aussehen eines Kirchhofes. Auf dem Gipfel steht ein Kreuz auf einem Haufen schwarzer Steine, der Wind weht und singt einen Begräbnispsalm. Die Berge im Süden, überzogen mit dem rostigen Rot der Bäume, welche noch nicht grünen, das finstere Vorgebirge des Monte Cavo, der Zug der traurigen Höhen unter der struppigen Hülle gelber Kräuter und ganz unten die römische Campagna, fahl, unter ihrem Leichentuch aus zerfetzten Wolken, alles das erscheint wie ein Totenfeld.

In den taugetränkten Wäldern, welche man beim Abstieg durchschreitet, blühen weisse und veilchenfarbene Anemonen und Immergrün mit seinen zarten entzückenden blauen Blüten. Etwas weiter erlöst die Abtei von Grotta Ferrata mit ihren mittelalterlichen Zinnen, ihren alten, von zierlichen Säulen getragenen Bogen und ihren nüchternen ernsten Fresken von Domenichino, den Geist etwas aus diesen düsteren Träumen. Beim Rückweg erfreuen in Frascati das Murmeln der fliessenden Wasser, die blühenden Gipfel der Mandelbäume und Hagedornen in den grünen Mulden des Berges und der Strahl des jungen spriessenden Getreides, das Herz mit einem Anschein des Frühlings. Der

Himmel hat sich geklärt, das wunderbare Blau spannt sich bis in alle Fernen, besät mit kleinen weissen Wolken, welche wie Tauben schweben. Den ganzen Weg entlang ragen die runden Bogen der Aquadukte edel ins Licht hinauf.

Und dennoch machen einen alle diese Ruinen, selbst unter dieser Sonne, traurig, sie zeugen von soviel Elend. Manchmal ist es nur eine von den Füssen abgeschliffene Mauer, oder ein verfallendes Gewölbe, wo anders ein vereinzelter Bogen, ein Stück Häuserwand oder drei vergrabene Steine, welche durch den Boden schimmern . . . man könnte von den Überbleibseln einer Brücke sprechen, welche in einer Flut untergegangen, oder von den Resten einer Stadt, die von einer Feuersbrunst zerstört worden.

22. März. Das Volk

Wenn man die römischen Bauern beurteilen will, so muss man vor allem als den Hauptzug ihres Charakters Kraft zur Tat in Anschlag bringen, ich verstehe darunter die Fähigkeit zu heftigen und gefährlichen Handlungen. Hier einige Anekdoten.

Unser Freund N . . ., ein athletischer, stiller und tapferer Mensch, wohnt fünf oder sechs Meilen von hier auf dem Lande, er erzählt uns, dass in seinem Dorfe die Messerstiche häufig seien: von drei Brüdern seines Dieners ist einer im Bagno und zwei sind ermordet. In diesem selben Dorfe scherzten und spielten zwei Bauern miteinander. Der erste hatte eine Blume in seinem Knopfloch, ein Geschenk seiner Geliebten. Der andere nimmt sie. „Gib sie mir wieder," sagt der Liebhaber, der andere lacht nur. Der Liebhaber wird ernst. „Gib sie mir sofort wieder!" Neues Lachen. Der Liebhaber will sie mit Gewalt nehmen, der andere läuft fort, er verfolgt ihn, erreicht ihn und stösst ihm sein Messer in den Rücken und nicht einmal,

sondern zwanzigmal, wie ein wütender Fleischer. — Der Zorn steigt ihnen mit dem Blut in die Augen, und sie fallen augenblicklich in den Zustand ursprünglicher Wildheit zurück.

Ein Offizier, welcher uns begleitete, führte ähnliche Züge an: zwei französische Soldaten gingen am Ufer des Tiber spazieren, sie sehen einen Mann aus dem Volk, welcher einen Hund ertränken will, sie verhindern ihn daran und die Faustschläge beginnen. Der Mann aus dem Volk schreit um Hilfe, die Leute des Viertels eilen herbei: ein Lehrling gräbt sein Messer von hinten in den Rücken des ersten französischen Soldaten, welcher ohne eine Bewegung zu Boden fällt. Dieser Soldat hatte die Kraft und den Bau eines Herkules, aber der Stoss war so gut gezielt gewesen, dass er das Herz durchbohrt hatte. — Zwei andere Soldaten treten auf dem Lande in einen Garten, stehlen Feigen und laufen fort, der Besitzer kann sie nicht einholen und schiesst nach ihnen, er tötete den einen und zerschmetterte dem anderen ein Bein. — Sie sind wahre Wilde, sie glauben bei jeder Gelegenheit unter das Kriegsrecht treten und es bis ans Ende ausnützen zu dürfen.

Unser Freund N. hat in seinem Dorfe versucht, einige grausame Gepflogenheiten abzuschaffen. Man tötet dort wöchentlich einen Ochsen oder eine Kuh, aber ehe man das unglückliche Tier ins Jenseits befördert, liefert man es den Kindern und den jungen Leuten aus, welche ihm die Augen blenden, Feuer unter seinem Bauch anzünden, ihm die Lippen abschneiden und es zerfetzen und martern: es geschieht, um sich das Vergnügen zu bereiten, die Kuh wütend zu sehen, sie lieben die starken Erregungen. N. versuchte, sie zu überreden, ging zum Pfarrer und wandte sich an jeden einzelnen. Um sie an der richtigen Stelle zu fassen, führte er positive Gründe an: „Das so erhitzte Fleisch kann unmöglich gut sein." — „Was macht uns

das? Wir sind zu arm, wir werden es nicht essen." — Eines Tages begegnete er einem Bauern, welcher seinen Esel mit Schlägen überschüttete, er sagte ihm: „Lass doch dieses arme Tier zufrieden." Der Bauer antwortete mit dem scherzo, dem schroffen, harten, römischen Scherz: „Ich wusste nicht, dass mein Esel in diesem Dorfe Verwandte hätte." Das sind die Wirkungen des galligen Temperamentes, der herben, durch das Klima aufgereizten Leidenschaftlichkeit und der barbarischen Tatkraft, welche keine Beschäftigung hat.

Die Marquise von C. sagte uns, dass sie ihr Landgut niemals bewohne, man sei dort zu allein, und die Bauern seien zu böse. Ich liess mir dieses Wort wiederholen, aber sowohl sie wie ihr Mann beharrten darauf. Ein Schuster hatte seinen Kameraden mit einem Messerstich in den Rücken getötet und kam nach einem Jahr Zuchthaus in sein Dorf zurück, wo es ihm jetzt sehr gut geht. Ein anderer tötete seine schwangere Frau mit Fusstritten. — Man verurteilt sie zur Zuchthausstrafe und manchmal auf lebenslänglich. Aber mehrere Male im Jahr bewilligt der Papst Strafverkürzungen: wenn man irgend einen Beschützer hat, wird man für einen Totschlag nach zwei oder drei Jahren entlassen. Im Zuchthaus geht es einem nicht gar zu schlecht, man lernt dort ein Handwerk, und wenn man ins Dorf zurückkommt, ist man durchaus nicht entehrt, man wird sogar bedauert, und das ist immer nützlich.

Ich führe zum Vergleich zwei Züge an, die man mir an der spanischen Grenze erzählte. In einem Stiergefecht sah eine hübsche spanische Dame neben sich eine Französin beim Anblick eines aufgeschlitzten Pferdes, welches in seine eigenen Eingeweide trat, die Hand auf ihre Augen decken. Sie zuckte die Achseln und sagte: „Butterherz!" Ein spanischer Flüchtling hatte einen Kaufmann getötet und hatte nicht einen Flecken auf seinen Kleidern, der Präsident sagte zu ihm: „Es scheint, dass Ihr sehr geschickt im Morden seid?"

Der Mann antwortete hochmütig: „Bespritzt Ihr Euch denn mit Eurer Tinte?" — Drei oder vier Tatsachen wie diese zeigen eine menschliche Stufe, welche uns vollkommen unbekannt ist. In diesen unkultivierten Menschen, deren Einbildungskraft stark und deren Inneres durch Elend gehärtet ist, ist die Kraft der inneren Triebfeder furchtbar und das Losschnellen augenblicklich. Die modernen Begriffe von Menschlichkeit, Mässigung und Gerechtigkeit haben sie nicht durchdrungen, um die Schläge zu dämpfen und die Stösse zu lenken, sie sind so geblieben, wie sie im Mittelalter waren.

Die Regierung hat niemals daran gedacht, sie zu zivilisieren, sie fordert von ihnen nichts als die Steuer und einen Beichtzettel. In allem übrigen überlässt sie sie sich selbst und stellt vor ihnen als Beispiel sogar noch die Günstlingswirtschaft auf; wie sollten sie die Vorstellung der Gleichheit haben, wenn sie Protektion allmächtig sehen gegen die privaten Rechte oder das öffentliche Interesse. Sie haben hierüber ein rohes Sprichwort, welches ich anfüge: „Die Schönheit einer Frau hat mehr Kraft als hundert Büffel." Neben dem Dorfe N. lag ein Wald, welcher dem Lande nützlich war und den man abzuholen begann. Ein Monsignore war bei dem Gewinst beteiligt, und alle Vorstellungen und Eingaben unseres Freundes blieben vergeblich. — Der Anblick der begnadigten Verbrecher und der Schurkereien der Verwaltung zeigt ihnen die Regierung als ein starkes Wesen, mit dem man sich gut stehen, und die Gesellschaft als einen Kampf, in dem man sich verteidigen muss. Andererseits versteht ihre italienische Einbildungskraft in Dingen der Religion nur die Riten: die himmlischen Mächte sind wie die bürgerlichen für sie nur furchtbare Personen, deren Zorn man durch Kniebeugungen und Geschenke zu vermeiden sucht und nichts weiter. Beim Vorübergehen an einem Kruzifix bekreuzigen sie sich und murmeln ein Gebet, und zwanzig Schritte dahinter,

wenn der Herr Jesus sie nicht mehr sieht, fangen sie wieder an zu lästern. Man bilde sich ein Urteil, ob sie bei einer derartigen Erziehung das Gefühl der Ehre haben und zum Beispiel was den Eid anbetrifft, sich an irgend eine Pflicht gebunden halten können. Die Indianer in Amerika machen sich einen Ruhm daraus, ihren Feind zu belisten und zu täuschen, ebenso finden die Leute hier es ganz natürlich, den Richter zu täuschen. Im Kriegszustande ist Aufrichtigkeit eine Narrheit, warum sollte ich demjenigen Waffen wider mich in die Hand geben, der sich gegen mich bewaffnet hat? N. hatte mit dem Revolver in der Hand die Kuh gerettet, die man martern wollte. Einige Tage später hört er, als er abends vor seiner Tür steht, einen grossen Stein an seinem Kopf vorbeisausen, er springt vor, packt einen Menschen und prügelt ihn, aber der war es nicht gewesen. Er geht weiter und trifft zwei Brüder, der ältere, welcher den Stein geworfen hatte, wird aschfahl, und legt sein Gewehr auf N. an. N. packt den jüngeren und hält ihn wie einen Schild vor sich, dieser, der sich, von den Armen des Athleten bezwungen, nicht rühren konnte, knirschte mit den Zähnen und rief seinem Bruder zu: „Aber so schiess doch!" Der Diener N. kommt nun mit einer Flinte hinzu, und die beiden Schufte laufen fort. Unser Freund verklagt sie, vier Augenzeugen, von denen einer ein Priester war, schwören, dass sie den Mann, der den Stein geworfen, nicht gesehen hätten. N., der gezwungen war, sich achten und fürchten zu machen, um im Dorfe weiter leben zu können, geriet hierüber ausser sich und gab einem Nachbar, welcher nichts gesehen hatte, einen Piaster, und dieser bezeichnete unter einem Eide den Lumpen, der den Stein geworfen. — In ähnlicher Weise und noch viel leichter findet man in Bengalen zwanzig falsche Belastungs- und Entlastungszeugen in ein und demselben Prozess, die Nachbarn schwören aus Gefälligkeit für einander und in beiden Ländern stützen dieselben Ur-

sachen dieselben Lügen. Da der Richter schon im Altertume aufgehört hatte gerecht zu sein, spricht man vor ihm nicht wie vor einem Richter, sondern wie vor einem Feinde.

Andererseits sind diese wie Wilde lügnerischen, grausamen und heftigen Menschen auch stoisch wie Wilde. Wenn sie krank oder verwundet sind, sieht man sie mit zerschmettertem Bein oder mit einem Messer im Rücken sich in ihren Mantel hüllen und ohne etwas zu sagen und ohne zu klagen, so liegen bleiben, gesammelt und reglos in der Art der Tiere, welche leiden; sie sehen einen nur mit starren und traurigen Augen an. Das kommt daher, weil ihr gewöhnliches Leben hart ist, und sie an Schmerz gewöhnt sind, sie essen nur Polenta und ihre Lumpen muss man sehen! Die Dörfer sind dünn gesät: sie sind gezwungen, mehrere Meilen und manchmal drei Stunden bis zu ihren Feldern zu gehen. Aber man ziehe sie aus diesem kriegerischen Zustande und dieser unaufhörlichen Spannung, und der grossmütige Untergrund, die reiche, im Überfluss mit gut abgewogenen Fähigkeiten ausgestattete Natur wird ohne Anstrengung sich durchringen. Sie werden herzlich, wenn man sie gut behandelt. Nach N. findet ein Fremder, der sie aufrichtig behandelt, auch in ihnen Aufrichtigkeit. Der Herzog G., welcher die Feuerwehr gebildet und seit dreissig Jahren befehligt hat, kann sie nicht genug loben, er vergleicht sie, was Geduld, Kraft, Mut und soldatische Hingebung anbelangt, mit den alten Römern. Seine Leute fühlen sich geehrt, gleich behandelt und zu einem männlichen Werk verwendet, und deshalb geben sie sich ganz und aus vollem Herzen. Man braucht auf der Strasse oder draussen im Lande nur die Gesichter der Bauern und Mönche zu betrachten: Klugheit und Tatkraft leuchten daraus hervor, es ist unmöglich, sich dem Gedanken zu entziehen, dass hier das Gehirn voll und der Mensch vollkommen ist. Stendhal, ein alter Beamter des Kaiserreiches, erzählt, dass man, als Rom und Hamburg

französische Präfekturen waren, Verwaltungstabellen mit sehr genauen, sehr umständlichen Anweisungen für den Zolldienst und die Registratur erhielt. Die Hamburger brauchten sechs Wochen, um sie zu verstehen und zu erfüllen, die Römer drei Tage. Die Bildhauer versichern, dass sie, entkleidet, gesundes, festes Fleisch wie in der Antike haben, während die Muskeln jenseits der Berge schlaff und hässlich sind. Man kommt in Wahrheit schliesslich so weit, zu glauben, dass diese Leute die alten Römer des Papirius Cursor oder die Bürger der furchtbaren mittelalterlichen Republiken seien, das heisst, die bestbegabtesten, zum Erfinden und Handeln fähigsten Menschen, welche jetzt unter die Kutte, das Bedientenkleid oder die Lumpen geraten sind, und ihre grossen Fähigkeiten zum Litaneien singen, intrigieren, betteln und zum eigenen Verderb verwenden.

Inmitten des Sumpfes sieht man noch das lebendige Wasser hervorsprudeln: wenn sie sich ausgeben, ist ihr Schwung wunderbar, zwischen den galanten oder groben Sitten bricht die jungfräuliche Natur, welche den grossen Malern göttliche Ausdrücke geliefert hat, in Begeisterungen oder Verzückungen hervor. Einer unserer Freunde, ein deutscher Arzt, hat ein schönes, in einen gewissen Francesco verliebtes Mädchen zur Magd. Francesco ist Arbeiter an der Eisenbahn und verdient vier Paolos am Tage. Er hat nichts und sie hat nichts, sie können sich nicht heiraten, sie brauchen hundert Taler, um einen Haushalt zu begründen; er ist ein böser Schlingel und nicht schön und hat für sie nur wenig Sinn, aber sie kennt ihn von Kindheit auf und liebt ihn seit acht Jahren: wenn sie ihn drei Tage lang nicht sieht, hört sie auf zu essen. Der Arzt ist auch gezwungen, ihr ihren Lohn zurückzubehalten, sie würde ihm sonst all ihr Geld geben. Im übrigen ist sie vernünftig und rein und stark überzeugt von der Schönheit ihrer Empfindung, sie spricht ganz offen über ihre Liebe.

Ich fragte sie nach Francesco, sie lächelte, errötete kaum merklich, ihr Gesicht erhellte sich und sie war wie im Himmel, man konnte nichts Entzückenderes und Anmutigeres als dieses geistreiche, italienische, von einem so hingebenden, so mächtigen und so reinen Gefühl durchstrahlte Gesicht sehen. Sie trägt die schöne, römische Tracht, und ihr Kopf wird von dem schönen roten Sonntagstuch eingerahmt. Welche Quellen, welche Feinheit, welche Kraft und welcher Schwung in einer derartigen Seele! Welcher Gegensatz, wenn man an die verdutzten Gesichter unserer Bäuerinnen oder an die pfiffigen Lärvchen unserer kleinen Nähterinnen denkt!

Hier berühre ich nun den zartesten Punkt, und wir wollen ihn berühren, denn wir sind keine Redner, welche im voraus entschlossen sind, politische Beweisgründe zu finden, sondern wir sind von Voreingenommenheiten und Absichten freie Naturbeobachter, damit beschäftigt, den Bau und die Empfindungen der Menschen so zu beobachten, wie wir es mit den Instinkten, Konstruktionen und Sitten der Bienen und Ameisen tun würden. — Sind die Menschen hier Italiener oder Päpstler? — Nach der Meinung meiner Freunde ist jede genaue Antwort schwer, die Leute sind zu unwissend, zu sehr am Boden klebend und in ihre Dorfinteressen und Dorfzänkereien zu sehr befangen, um eine Meinung über solche Frage zu haben. Nichtsdestoweniger kann man voraussetzen, dass sie hierin, wie in den anderen Dingen, durch ihre Phantasie und ihre Gewohnheiten beherrscht werden. Bei seiner letzten Reise ist der Papst mit Beifallsrufen überschüttet worden, man erdrückte sich rings um seinen Wagen. Er ist alt, sein Gesicht ist wohlwollend und schön, er übt auf diese wilden und feurigen Seelen dieselbe Wirkung wie eine heilige Statue aus: seine Person und seine Gewänder scheinen ihnen angefüllt zu sein mit Vergebung, und sie wollen ihn berühren, wie sie es mit der Bildsäule Sanct Peters tun. Zunächst lastet

die Regierung wenigstens nicht sichtbar auf ihnen, alle Strenge ist nur für die intelligenten Klassen da, der Feind ist der Mensch, welcher liest und auf der Universität gewesen ist, die anderen lässt man gehen. Zweifellos kann ein Bauer auf acht Tage ins Gefängnis gesteckt werden, weil er an einem Fasttage gegessen hat, aber da er abergläubisch ist, hat er gar keine Lust, gegen die Riten zu fehlen; ebenso zweifellos ist er verpflichtet, seinen Beichtzettel abzugeben, aber er empfindet keinen Widerwillen, seine Angelegenheiten lebhaft und ungestüm immer wieder aufs neue einer Kiste aus schwarzem Holz zu erzählen, und in der Stadt gibt es ausserdem Leute, welche aus dem Beichten und Abendmahlnehmen ein Handwerk machen: sie verschaffen sich auf diese Weise Zettel, welche sie für zwei Paolos das Stück verkaufen. Überdies sind die unmittelbaren Steuern leicht, die mittelalterlichen Auflagen sind von dem Kardinal Consalvi gelindert worden. Eine Aushebung gibt es nicht. Die sehr nachlässige Polizei duldet die kleinen Übertretungen und die Unordnung auf den Strassen. Wenn man seinem Feinde einen Messerstich versetzt, wird man schnell begnadigt und hat das Schafott, welches für die südliche Phantasie ein gar grausiges Ding ist, nicht zu fürchten. Und endlich ist das ganze Jahr über die Jagd erlaubt, der Waffenschein kostet fast nichts, und kein Gebiet ist, ausser dem mit Mauern umgebenen, verboten. Es ist sehr bequem, zu tun, was man will, unter der einzigen Bedingung, nicht über Politik nachzudenken, um die man sich nicht sorgt und von der man nichts versteht. So findet man denn auch seit dem Antritt der Piemontesen viele Unzufriedene zwischen den Bauern der Romagna, die Aushebung erscheint ihnen hart und die Steuern schwer, sie werden durch eine Reihe von Gesetzen bedrängt: man verbietet ihnen zum Beispiel ihre Wäsche auf der Strasse zu trocknen und unterwirft sie der Polizei und den genauen Vorschriften, welche in den Ländern

jenseits der Berge herrschen. Das moderne Leben verlangt angespannte Arbeit, unzählige Opfer, tätige Aufmerksamkeit und unaufhörliche Erfindung. Man muss wollen, sich anstrengen, reicher werden, sich unterrichten und unternehmen. Eine derartige Wandlung geht nicht ohne Zerrungen und Widersprüche vor sich. Glaubt man, dass ein Mensch, der zehn Jahre lang, wenn auch auf schmutzigen, mit Ungeziefer bedeckten Tüchern, gelegen hat, zufrieden sein würde, wenn man ihn mit einem Schlage aufrecht stellen und zwingen wollte, sich seiner Beine zu bedienen? Er wird nicht verfehlen, zu murren und sich nach seiner Trägheit zu sehnen, er wird sich wieder hinlegen wollen und mit seinen Gliedern nichts anzufangen wissen; aber man lasse ihm Zeit, man mache ihn die Freude empfinden, sich zu bewegen, reine Wäsche zu haben, die Löcher in seinem Hundeloche zu verstopfen und Möbel, die er durch seine Arbeit erworben hat, und an die niemand, weder Nachbar noch Beamter, die Hand legen darf, darin aufzustellen: und er wird sich mit dem Besitz, dem Wohlsein und der freien Tätigkeit, von denen er im ersten Augenblicke nur die Plagen fühlte, ohne ihre Vorteile und ihre Würde zu verstehen, aussöhnen. Schon sind in dieser selben Romagna die Arbeiter freisinnig, in Rom gingen im Jahre 1849 eine Menge Krämer und kleine Bürger mit ihren Flinten auf die Festungswälle und schlugen sich tapfer. Man lasse die Bauern erst einmal Besitzer werden, und sie werden ebenso denken. Die Güter, welche man ihnen geben kann, liegen schon alle bereit: vor den letzten Ereignissen besass die weltliche, geregelte Priesterschaft der römischen Staaten für fünfhundertfünfunddreissig Millionen Franken Grundbesitz, zweimal mehr als am Ende des letzten Jahrhunderts* und zweimal mehr als heute die Geistlichkeit in Frankreich. Die italienische Regierung

* Der Marquis Pepoli, die päpstlichen Finanzen. Im Jahre 1797 hatte sie nur zweihundertsiebzehn Millionen.

wird sie verkaufen, wie sie es schon in dem übrigen Italien tut . . . Das würde der grosse Hebel sein. Der italienische Bauer würde sich, wie der französische nach 1789, bemühen, zu bauen, zu düngen, und sein Gut zu verbessern, abzurunden und zu vergrössern. Er würde sparsam sein, um höher steigen zu können, er wird aus seinem Sohn einen Advokaten machen, seine Tochter mit einem Beamten verheiraten und Rentner werden mögen, er wird Rechnen und Lesen lernen, das Gesetzbuch auf seiner Anrichte haben, die Zeitung lesen, Schuldbriefe kaufen und sein Haus ausbessern und streichen lassen und einige alte Möbel aus der Stadt hereinstellen. Man öffne ein Wehr und sofort wird das Wasser hindurchfliessen, man mache Erwerb und Wohlsein möglich, und die Leute werden sehr schnell erwerben und geniessen wollen. Vor allem vergesse man das Gefängnis nicht für die Diebe und das Schafott nicht für die Mörder. Unter einer unparteilichen und strengen Gerechtigkeit erst begreift der Mensch, dass der einzig kluge Gewinst der ehrliche ist, und er geht harmlos, beschützt und nützlich auf dem rechten Weg zwischen den Dämmen des Gesetzes.

23. März. Die Regierung

Ich nehme es nicht auf mich, aus so grosser Ferne vorauszusehen. Die Politik ist nicht meine Sache, vor allem nicht die Politik der Zukunft: das ist eine zu schwierige Wissenschaft für mich, und vor allem bedarf es, um ein Urteil zu fällen, gründlicher Studien und eines viel längeren Aufenthaltes. Lass mich also nur von dem sprechen, was man, zum Beispiel von der Regierung, ohne weiteres sieht.

Man spricht von nichts anderem. Ich habe mich noch niemals mit einem Italiener unterhalten, ohne dass sich das Gespräch nicht sofort auf die Politik wandte; sie ist ihre Leidenschaft, sie gestehen selber, dass seit fünfzig

Jahren Dichtkunst, Schriftstellerei, Wissenschaft, Geschichte, Philosophie und Religion, das heisst alle Beschäftigungen und alle Erzeugungen ihres Geistes diesem Vorrange unterliegen. Auf dem Grunde einer Tragödie oder einer Metaphysik findet man, wenn man sie nach der Absicht des Verfassers durchsucht, dass er an nichts anderes gedacht hat als die Republik oder die Monarchie, die Föderation oder die Einheit zu predigen.

Man sagt, dass die französische Besetzung die Regierung schlimmer als jemals gemacht hat. Einstmals besass sie einige Zurückhaltung, sie hielt in der Ungerechtigkeit auf halbem Wege an; heute, wo sie sich durch eine Garnison von achtzehntausend Mann gestützt fühlt, fürchtet sie die Unzufriedenen nicht mehr. Es zweifelt auch niemand daran, dass der Tag, an welchem die Franzosen fortgehen werden, auch der letzte Tag der päpstlichen Herrschaft sein wird.

Ich versuche mir genau Grenze und Ausbreitung der Unterdrückung bezeichnen zu lassen. Sie ist nicht heftig und grausam wie die der Könige von Neapel, im Süden hat die alte spanische Tyrannei allerdings Grausamkeitsgewohnheiten hinterlassen, aber in Rom ist es durchaus nicht so. Man ergreift hier nicht plötzlich einen Menschen, um ihn in einen tiefen Kerker zu werfen, ihm jeden Morgen einen Eimer gefrorenen Wassers über den Körper zu giessen, ihn zu martern und ihn stumpfsinnig zu machen. Wenn er aber freisinnig und schlecht angeschrieben ist, nimmt die Polizei eine Haussuchung bei ihm vor, beschlagnahmt seine Papiere, durchwühlt seine Möbel und führt ihn fort. Nach Verlauf von fünf oder sechs Tagen wird er von einer Art Untersuchungsrichter verhört, andere Verhöre folgen, die Akten schwellen zu einem grossen Stosse an, welcher nach langer Zeit in die Hände der eigentlichen Richter gelegt wird. Diese brauchen ebenso lange Zeit, um ihn durchzusehen. Mancher ist drei Monate

und auch sechs Monate in Untersuchungshaft geblieben. Dann beginnt der Prozess, er wird öffentlich genannt, aber er ist es nicht: das Publikum bleibt vor der Tür, man lässt nur drei oder vier Zuschauer, bekannte, erprobte, mit Einlasskarten versehene Leute, herein. — Andererseits macht sich die Polizei Zufälle zu Nutzen. Vor vierzehn Tagen wurden um sieben Uhr abends zwei Schritte vom Korso entfernt zwei Personen in ihrem Wagen ermordet und um zehntausend Piaster bestohlen, die Polizei konnte die Schuldigen nicht finden und benutzte diese Gelegenheit, um vorläufig zuerst einmal einige Freisinnige hinter Schloss und Riegel zu bringen. — Jedermann hat von diesem kürzlichen Prozess, dessen Aktenstücke das römische Komitee entwendet hat, sprechen hören. Der Hauptbelastungszeuge war eine öffentliche Dirne: sie hat nicht nur die Leute, welche zu ihr kamen, angezeigt, sondern auch andere, die sie niemals gesehen hatte. Ein junger Mann, den man mir nennt, wurde mit hereingezogen, man verhaftete ihn nachts, verurteilte ihn heimlich und bestrafte ihn mit fünf Jahren Gefängnis; er hat seinem Bruder in einer vertraulichen Unterhaltung geschworen, dass er unschuldig sei. Die Gesetze sind leidlich, aber die Willkür verdirbt sie und dringt in die Strafen, wie in die Begnadigungen. Es rechnet auch niemand auf die Gerichte, niemand willigt ein, Zeuge zu sein, niemand schreckt vor Messerstössen zurück, niemand glaubt sich vor einer falschen Anklage sicher, und niemand ist gewiss, am nächsten Morgen noch in seinem Bett und in seinem Zimmer aufzuwachen.

Was das Geld anbetrifft, so hat man darin keine Beschlagnahmung zu befürchten, aber sie werden durch Schikanen ersetzt. Der Marquis A. besitzt ein grosses Landgut bei Orvieto, seine Vorfahren haben das Dorf gegründet. Die Leute der Umgegend erheben mit besonderer Bevollmächtigung des Monsignore eine Grundbesitzsteuer, es ist der Marquis A., der sie zahlt. Mit

der Bevollmächtigung desselben Monsignore machen sie ihm einen Prozess um ein Stück Land, wenn sie ihn gewinnen, zahlt er und wenn er ihn verliert, zahlt er auch, denn da das ganze Land ihm gehört, so ist er es, der für die Kosten der Gemeinde aufkommt. Man muss ein Freund der Regierung sein, um seine Einkünfte auch zu erhalten, wenn man es nicht ist, läuft man Gefahr, seinen Pächter schwerhörig zu finden. Durch diese tausend kleinen Bande persönlichen Interesses zwingt oder stützt die Regierung die Besitzer und den Adel.

Die Leute des mezzo cetto, Advokaten und Ärzte, sind in dieselben Ketten verstrickt, ihr Beruf macht sie von dem grossen päpstlichen Intrigenbund abhängig, wenn sie sich freisinnig zeigten, würden sie ihre beste Kundschaft verlieren, ausserdem sind alle öffentlichen Unterrichtsanstalten in Händen der Geistlichkeit. Rom besitzt nicht eine einzige weltliche Schule oder Erziehungsanstalt. Endlich zähle man alle Schützlinge, Bettler, kleinen Beamten, alle Bewerber oder Besitzer von Sinekuren; alle diese Leute sind gehorsam und eifrig: ihr tägliches Brot hängt davon ab. Das ist eine Hierarchie von klugen Leuten mit krummem Rücken, welche verschwiegen lächeln und je nach Wunsch ihren Beifall bezeugen. Der Graf C. sagte: „Man macht es hier wie in China: man schlägt hier nicht grausam die Füsse ab, aber man schnürt sie in Bänder ein und verunstaltet sie so gut, dass man sie zum Gehen unfähig macht."

Und es kann nicht anders sein, man soll hier die Logik der Dinge bewundern, ein kirchliches Regiment wird niemals freisinnig sein können. Ein einzelner Geistlicher kann es sein: die Welt umgibt ihn, die positiven Wissenschaften drängen ihn, die weltlichen Interessen beeinflussen die angeborene Richtung seines Geistes. Aber man nehme alle diese Einflüsse fort, überlasse ihn sich selbst, umgebe ihn mit anderen Priestern und lege die Leitung der Men-

schen in seine Hände, und er wird wie Pius VII. und Pius IX. zu den Maximen seiner Stellung zurückkommen und unaufhaltsam seine Bahn schreiten. Denn da er Priester, vor allem da er Papst ist, besitzt er die absolute, die vollkommene Wahrheit. Er hat sie nicht wie wir von gehäuften Überlegungen oder zukünftigen Entdeckungen der Menschen zu erwarten: sie ist vollständig in ihm und in seinen Nachfolgern. Ihre Grundsätze sind in der Tradition enthalten, in den Breven ausgesprochen, in den päpstlichen Rundschreiben erneuert, in den theologischen Summarien einzeln bezeichnet und durch die Verordnungen der Kanonisten und die Erörterungen der Kasuisten bis in die feinsten Einzelheiten hinein bestimmt. Es gibt keinen menschlichen, öffentlichen oder privaten Gedanken und keine Handlung, welche nicht in den grossen Büchern, deren Beschirmer und Erbe er ist, definiert, rubriziert und qualifiziert wäre. Mehr noch, diese Wissenschaft ist lebendig; sobald sie einmal in seinen Geist gedrungen und durch sein Wort öffentlich kundgetan ist, müssen alle Zweifel fallen, Gott bestimmt in ihm und durch ihn, der Widerspruch ist eine Auflehnung und die Auflehnung eine Lästerung. Folglich ist in seinen Augen die erste Pflicht Gehorsam: persönliches Forschen, persönliches Urteil ist Sünde. Der Mensch soll sich führen lassen und sich anheimgeben, wie ein kleines Kind, seine Vernunft und sein Wille sind nicht mehr in ihm, sondern in einem anderen, zu diesem Amte von oben gesandten; er hat einen „director". Das ist in der Tat der wahre Name des katholischen Priesters und nach diesem Amt strebt und trachtet in Rom die Regierung. Unter diesem Titel kann sie nachsichtig sein, kleine Dienste erweisen, der Schwäche der Menschen verzeihen, weltliche Anhängsel ertragen und lose Streiche dulden, sie schreckt vor Gewalt, vor allem, vor offener Gewalt zurück, sie liebt die salbungsvollen Worte und die nachsichtigen

Verfahren, sie droht nicht, sondern sie warnt und verweist. Sie spannt über die Sünde etwas wie einen wattierten Mantel: die Fülle ihrer gefühlvollen Worte; sie spricht gerne von ihrem liebenden Herzen und ihrer väterlichen Barmherzigkeit, aber einen Punkt gibt es, in dem sie auf ihrer Forderung besteht: Unterwerfung des Geistes und des Herzens. Im Besitze dieses Gehorsams verlässt sie das theologische Gebiet, dringt in das private Leben, bestimmt die Neigungen, leitet die Heiraten, wählt die Berufe, beeinflusst die Beförderungen und beherrscht die Testamente und alles übrige.

Im öffentlichen Leben trägt sie daher aufs äusserste Sorge, die Leute von der gefährlichen Versuchung der Tätigkeit zu bewahren. In Rom zum Beispiel ernennt sie Stadträte, welche den Rat vervollständigen, indem sie andere berufen, aber diese neuen Namen müssen vom Papst bestätigt werden, so dass alle Stadtverwalter nur auf seine Wahl hin ihren Sitz einnehmen können. Ebenso ist es in den anderen Ämtern. Ein Monsignore leitet die Krankenhäuser, ein anderer Monsignore überwacht die Theater und verlängert die Röcke der Tänzerinnen. Was die Verwaltung anbetrifft, so bleibt man so sehr wie möglich in dem alten Geleise, die staatliche Ökonomie ist eine ungesunde, moderne, auf das Wohlsein des Leibes zu sehr bedachte Wissenschaft. Man belässt oder setzt die Steuern auf die sichtbarlich fruchtbringenden Dinge, ohne sich über die schleichende Verarmung zu kümmern, welche man dadurch über das Land bringt.* Es kommt darauf an, zu leben, und man lebt von der Hand in den Mund; man trachtet vor allem danach, nichts an der einmal hergestellten Ordnung zu verändern; alte, durch den modernen Geist beunruhigte Leute haben ein Entsetzen vor Neuerungen.

* Der Marquis Pepoli, die päpstlichen Finanzen. — Siehe auch die Denkwürdigkeiten des Kardinals Consalvi.

Im ganzen besteht der Geist der Regierung darin, sich aufrecht zu erhalten, zu hemmen, zusammenzuhalten, zu warten und niederzuhalten. Wenn man noch einen anderen deutlichen Zug in ihr findet, so ist es wiederum der kirchliche Geist, welcher ihn liefert. Ein Priester legt den Keuschheitseid ab, und aus diesem Grunde beschäftigen ihn nun die Sünden wider die Keuschheit mehr als alle anderen. In unserer weltlichen Moral ist die erste Triebkraft die Ehre, das heisst die Pflicht, mutig und rechtschaffen zu sein, hier dreht sich die ganze Moral um den Geschlechtsgedanken: es handelt sich darum, den Geist in ursprünglicher Unschuld und Unwissenheit zu erhalten oder doch wenigstens durch die Kasteiungen und die Enthaltsamkeit der Sinnlichkeit zu entreissen oder zum allermindesten endlich öffentliches Ärgernis zu vermeiden. In dieser Beziehung ist die Polizei streng. Abends gibt es keine Frauen auf den Strassen, die Angelegenheiten werden im geheimen erledigt, und der französische Kommandant hat mit dem in Betracht kommenden Monsignore die komischsten Briefe wechseln müssen. Der äussere Anstand wird um jeden Preis und um welchen Preis! aufrecht erhalten. Kürzlich wurde ein armes Mädchen, welches eine Liebesgeschichte hatte, gefangen genommen und in eine Besserungsanstalt gebracht, und man sagte ihr, dass sie lebenslänglich dort bleiben müsse. „Gibt es kein Mittel, hier wieder herauszukommen?“ „Ihr müsst jemanden finden, der Euch heiratet.“ Sie lässt einen alten Kerl holen, der ihr ohne Erfolg den Hof gemacht hatte. Dieser Schuft heiratet sie und nützt sie nach einem Monat in der gewöhnlichen Weise aus, aber der Schein ist gewahrt. — Einer meiner Freunde nennt mir ein junges Mädchen, die von einem Arbeiter verführt worden: sie wollte um jeden Preis ihr Kind selber nähren, der Pfarrer schickte Gendarme, man nahm es ihr mit Gewalt und steckte es ins Findelhaus. — Dein Pfarrer hat das

Recht, sich in alle Deine Angelegenheiten zu mischen, er kann Dich hindern, ein junges Dienstmädchen zu haben, wenn Du nicht verheiratet bist, wenn er irgend eine Liebesgeschichte wittert, kann er Dir verbieten, die betreffenden jungen Mädchen und verheirateten Frauen zu besuchen. Er kann die Frauen, deren Aufführung ihm zweifelhaft erscheint, aus seinem Kirchspiel verjagen, und kann vom Kardinalvikar die Ausweisung einer Schauspielerin oder einer Tänzerin verlangen. Die Gendarme unterstehen seinem Befehl, und er selber schuldet nur dem Kardinalvikar Rechenschaft. — Für einen Römer ist es unmöglich, in Rom zu leben, wenn er mit seinem Pfarrer nicht gut steht, ohne Zeugnis des Pfarrers erhält er weder einen Pass, noch einen Jagdschein, der Pfarrer überwacht seine Sitten, seine Meinungen, seine Reden und seine Bücher und hetzt sofort die Polizei auf ihn. Aufsehen vermeiden, über das menschliche Leben einen Lack von Korrektheit breiten, die Übung der Glaubensregeln durchsetzen, keinen Widerspruch erfahren, in dem alten Zustande verharren und durch den Einfluss der Phantasie und der Gewohnheiten in dem Reich des Geistes unumschränkte Herrscher bleiben, darauf gehen und beschränken sich ihre Ansprüche, und man sieht wohl, dass ein derartiger Ehrgeiz nicht aus einer augenblicklichen Lage, sondern aus dem Wesen der Einrichtungen und des Charakters selber entspringt. Die zeitliche Regierung kann in geistlichen Händen nicht anders sein. Sie kommt zur milden, kleinlichen, trägen, züchtigen, klösterlichen und unbesieglichen Gewaltherrschaft wie eine Pflanze zu ihrer Blume.

24. März. Die Religion

Ich lese an jedem Morgen mit lebhaftem Vergnügen die Unita Cattolica, es ist eine unterrichtende Zeitung, man

ersieht daraus klar die Empfindungen, welche man in Italien religiös und katholisch nennt.

Eine liberale Zeitung schlug den italienischen Damen vor, ihre Ringe Garibaldi zu seinem Geburtstage zu schicken; welcher Schimpf für den heiligen Joseph, der das Unglück hat, der Schutzheilige jenes Banditen zu sein! Zum Ausgleich verlangt die Unita von den Damen ihre Ringe für den Papst, denn der Papst sei das Haupt der Kirche, und die Kirche stelle mystisch einen Charakter dar, der den Frauen sehr lieb sein müsse: die Mutterschaft, — diese Beweisführung ist unwiderstehlich. — Eine andere Zeitung nennt den Papst „den grossen Bettler" (il gran mendico). — Seit einem Monat lese ich die Liste der Schenkungen, welche an der Spitze der ersten Seite stehen. Sie sind zahlreich, man schätzt, dass der Papst jährlich zwei Millionen Piaster auf diesem Wege erhält. Gewöhnlich ist es für eine empfangene oder erwartete Gnade, nicht nur für eine geistliche, sondern auch für eine irdische. Die Schenker erbitten vom Papst, indem sie ihm ihre Gabe senden, seinen Segen „für eine wichtige Angelegenheit".* Man sieht, dass er für eine einflussreiche Persönlichkeit, für eine Art Premierminister am Hofe Gottes gehalten wird. Manchmal wird die Hierarchie sogar ganz deutlich bezeichnet. Der Bittende empfiehlt sich zunächst Jesus Christus, um seiner Fürsprache bei Gott dem Vater willen, dann der Jungfrau oder irgend einem andern Heiligen, damit sie ihm bei Christi helfen und endlich dem Papst, damit er ihm bei den Heiligen, der Jungfrau oder Jesus Christus das Wort rede. Das sind die drei Stufen der

* 23. März. Die Marquise Giulia . . . bietet dem Heiligen Vater einen Goldring mit einem Weihbilde an, um vom heiligen Joseph eine besondere Gnade zu erhalten. 26. März. Ein Sohn bietet dem Heiligen Vater für die Heilung seiner Mutter zehn Franken und nochmal zehn Franken der Madonna von Spoleto, um die erbetene Gnade zu erlangen.

himmlischen Gerichtsbarkeit. Der Papst erscheint ihnen als ein Abgesandter der Herrscher aus der anderen Welt, welcher beauftragt, diese zu beherrschen und mit Vollmacht ausgerüstet ist; der Verkehr muss durch seine Vermittelung stattfinden, er empfiehlt die Bitte durch eine günstige Randglosse. Der fromme Italiener hat noch die Vorstellung, welche Luther vor drei Jahrhunderten herrschen fand: er verkörperlicht und vermenschlicht alle religiösen Auffassungen, in seinen Augen ist Gott ein König, und in jeder Monarchie gelangt man zum Fürsten durch die Minister und vor allem durch die Verwandten, die Vertrauten und die Bedienten.

Folglich ist der Einfluss der Jungfrau ungeheuer.* Sie ist hier wahrhaft die dritte Person der Dreieinigkeit und ersetzt den heiligen Geist, der, da er keine körperliche Gestalt hat, dem Volke entgeht. Was kann Leuten, welche sich die himmlischen Mächte mit einem Gesicht vorstellen, anziehender und barmherziger dünken, als eine Frau? Und wer kann mächtiger und einflussreicher als eine so geliebte Frau neben einem so guten Sohne sein? Ich

* Der heilige Liguori, Ausgabe der Benediktiner von Solesme 1834, Band 1, Seite 495: „Wisst ihr wie die Dinge im Himmel vor sich gehen? Die heilige Jungfrau stellt sich vor ihren göttlichen Sohn und zeigt ihm ihren Schoss, in dem er neun Monate lang eingeschlossen gelegen, und ihre heiligen Brüste, aus denen er so oft Milch gesogen. Der Sohn stellt sich vor seinen allmächtigen Vater und zeigt ihm seine offene Flanke und die heiligen Wunden, die er für uns empfangen. Beim Anblick der süssen Liebespfänder seines Sohnes kann Gott ihm nichts abschlagen, und wir erlangen alles."

Der heilige Liguori ist der angesehenste Kasuist der modernen Zeiten, unter anderem hat er verschiedene geistliche Abhandlungen geschrieben. Ich bitte den Leser, seine christlichen Lebensregeln, seine geistlichen Lieder, seine Lobgesänge auf Maria und in seiner dogmatischen Theologie die Kapitel De Matrimonio und De Restitutione, lib. III, dubium VI, articulus IV zu lesen.

habe eben la Vergine durchblättert, eine Sammlung von Versen und Prosa, welche wöchentlich zu Ehren Marias veröffentlicht wird. Der erste Aufsatz handelt von dem Besuch der Jungfrau bei Elisabeth und von der wahrscheinlichen Zeit, die dieser Besuch gedauert; am Ende steht ein Sonett über den Engel, dem es, da er Maria entzückend fand, etwas schwer wurde, in den Himmel zurückzukehren. Ich habe den Text nicht zur Hand, aber ich bürge für den Sinn, und eine derartige Zeitung liegt auf dem Tisch bei Menschen aus der Gesellschaft. — Man hat mir il Mese di Maria gekauft, ein kleines, sehr verbreitetes Buch, welches den Ton der Frömmigkeit in Rom verrät. Es sind Unterweisungen für jeden Tag des Monats der Maria mit Andachtsübungen und Gebeten, welche geistige Blumen, Girlanden und Kränze genannt werden. „Wer kann zweifeln, dass die verklärte Jungfrau, welche so freimütig und grossherzig ist, zwischen so vielen Ruhmeskränzen, welche ihr zur Verfügung stehen, nicht einen für den bewahren würde, welcher mit unermüdlicher Beharrlichkeit sich hingegeben hat, ihr die besagten Kränze anzubieten?" Es folgen kleine Verse, und dreissig Geschichten, um diesen Satz zu stützen. „Ein junger Mann namens Esquilio, welcher nicht mehr als zwölf Jahre zählte, führte ein sehr liederliches und sehr unreines Leben. Gott, welcher ihn zu sich zurückführen wollte, liess ihn in eine schwere Krankheit fallen, so dass er am Leben verzweifelnd, von Stunde zu Stunde auf seinen Tod wartete. Da er alles Gefühl verloren hatte, und man ihn für gestorben hielt, brachte man ihn in einen mit Feuer angefüllten Raum, und als er den Flammen zu entkommen suchte, sah er eine Tür, und als er sie durchschritten hatte, war er in einem Saal, in dem sich die Himmelskönigin mit vielen Heiligen befand, welche ihren Zug bildeten. Esquilio warf sich ihr plötzlich zu Füssen, aber mit strengen Augen stiess sie ihn weit von sich und befahl, dass man ihn

wiederum in das Feuer führe. Der Unglückliche flehte die Heiligen an, und diese erhielten von Maria zur Antwort, dass Esquilio ein grosser Bösewicht sei, der nicht einmal ein einziges Ave Maria hergesagt habe. Die Heiligen traten aufs neue dazwischen, indem sie sagten, dass er seine Lebensführung geändert habe, und Esquilio, welcher eine furchtbare Schreckensangst ausstand, versprach, sich ganz und gar dem Geiste hinzugeben und ihm, so lange er leben würde, allein zu dienen. Darauf ermahnte ihn die Jungfrau, nachdem sie ihm einen strengen Verweis erteilt hatte, seine Sünden durch Busse wieder gut zu machen und sein Versprechen zu halten, und zog den Befehl, ihn ins Feuer zu werfen, wieder zurück." — Zwei junge Leute fuhren in einem Boot auf dem Po spazieren, der eine von ihnen verrichtete den täglichen Mariendienst, der andere weigerte sich, es zu tun, indem er sagte, dass heute ein freier Tag sei. Das Boot scheiterte, und alle beide riefen die Jungfrau an, sie kam, fasste den ersten bei der Hand und sagte zu dem zweiten: „Da du dich nicht für verpflichtet hieltest, mich zu ehren, halte ich mich auch nicht für verpflichtet, dich zu retten" und er ertrank. — Ein junger Lebemann hatte eine der Federn geraubt, mit welchen man in das Register die Namen der Gläubigen eintrug, welche in den Orden der heiligen Jungfrau getreten waren; er gebrauchte diese Feder, um einen Liebesbrief zu schreiben und erhielt im selben Augenblick einen harten Backenstreich, ohne die Hand zu sehen, welche ihn geschlagen hatte. Und zu gleicher Zeit hörte er diese Worte: „Bösewicht, hast du die Kühnheit, ein Ding zu beschmutzen, das mir geweiht worden?" Er fiel zu Boden, und seine Wange blieb mehrere Tage lang braun und blau. — Ich höre auf; solche Erzählungen nähren hier den Geist der Frauen und selbst der grossen Damen. Man erzählt ihnen, dass, als die Heilige Therese, einen Brief unterbrechend, in ihren Garten hinunterging, Jesus Christus kam und den

Brief zu Ende schrieb. Die Ehegatten haben eine ähnliche Erziehung erhalten, und niemals verwischt sich die durch die Erziehung aufgedrückte Prägung. Ich habe sehr kultivierte Männer gesehen, welche an diesen Erzählungen und an diesen kleinen Büchern nichts zu tadeln fanden. Andererseits folgen viele Geister, welche frei erscheinen, der Menge; man erstaunt darüber, und sie antworten zunächst: „Wir sind dazu gezwungen." Wenn man etwas vertraulicher geworden ist, fügen sie hinzu: „das schadet nicht und kann vielleicht nützen. Man muss sich für den Fall, in welchem die Priester die Wahrheit sagen, vorsehen." Einer unserer Freunde liess sich gestern, als er hörte, dass eine Frau der Gesellschaft verreist sei, um eine Madonna zu besuchen, welche die Augen bewegt, ein Lächeln entschlüpfen. Ein junger Offizier, der dabei war, nahm die Sache ernst und sagte ihm, dass er diese Reise mit acht seiner Freunde gemacht habe und dass sie die Madonna tatsächlich ihre Augen bewegen gesehen hätten. — Auf diesem Wege kann man weit gehen. Die Gräfin N., welche zwei Kinder hat, hat eins unter den Schutz unserer Lieben Frau von Spoleto und das andere unter den unserer Lieben Frau von Vivalcaro gestellt, in ihren Augen sind sie zwei verschiedene Gestalten: für diese heftigen und positiven Phantasten ist die Bildsäule nicht eine Darstellung, sondern eine lebendige Göttin. Als sie schliesslich mehr Vertrauen zu unserer Lieben Frau von Vivalcaro bekam, hat sie ihre beiden Kinder unter ihren Schutz gestellt.

Hiernach kannst Du Dir vorstellen, wie die Religion bei den Leuten im Volke aussieht. Einem Kutscher, den einer meiner Freunde zu benutzen pflegt, gingen auf dem Abstiege vom Pincio die Pferde durch, er sah, dass nichts sie aufhalten konnte und sprach bei der ersten Madonna, die er gewahrte, ein Gebet. Das Pferd zerstiess sich an einer Mauer den Schädel, er selber wurde gegen ein vergittertes Fenster geschleudert, klammerte sich an die Eisenstangen

und kam mit Hautabschürfungen davon. Hierüber liess er zwei Gemälde als Weihbilder ausführen, das eine stellt ihn in dem Augenblicke dar, in dem er sein Gebet spricht, auf dem anderen ist er gemalt, wie er gegen das Gitter geschleudert wird. — Eine Kammerfrau der Gräfin N. hatte Lotterie gespielt und dabei auf den Schutz dreier Heiligen gerechnet; da sie verloren, verrichtete sie von dieser Zeit an vor den Heiligen, welche sie schlecht bedient hatten, keine Andachten mehr. — Diese so gearteten Geister werden so stark beeindruckt, dass sie sogar ausserhalb der offiziellen Umfriedung Aberglauben erfinden. Die Dienstmagd N. zum Beispiel versichert, dass der Papst ein jettatore sei: Wenn er sich am Ostertage wohl fühlt, und den Segen erteilen kann, wird es regnen, wenn er krank ist, gibt es schön Wetter. — Natürlich arbeitet der Unterricht und die Katechismen in demselben Sinne. Ich bin eines Tages in eine Kirche getreten, in welcher ein Geistlicher vierzig kleine Mädchen von sieben und acht Jahren unterrichtete: sie drehten sich neugierig um, blinzelten mit den Augen und flüsterten untereinander mit dem Ausdruck durchtriebener Mäuse. Alle diese kleinen nach Bewegung lüsternen Körper und all die kleinen aufgeweckten lebhaften Gesichter zappelten auf ihren Plätzen, der Priester ging mit sanfter väterlicher Miene von Bank zu Bank und beschwichtigte die flatternde Brut mit der Hand, indem er fortwährend ein und dasselbe Wort wiederholte: il diavolo. „Nehmt euch vor dem Teufel in acht, meine lieben Kinder, der Teufel ist sehr böse, der Teufel will eure Seelen verschlingen usw.“ In fünfzehn, in zwanzig Jahren wird ihnen das Wort wieder einfallen, und mit dem Worte das Bild, der scheussliche Rachen, die spitzen Krallen, die rote Flamme und alles übrige. — Ein Besucher der Kirche Aracoeli erzählte, dass die Predigten während der ganzen Fastenzeit einzig und allein über das Fasten und über die verbotenen oder erlaubten Gerichte gehandelt

hätten. Der Prediger bewegt sich auf seiner Kanzel mit grossen Gebärden hin und her, beschreibt die Hölle und dann sogleich die verschiedenen Arten, Maccaroni und Stockfisch schmackhaft herzurichten, sehr zahlreiche Arten und Weisen, welche die Genusssüchtigen, die nicht fasten, unentschuldbar machen. — Dieser Tage hatte ein Schweineschlächter auf dem Korso seine Schinken in Form eines Grabmales aufgebaut, darüber waren Kerzen und Girlanden und im Innern sah man eine Schale, in welcher rote Fische schwammen. — Die Hauptsache ist, zu den Sinnen zu sprechen. Der Italiener ist nicht wie der Deutsche oder der Engländer für nackte Begriffe empfänglich, unwillkürlich verkörpert er sie sich in einer greifbaren Form, das Unbestimmte und Abstrakte ist ihm nicht fasslich oder schreckt ihn ab, der Bau seines Geistes erlegt seinen Auffassungen scharfgerissene Linien und eine feste Form auf, und diese unaufhörliche Flut deutlicher Bilder, welche einstmals seine Malerei erzeugt hatte, bildet noch heute seine Religion.

Man muss diesen Gesichtspunkt, welcher der der Naturforscher ist, festhalten: aller Ärger verfliegt dann, der Geist beruhigt sich, man sieht rings um sich nur noch Wirkungen und Ursachen; erklärte Dinge verlieren ihre Hässlichkeit, wenigstens hört man auf, an sie zu denken, wenn man die erzeugenden Kräfte betrachtet, welche an sich wie alle Naturkräfte unschuldig sind, obgleich man sie zum Bösen nützen oder zum Guten wenden kann. Sogar die Beleidigungen und Gewalttaten interessieren einen: man empfindet die Neugier eines Physikers, welcher, nachdem er die Elektrizität erforscht hat, das Gewitter versteht und seinen verhagelten Garten vergisst, indem er die Genauigkeit der Gesetze feststellt, welche ihn daran verhindern, Früchte zu seinem Nachtisch zu haben. Mindestens alle drei Tage lese ich in den Zeitungen donnernde Deklamationen gegen zwei berühmte Schriftsteller unserer Zeit, der eine ist so glänzend, so liebenswürdig, so lebhaft, so fran-

zösisch und so geistvoll, dass man es vergisst, auf seinen gesunden Sinn zu achten, welcher seinem Geiste gleichkommt, der andere ist so umfassend, so zart, so fruchtbar in allgemeinen Ideen, so geschickt und verfeinert, in der Kunst zu fühlen und die Abstufungen anzugeben und so glücklich begabt und so gut ausgerüstet, dass Philosophie und Gelehrsamkeit, die hohen Gesamtauffassungen und die ängstliche, buchstäbliche Philologie, hebräisch für ihn sind, kurz, About, der Verfasser der Römischen Frage, und Renan, der Verfasser des Lebens Jesu. Alle drei Tage nennt man sie Bösewichte, ich habe einen Artikel unter dem Titel: Renan e il diavolo gelesen, in welchem man bewies, dass die Ähnlichkeiten zwischen den beiden Personen zahlreich seien. Nichts ist natürlicher, die Dinge nehmen, wenn sie durch bestimmte Geister gehen, eine bestimmte Farbe an. Die Gesetze der inneren Strahlenbrechung verlangen es so, und sie sind nicht weniger mächtig, als die der physischen. Ich habe eine ähnliche Wirkung in den letzten Tagen auf dem Kapitol gesehen: es handelt sich um Geschichte so wie sie wird, wenn sie in den Gehirnen des Volkes ausgearbeitet, verunstaltet und vergröbert worden. Zwei französische Soldaten besahen eine Judith, die den Holofernes getötet hat, und der eine sagte zum anderen: „Siehst du diese Frau dort, sie ist eine gewisse Charlotte Corday und das andere ist Marat, ein Mann, der sie unterhielt und den sie in ihrer Badewanne ermordete. Man muss doch sagen, dass alle diese unterhaltenen Weiber Canaillen sind."

28. März. Das Land

Wir sind um acht Uhr des Morgens nach Albano aufgebrochen und haben Rom über die Piazza San Giovanni verlassen. Das ist der schönste Platz Roms, ich habe ihn Dir schon beschrieben, aber ich finde ihn noch schöner

als das letzte Mal. Wenn man sich ausserhalb des Tores umdreht, so hat man vor sich jene Fassade von San Giovanni in Laterano, welche auf den ersten Blick hin schwülstig erscheint, um diese morgendliche Stunde aber, in der grossen Stille, inmitten so vieler Trümmer und ländlicher Dinge, ist sie es nicht mehr: man findet sie ebenso reich wie mächtig, und die Sonne giesst über ihre hohen gedrängten Säulen, über ihre Anhäufung von Bildsäulen und ihre festen vergoldeten Mauern die Pracht eines Festes und den Glanz eines Triumphes.

Die Hecken grünen, und die Ulmen treiben Knospen; von Zeit zu Zeit leuchtet ein Pfirsich- oder ein Aprikosenbaum rosenfarbig wie ein entzückendes Ballkleid. Die grosse Kuppel des Himmels ist strahlenübergossen. Der Aquadukt des Sixtus V. und dann der verfallene des Claudius ziehen zur Linken ihre Bogenreihen durch die Ebene, und ihre Krümmen runden sich mit wunderbarer Klarheit in der durchsichtigen Luft. Drei Gründe bilden diese ganze Landschaft:

Die grüne, von dem Guss der glühenden Strahlen warm erhellte Ebene, die starre ernste Linie der Aquadukte und in der Ferne, in einem goldigen und bläulichen Dunst, die Berge. In den Schluchten sieht man auf den Höhen Ziegenherden und langgehörnte Ochsen, dann die kegelförmigen Dächer der Hirten, welche Hütten von Wilden ähnlich sehen, und sie selber, die Beine in ein Ziegenfell gehüllt, und hier und dort, in der Ferne verloren, die Reste einer antiken Villa, ein zerstörtes Grabmal, einen efeubewachsenen Pfeiler, vereinzelte Trümmer, welche aussehen wie die Überbleibsel einer grossen Stadt, die ganz und gar von einer Sündflut verschlungen worden. Bauern mit glänzenden Augen und gelber Haut reiten quer durch die Felder, um den Weg zu erreichen. Die Poststation ist ein buntscheckiges, verwittertes, versintertes Gebäude, eine Art stummen Grabes, in welchem,

in ihre Mäntel gehüllt, zwei vom Fieber untergrabene Menschen liegen.

Man gelangt nach Ariccia über eine prachtvolle Brücke, deren hohe Bogen ein Tal überspannen, sie ist von dem Papste erbaut worden. B., welcher die römischen Staaten durchreist hat, sagt mir, dass die künstlichen Arbeiten darin nicht fehlen und dass die grossen Wege gut unterhalten werden. Baukunst und Anlagen sind ein Vergnügen bejahrter Herrscher, die Eigenliebe, welche einen Papst dazu treibt, eine Kirche oder einen Palast zu erbauen, und seinen Namen und das Wappen seiner Familie auf jede Ausbesserung und Verschönerung zu setzen, bewegt ihn auch zu diesen grossen Arbeiten, welche einen Gegensatz zu der allgemeinen Vernachlässigung bilden. Andere Spuren verraten gleichfalls die Gegenwart fürstlicher Neigungen und grossen aristokratischen Besitzes. Ein Herzog hat die grossen Ulmenalleen, welche sich jenseits des Dorfes erstrecken, gepflanzt. Das Dorf selbst gehört dem Prinzen Chigi. Seine Villa, am Ende der Brücke, ist ganz geschwärzt und sieht aus wie ein festes Schloss. Unter der Brücke bedeckt sein Park das Tal und steigt bis auf den Berg hinauf; alte gewundene Bäume, ungeheure, durch das Alter geborstene Stämme und immergrüne Eichen rauschen dort in dem Glanz ihrer ewigen Jugend, erfrischt durch die fliessenden Wasser. Die grauen bemoosten Wipfel vermischen sich mit den grünen, und die Büsche bekleiden sich schon mit einem aschfarbenen Grün, welches stellenweise fehlt und wie ein zarter, von den stachligen Fingern der Zweige gehaltener Schleier aussieht. Alle diese Töne stufen sich unter dem Wechsel von Sonne und Schatten mit entzückender Mannigfaltigkeit und Harmonie ab. Die Frühlingserde ist aufgeweicht und gebiert, man fühlt unbestimmt das Gären der lebendigen Fülle, welche sich in den Tiefen regt. Zarte Schösslinge spriessen aus den Rinden hervor, kleine grüne Spitzen glänzen in der von

behenden Strahlen durchstreiften und belebten Luft. Die Blumen lachen schon in strahlenden launigen Schwärmen an den Rändern der Quellen. Wie wenig Steine und Denkmale doch neben natürlichen Geschöpfen sind!

Wir assen in Genzano und waren gezwungen, uns selber Fleisch kaufen zu gehen, der Gasthauswirt fürchtete, sich blosszustellen, bezeichnete uns aber einen Laden, in dem man Würste zu kaufen bekam. Dieses Gasthaus ist ganz und gar wild, es ist eine Art von einem hohen Bogen gestützter Stall. Die Maultiere und Esel gehen aus und ein, kommen an den Tischen vorbei, und ihre Hufe klopfen auf das Pflaster. Spinnengewebe hängen an den geschwärzten Balken, und das Licht von aussen dringt in einer grossen Woge ein, in welcher der Staub des Schattens schwimmt und wirbelt. Es gibt keinen Schornstein. Die Wirtin bereitet das Essen auf einem Herd, dessen Rauch quer durch den Raum zieht, und Vorder- und Hintertür stehen offen, was eine scharfe Zugluft verursacht. Ich vermute, dass Don Quichotte vor dreihundert Jahren in den verbrannten Ebenen der Mancha ähnliche Schenken fand. Als Stühle, Holzbänke und als Speise, Eier und wieder Eier. Die kleinen Bettler verfolgten uns bis an den Tisch mit unglaublicher Zudringlichkeit. Man kann ihre Lumpen und ihren Schmutz nicht beschreiben. Einer von ihnen trug eine derartig zerrissene Hose, dass man die Hälfte der beiden Schenkel sah, rings herum hingen die Fetzen. Ein altes Weib trug als Kopfschmuck einen Küchenlappen oder ich weiss nicht, welchen Überbleibsel einer Strohdecke, auf welcher sich ein Regiment Soldaten die Füsse abgewischt zu haben schien. Die Seitenstrassen sind wunderliche Kloaken, in welchen die spitzen Steine mit Kothaufen abwechseln. Nichtsdestoweniger hat die Stadt grosse Bauten, welche alt erscheinen, und meine Freunde sagen mir, dass man in den Bergen noch Dörfer aus dem fünfzehnten Jahrhundert fände, welche so gut gebaut seien,

dass dreihundert Jahre des Niederganges nicht genügt haben, das Werk der ursprünglichen Blüte zu verderben und zu verbrauchen.

Wir sind an den See Nemi gegangen, es ist eine Schale Wasser in der Tiefe eines Bergbeckens. Er hat nichts Grosses, noch weniger als der Tiber, sein Name bildet seinen Ruhm, die Berge, welche ihn umgeben, haben ihre Wälder verloren, nur am Ufer breiten sich ungeheure, mit ihren Wurzeln an die Felsen geklammerte Platanen halbgelagert über das Wasser, die ungestalten, knorrigen, buckligen Stämme strecken ihre grossen weisslichen Äste vor, und ihre Zweige hängen in die kleinen grauen Wellen herab. Dicht daneben rauscht ein Heer von Binsen, Immergrün und Anemonen wuchern bis in das Moos der Wurzeln, und die fernen Hänge tauchen, in der Entfernung halbblau getönt, durch das Labyrinth der Zweige auf. Ein Name, der alte Name des Sees drängt sich auf die Lippen: speculum dianae, und sofort sieht man ihn, wie er in den Jahrhunderten streitbaren Lebens und mörderischer Sitten war: umgeben von tiefen, schwarzen Wäldern, öde, wenn seine Stille durch das Röhren der Hirsche oder den Tritt der Hindinnen, welche zur Tränke kamen, nicht unterbrochen wurde. Der Jäger, der Bergbewohner, welcher von der Höhe eines Felsens herab seinen unbeweglichen, graugrünen Spiegel auftauchen sah, fühlte seine Haare sich sträuben, als ob er die klaren Augen der Göttin gesehen hätte. Auf dem Grunde dieses Schlundes, unter den ewigen Pinien, unter der unversehrten Zuflucht hundertjähriger Eichen leuchtete der See unheilvoll und keusch, und seine metallische Flut mit ihrem Stahlschimmer war der „Spiegel der Diana".

Auf dem Rückwege sieht man, wenn man den welligen Rücken des Hügels wieder erstiegen hat, das Meer wie ein geschmolzenes Silberschild, welches Blitze schleudert. Die unendliche, durch die Äcker unbestimmt gesprenkelte

Ebene erstreckt sich bis ans Ufer und hält an, begrenzt von dem leuchtenden Streifen. Dann folgt man Alleen von alten Eichen, zwischen denen sich Gesträuche und das kleine, immer fröhliche Volk grüner Büsche ausbreitet; man wird dieses unsterblichen Sommers, dem der Winter nicht beikommen kann, nicht müde. Mit einem Schlage sieht man von der Höhe eines Rückens aus zu seinen Füssen den Albanersee, ein grosses, blaues Wasserbecken, wie das des Sees Nemi, aber es ist ausgedehnter und von einem schöneren Ufer umgeben. Gegenüber, über den Abhängen, welche das Becken bilden, erhebt sich wild und verrostet der Monte Cavi wie ein antediluvianisches, den Pyrenäen und Alpen verwandtes Ungeheuer, welches allein schroff und rauh in der Mitte dieser Berge dasteht, die wie von einem Baumeister gezeichnet aussehen, und oben auf seinem Gipfel trägt es seltsam sein Mönchskloster, welches bald von den Schatten der Wolken verdunkelt und bald wieder von einem Durchbruch der Sonne in wilder, lachender Fröhlichkeit erhellt wird; etwas tiefer, auf einem benachbarten Berge abgestuft, liegt Rocca di Papa, es ist ganz weiss wie ein Zinnenrand und leuchtet in der gewitterschwülen und drohenden Luft mit seinen angeklebten Häusern hell auf; ganz unten starrt unbeweglich und leuchtend wie eine geglättete Stahlplatte der zinnfarbene See in seinem Krater, nur hier und dort bedeckt ihn die Brise mit kaum wahrnehmbaren Schuppen; er ist seltsam ruhig, eingeschlafen über einem geheimnisvollen und tiefen Leben unter diesen schweigenden Schauern, welche ihn überfliegen, und spiegelt still und tief seine gezackten Ufer, den reichen Kranz von Eichen wieder, welche sich ewig von seiner Frische nähren. — Man erhebt die Augen und sieht zur Linken Castel Gandolfo mit seinen weissen Häusern, seiner runden, scharf in der Luft sich abhebenden Kuppel, seinen auf dem verlängerten Rand des Berges in die Höhe gesträubten Spitzen, welche wie

weisse in den Rücken eines Krokodils eingelassene Muscheln aussehen und dann endlich, ganz im Hintergrunde über den Zacken der Berge, die unendliche römische Campagna mit ihren Millionen unter einer Schicht von Nebel und Licht feuchten Flecken und Streifen.

Ein Karthäuserkloster steht am Ufer des Sees, die Mönche haben ihre Sitze immer mit grossem Geschmack und einer eigentümlichen Vornehmheit der Phantasie gewählt, vielleicht befreit das religiöse, der bürgerlichen Bequemlichkeiten beraubte Leben die Seele von allen bürgerlichen Kleinlichkeiten; jedenfalls gelang es ihm ehemals. — Unglücklicherweise siedelt sich das Grausige und Grobe sofort neben dem Edlen an. Am Eingang ist ein Gitter und hinter dem Gitter liegt eine Menge von Karthäuser-Schädeln und Knochen, welche mit passenden Inschriften geschmückt sind. Kannst Du Dir die Wirkung auf einen Bauer, auf einen einbildungsreichen Kopf, der vorübergeht, vorstellen? Kopf und Herz empfangen einen Stoss, und die Erschütterung hält mehrere Stunden an. Alles ist hier auf diese Art von Eindrücken berechnet, zum Beispiel das Amt in Sankt Peter. Der grosse Altar ist so weit, dass die Anwesenden die Worte nicht hören können, ich sage nicht „verstehen", denn es ist lateinisch. Was schadet es? ... das majestätische Summen, das die Ohren erreicht, die durch die goldenen Priesterröcke hervorgebrachte Blendung, die Majestät der baukünstlerischen Formen genügen, um die Seele unbestimmt zu ergreifen und den Menschen in die Kniee zu zwingen.

26. März

Heute abend grosse politische Unterhaltung. Darauf läuft es gegen das Ende des Nachtischs beim Kaffee immer hinaus. Ich beschreibe sie hier bei mir zu Hause.

Der Hauptsprecher war ein junger ernster Mann, dessen

Italienisch so deutlich und so harmonisch klang, dass man von einer Musik sprechen möchte. Er war sehr eingenommen gegen die weltliche Macht. Ich hielt ihm die kirchlichen Gründe entgegen:

„Ihr beurteilt den Papst, ihr verliert die Fügsamkeit des Herzens und des Geistes und neigt zum Protestantismus." — „In keiner Weise: Wir sind und bleiben Katholiken, wir erkennen eine höhere, mit der Regelung des Glaubens beauftragte Machtvollkommenheit an und stützen sie. Wir nehmen ihm sogar nicht einmal die weltliche Macht: man kann jemandem nur das nehmen, was er hat, und der Papst hat sie tatsächlich nicht mehr. Seit dreissig Jahren regiert er nur noch durch die österreichischen oder französischen Bajonette. Er wird niemals einen stärkeren Druck durch das Ausland zu erleiden haben, als er heute erleidet. Wir wollen ihm seine Macht nicht rauben, sondern nur seine schon eingetretene Machtlosigkeit regeln, er liegt auf dem Boden, wir wollen ihn wenigstens hinsetzen." Ich antwortete und widersprach: „Das Prinzip des Katholizismus lautet nicht nur, dass der Glauben einer sei, sondern auch, dass die Kirche eine sei. Wenn der Papst also Bürger eines einzelnen Staates, Italiener, Franzose, Österreicher oder Spanier wird, so wird er wahrscheinlich nach Verlauf von einem oder zwei Jahrhunderten unter die Herrschaft der Regierung geraten, deren Untertan oder Gast er ist, wie das schon dem Papst von Avignon bei dem Könige von Frankreich widerfuhr, dann werden die anderen Staaten aus Eifersucht und Unabhängigkeitsbedürfnis Gegenpäpste oder doch wenigstens besondere Patriarchen, wie den von Sankt Petersburg oder den von Konstantinopel, aufstellen. Dann kommen die Schismen, und ihr habt keine katholische Kirche mehr. — Ja, ihr habt sogar keine unabhängige Kirche mehr. Unter der Hand eines Fürsten wird ein Patriarch und sogar ein Papst Beamter. Man sieht es in

Sankt Petersburg und hat es in Frankreich unter Philipp dem Schönen und Philipp VI. gesehen. Wenn Napoleon den Papst in Paris einsetzen wollte, so geschah es, um aus ihm einen sehr geehrten, aber auch sehr gehorsamen Kirchenminister zu machen. Beachten Sie auch, dass die Regierungen in Europa, vor allem in Frankreich, die Hände schon in alle Angelegenheiten stecken, was sollte daraus werden, wenn sie sie auch noch in alle Gewissen stecken wollten? Alle Freiheit würde untergehen, Europa würde ein Russland, ein römisches Reich, ein China werden. — Und endlich würde das Dogma selber in Gefahr kommen. Den Papst aus seinem Staat wie eine Pflanze aus ihrem Treibhause reissen, heisst ihn, und das Dogma mit ihm, den Einflüssen der modernen Ideen ausliefern. Der Katholizismus ist, da er unwandelbar, auch unbeweglich, sein Oberhaupt bedarf eines toten Landes, Untertanen, welche nicht denken, einer Stadt aus Klostern, Museen und Ruinen, einer friedlichen und poetischen Nekropolis. Stellen Sie sich hier eine Akademie der Wissenschaften, öffentliche Vorlesungen, die Debatten eines Parlaments, grosse blühende Gewerbe, und die lebhafte und allgemeine Verkündigung einer weltlichen Moral und Philosophie vor, glauben Sie, dass dann die Ansteckung die Theologie nicht erreichen würde? Sie würde sie erreichen, man würde sie nach und nach mildern, die Dogmen erklären, die anstössigsten fallen lassen und aufhören, von ihnen zu sprechen. Betrachten Sie Frankreich, welches zur Zeit Bossuets so gut regiert und so gehorsam war: einzig durch die Berührung mit einer denkenden Gesellschaft kühlte sich der Katholizismus dort ab, befreite sich von italienischen Traditionen, lehnte das tridentinische Konzil ab, verringerte den Bilderkult, verbündete sich mit der Philosophie und geriet unter den Einfluss frommer, aber gelehrter und denkender Laien. Was sollte daraus jetzt inmitten der Kühn-

heiten, der Entdeckungen und der Verführungen der zeitgenössischen Zivilisation werden? Den Papst verpflanzen oder entthronen, heisst, innerhalb von zwei Jahrhunderten den Glauben verwandeln."

Antwort: „Um so besser, neben den abergläubischen Katholiken gibt es die wahren, und zu denen gehören wir. Mag die Kirche sich reformieren und weise und langsam in der sanften Berührung mit dem modernen Geiste sich wandeln, das ist es gerade, was wir ihr wünschen. — Und was die Schismen anbetrifft, so drohen sie eben so sehr unter einem beschützten Papst wie unter einem der Macht enthobenen Papst, denn die Macht, welche ihre Besatzung in Rom hat, hat denselben Einfluss auf ihn wie der Fürst, dessen Untertan oder Gast er sein würde. Wenn es ein Mittel gibt, welches seine Unabhängigkeit gewährleistet, so ist es das unsere. Wir wollen ihm das rechte Ufer des Tiber, Sankt Peter und Civitavecchia geben, er kann dort mit seiner Ehrenwache, von Abgaben, welche alle katholischen Staaten leisten, unter dem Schutz und der Achtung Europas wie in einer kleinen Oasis leben. — Und was die Gefahr der Vereinigung der irdischen und geistigen Macht in der Hand eines Prinzen anbetrifft, so erlaubt uns euch zu sagen, dass die Sache in den protestantischen Ländern zum Beispiel in England so ist und dass diese Länder darum nicht weniger frei sind. Die Vereinigung der beiden Mächte führt also nicht immer Knechtschaft herbei, sie befestigt sie wohl in gewissen Staaten, aber sie verpflanzt sie deshalb nicht in die anderen. Vorläufig gestatten Sie uns, dass wir sie aus dem unseren vertreiben, wo sie sich niederzulassen beginnt. Wenn es eine Gefahr in unserem Plane gibt, so ist es für uns und nicht für den Papst. Da er im Herzen Italiens sitzt, wird er, wenn er erzürnt wird, Revolutionär werden und mit dem ganzen niederen Volk gegen uns arbeiten, aber da wir unseren Gefahren ins Auge sehen, wollen wir auch auf unsere Vorteile hoffen

und uns nicht eine Verfassung anraten lassen, welche ihr für euch selber zurückgewiesen habt."

„Was ist denn diese Wandlung der katholischen Kirche, die Sie in dunkler Ferne voraussehen?" In diesem Punkt sind die Antworten unbestimmt. Meine Gesellschafter versicherten, dass in der hohen italienischen Geistlichkeit eine ziemlich grosse Zahl Freisinnige seien und dass man solche sogar unter den Kardinälen, vor allem ausserhalb Roms, fände. Sie nannten unter anderen Dom Luigi Tosti, dessen Werke ich kenne. Er ist ein sehr christlicher und sehr freisinniger Benediktiner des Monte Cassino, welcher die modernen Philosophen gelesen hat, die neue Exegese kennt, in der Geschichte bewandert ist und die höheren Spekulationen geniesst, kurz, ein grossmütiger, verträglicher und umfassender Geist, dessen volle, poetische und fortreissende Beredsamkeit die einer katholischen George Sand ist. Hier ist die Geistlichkeit nicht wie in Frankreich wie ein Regiment gebildet, nur bei uns leidet die Kirche durch Ansteckung die Verwaltungsdisziplin.* Manche Geistliche haben in Italien halbunabhängige Stellungen: Dom Tosti ist in seinem Kloster wie ein Professor Oxfords in seiner Stiftsstelle, er kann nach Belieben reisen, lesen, denken und drucken. Sein Ziel ist, die Kirche in Übereinstimmung mit der Wissenschaft zu bringen, sein Grundsatz ist, dass die Wissenschaft, da sie nur zersetzend ist, nicht der einzige Weg sei, dass es einen anderen, eben so sicheren gäbe, den atto sintetico, den Schwung des ganzen Wesens, den natürlichen Glauben und die natürliche Begeisterung, durch welche die Seele ohne Überlegung und Zergliederung zunächst Gott und dann den Heiland entdeckt und begreift. Dieser grossmütige und leidenschaftliche Glaube, durch den wir die Schönheit, die Güte und die Wahrheit in sich

* „Meine Priesterschaft ist wie ein Regiment: sie soll marschieren und sie marschiert." Rede des Kardinals von Bonnechose im Senat, Sitzung von 1865.

selber und ihrer Quelle umfassen, sei einzig fähig, die Menschen in einer brüderlichen Gemeinschaft zu vereinigen und sie zu schönen Handlungen, zu Hingabe und Aufopferung, zu treiben. Diese Gemeinschaft aber sei die katholische Kirche, folglich muss die Kirche, während sie ihr unverwandelbares Evangelium aufrecht erhält, sich den Wandlungen der bürgerlichen Gesellschaft anpassen: sie kann es, da sie in ihrem Schoss „eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Formen" birgt. Sie ist auf dem Punkt, eine dieser Wandlungen durchzumachen, aber sie wird ihrem Wesen gemäss „Herren der Sitte" bleiben. — Alles dieses bestimmt aber die Wandlung nicht näher und der p. Tosti selber sagt auch, dass sie ein Geheimnis in den Händen Gottes sei.*

Hiernach hat mich der Graf N., ein feiner und durchdringender französischer Geist, den ich sehr zu lieben und gut zu kennen anfange, in eine dunkle Ecke gezogen und gesagt: „Diese jungen Leute stehen im Begriff, in die Poesie zu geraten, und wir wollen gerade versuchen, sie zu verlassen. Lassen wir einen Augenblick Sympathie, Patriotismus, Groll und Hoffnungen beiseite, betrachten wir den Katholizismus wie eine Tatsache, versuchen wir, die Kräfte, die ihn stützen, zu zählen und zu sehen, in welchem Sinne und in welchen Grenzen die moderne Zivilisation seine Tätigkeit beeinflusst oder ihm das Gegengewicht hält." So gestellt, ist die Frage ein Problem der geistigen Mechanik, und auf diesem Gebiet kommt man, wie es uns scheint, zu folgenden Vermutungen:

Die erste der Kräfte ist der Einfluss der Riten. Das Eigentliche des Wilden, des Kindes, des vollkommen unkultivierten einbildungsreichen und groben Gehirns, besteht in dem Bedürfnis, sich einen Fetisch zu machen, ich verstehe darunter, das Zeichen an Stelle des bezeichneten Dinges anzubeten, er bringt seine Religion in ein Ver-

* Prolegomeni alla storia universale della Chiesa.

hältnis zu seinem Verstande, und da er nackte Begriffe oder unkörperliche Gefühle nicht verstehen kann, spricht er greifbare Gegenstände und sichtbare Verrichtungen heilig. So war die Religion im Mittelalter und so besteht sie noch fast unversehrt bei einem Hirten des Sabinerlandes und einem Bauern der Bretagne. Ein Finger des Heiligen Ivein, ein Rock des heiligen Franz, eine Bildsäule der heiligen Anna oder der Herrgottsmutter in einem neuen gestickten Kleide, das ist Gott für sie, eine neuntägige Andacht, ein Fasttag, ein unablässig gezählter Rosenkranz, ein sorgsam geküsstes Bild, das ist Frömmigkeit für sie. Auf einer höheren Stufe bilden der lokale Heilige, die Jungfrau, die Engel und die Furcht und die Hoffnungen, welche sie erregen, die Religion. Auf beiden Stufen wird der Priester als ein höheres Wesen, als der Stellvertreter des göttlichen Willens und der Verteiler der göttlichen Gnade betrachtet. Alles dieses ist in den protestantischen Ländern durch die Reformation Luthers zerstört worden und dauert gemindert in den katholischen Ländern fort zwischen den Einfältigen und Halbeinfältigen und vor allem bei den Völkern, welche eine glühende Phantasie haben und nicht lesen können. Diese Kraft beschränkt sich in dem Masse, in welchem Unterricht und Kultur des Geistes sich verbreiten. Hier lässt der durch die moderne Zivilisation bedrückte Katholizismus die götzendienerische Kruste des Mittelalters in Schuppen sich abbröckeln. In Frankreich zum Beispiel ist dieser Teil des Glaubens und der Übungen seit dem siebzehnten Jahrhundert, wenigstens in der etwas erleuchteten Klasse, abgekommen. Zweifellos ist noch etwas davon da und wird immer da sein, aber es ist eine alte Hülle, welche verschrumpft, zerbröckelt und zerfällt.

Die zweite der Kräfte ist der Besitz einer vollständigen, in Formeln gebrachten und festgesetzten Metaphysik. Hierin steht der Katholizismus im offenen Kriege, wenn nicht mit den experimentalen Wissenschaften, so doch

mit ihrem Geist, ihrer Methode und ihrer Philosophie. Zweifellos kann er sich winden, sich vergleichen, an besonderen Punkten festhalten, sagen, dass Moses die Theorie von dem leuchtenden Äther vorausgesehen habe, da er ja doch das Licht vor der Sonne entstehen lässt, vorgeben, dass die geologischen Perioden ungefähr in den Tagen der Genesis enthalten seien und seinen Posten in den unausgebeuteten, unzugänglichen oder verwirrten Gebieten, wie in der Urzeugung, den Gehirnfunktionen und der uranfänglichen Sprache und so weiter aufstellen. Nichtsdestoweniger schreckt er doch unwiderstehlich zurück vor der Lehre, welche jede Behauptung der Nachprüfung durch wiederholte Erfahrungen und umgebende Übereinstimmungen unterwirft, welche als Grundsatz die Unwandelbarkeit der physischen und geistigen Gesetze aufstellt und die Wesenheiten darauf beschränkt, nur bequeme Anzeichen zu sein, nach denen man die allgemeinen Tatsachen feststellen kann. Er hat in der Tat seine Metaphysik in einer Epoche der Überreizung und aussergewöhnlichsten Scharfsinnigkeit erfunden, in welcher die Geister, auf allen Seiten eine Dreiheit über der anderen türmend, nichts weiter in der Natur sahen, als einen dunklen Fusschemel, welcher unter den darüber gestellten, strahlenden und unendlichen Bogen der geheimnisvollen und übernatürlichen Wesen verloren dalag. — Nachdem man diese Feindschaft festgestellt, muss man darauf achten, dass die Entdeckungen der Wissenschaften, ihre Anwendung auf das fliessende Leben, ihr Eindringen in unerforschte Gebiete, ihre Macht über die menschlichen Meinungen, ihr Einfluss auf die Erziehung und die Gewohnheiten des Geistes, ihre Herrschaft über die höheren Spekulationen und Gesamtauffassungen, kurz, ihre Kraft stetig wächst. Folglich geht der Gegner zurück, und er kann nicht, wie das Heidentum zu Zeiten des Proclus und des Porphyrius sich hinter Erklärungen flüchten, die Sache aufgeben und den Namen

behalten und sagen, dass er das Symbol durchdringe, und bis zum Sinn vordringe; denn seit einem Jahrhundert ist die Kritik geboren, und man kennt heute die Vergangenheit zu gut, als dass man sie mit der Gegenwart verschmelzen könnte. Wenn Hegel oder irgend ein anderer Vermittler die Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts als die Erbin und Erklärerin der Metaphysik des dritten darstellt, so interessiert er Studenten, aber Historiker bringt er zum Lachen. Der Katholizismus wird also gezwungen sein, sein alexandrinisches wie sein mittelalterliches Gepäck aufzugeben, er wird es nicht in das Meer werfen, denn er ist ein Erhalter, sondern er wird es in den untersten Schiffraum gleiten lassen, ich will sagen, er wird wenig von ihm sprechen, wird aufhören, es auszustellen und wird andere Teile seiner selbst ans Licht bringen. Dasselbe hat der Protestantismus einst offen getan und tut es heute unmerklich: er hat unter Luther den barbarischen Rost abgekratzt und ist heute durch die moderne Auslegung bemüht, den byzantinischen Rost abzukratzen; nachdem er das Christentum von den Riten befreit hat, befreit er es nun von den Formeln, und man kann versichern, dass selbst in den katholischen Ländern die meisten aller Menschen aus der Gesellschaft mit dem Munde Orthodoxe, aber im Grunde halbe Arianer, halbe Unitarier, ein wenig Deisten, ein wenig Skeptiker, sehr nachlässig und mehr als schwache Theologen sind, und dass sie, wenn sie sich bis auf den Grund erforschen wollten, eine merkliche Kluft finden würden, zwischen ihrem Katholizismus und den Glaubensregeln des Mittelalters oder den Wesenheiten der heiligen Sophie und des Serapeions.

Das da sind tote Kräfte, das heisst sie bestehen in der angenommenen Schnelligkeit und wirken nur durch die natürliche Trägheit der menschlichen Masse. Und dieses sind nun die tätigen, das heisst die unaufhörlich durch neue Antriebe erfrischten Kräfte. An erster Stelle besitzt

der Katholizismus eine monarchische Kirche, welche weise eingerichtet ist, die mächtigste Verwaltungsmaschine, welche jemals war, welche von oben ergänzt wird, durch sich selber besteht und der Dazwischenkunft Weltlicher entzogen ist; sie ist eine Art geistiger Gendarmerie, welche neben den Regierungen wirkt, um Gehorsam und Ordnung aufrecht zu erhalten. In dieser Hinsicht und da sie ausserdem in ihrer Grundlage asketisch ist, das heisst dem sinnlichen Vergnügen feindlich, kann sie aufgefasst werden als ein hervorragender Zügel gegen den Geist des Aufruhrs und sinnlicher Genussucht. Darum unterstützt ihn jede Gesellschaft, welche durch eine Theorie wie den Sozialismus oder eine wütende Leidenschaft wie die der zeitgenössischen Demokratie bedroht wird, und jede absolute oder stark zentralisierte Regierung, um sich auf ihn zu stützen. Je schneller und allgemeiner die Klassenaufhebung unter den Menschen vor sich geht, desto höher spannen sich Gelüste und Ehrgeiz, desto zerstörender und aufregender ist der Wirbel, durch welchen die unteren Schichten die oberen zu verdrängen suchen und desto heilbringender und beschützender erscheint auch die Kirche. Je mehr ein Volk disziplinierbar ist wie Frankreich, und je mehr es geneigt oder gezwungen ist, wie Frankreich und Österreich seine Führung den Händen einer äusseren Machthaberschaft zu überlassen, desto katholischer ist es. Zweifellos arbeiten die Herstellung der parlamentarischen oder republikanischen Regierungen und die Befreiung und Initiative des Individuums in entgegengesetztem Sinne, aber es ist nicht sicher, dass Europa auf diese Gesellschaftsform zuschreitet, oder doch wenigstens nicht, dass es es in seiner Gesamtheit tut. Wenn Frankreich fortfährt zu bleiben, was es seit sechzig Jahren gewesen ist, und was es seinem Wesen nach zu sein scheint, eine von Diebstahl freie und gut gehaltene Verwaltungskaserne, so kann der Katholizismus auf unbestimmbare Zeit darin fortbestehen.

Die zweite tätige Kraft ist der Mystizismus. Durch Jesus Christus und die Jungfrau, und durch die Lehre und die Sakramente der Liebe bietet der Katholizismus den zärtlichen und träumerischen Phantasien und den unglücklichen oder leidenschaftlichen Seelen eine gute Speise. Nur auf dieser Seite entwickelt er sich seit zwei Jahrhunderten durch den Kultus der Jungfrau und des heiligen Herzens Jesu und ganz kürzlich durch die Verkündung des letzten Dogmas von der unbefleckten Empfängnis. Die Benediktiner von Solesme, welche den Heiligen Liguori herausgegeben haben, machen über diesen Punkt auffällige Geständnisse.* Sie sagen, dass die alte Theologie hart ge-

* Vorrede zur vollständigen Ausgabe, Band 1, 1834. Der Heilige Liguori „ist ein notwendiger Ring, welcher bis in unsere Zeit hinein jene wunderbare Kette verlängert, vermittelst welcher seit drei Jahrhunderten die Erde sich dem Himmel genähert hat . . . Christus vertraut seiner Kirche neue Geheimnisse an, er führt sie von Tag zu Tag mehr in die unmessbaren Mysterien seines Herzens ein . . . Eine den ersten Jahrhunderten unseres Glaubens unbekannte Salbung hat das Herz der Freunde Gottes durchdrungen, der Kult der Braut ist zärtlicher geworden, neue Liebenswürdigkeiten des Bräutigams sind ihr eröffnet worden . . . Für die Katholiken ist das Mysterium des heiligen Abendmahls allein eine ganze Religion. Vor allem seit den letzten sechs Jahrhunderten hat diese Religion vom Leibe Jesu eine neue Entwicklung erfahren . . . Die Vorzüge Marias, dieser unvergleichlichen Jungfrau, sind uns in einem neuen Licht gezeigt worden . . . Wir Erben der Liebe, welche wir sie sich wie eine milde Wolke breiten und wunderbar den Strahlenstrom der Sonne, deren Morgenrot sie war, mildern sehen, wir verkünden sie als die allmächtige Vermittlerin des Menschengeschlechts . . . In einem Herzen symbolisiert, hat das Christentum aus dem Gesetz der Gnade, auf welches es gegründet ist, die letzten Konsequenzen ziehen können . . . In diesem Zeitalter der Barmherzigkeit haben die Vorschriften des Herrn nichts anderes sein können als gewissermassen die organischen Gesetze der Liebe . . . Der abscheuliche Jansenismus erschien mit seiner Moral, welche hart wie seine Dogmen und mit seinen Dogmen, welche abstossend wie seine Moral sind."

wesen sei, dass die Kirche neue Erleuchtungen erhalten habe, dass sie durch eine besondere Offenbarung heute die göttliche Sanftmut und Milde hervorhebe, dass das Dogma und das Gefühl der Liebe die erste Stufe einnähme und dass die unendliche über die Gestalt der Maria verbreitete Würde endlich den Gläubigen den Altar anböte, vor dem sich wonnevoll alle Zartheiten der Anbetung vergiessen könnten. Das ist eine weibliche gefühlvolle Poesie; man verbinde damit die des Kultes; an allen Jahrhundertwenden, in der Epoche der grossen Zersetzungen der Lehren nehmen diese beiden Poesien die entmutigten, überspannten oder kranken Geister auf. Seit dem Verfall der antiken Zivilisation ist eine grosse Verwirrung in der menschlichen Maschine eingetreten, das ursprüngliche Gleichgewicht der gesunden Rasse, so wie das gymnastische Leben es unterhielt, ist verschwunden. Der Mensch ist empfindsamer geworden, und die neuerliche ungeheure Steigerung der Sicherheit und des Wohlseins hat seine Unzufriedenheit, seine Forderungen und seine Ansprüche nur wachsen lassen. Je mehr er hat, desto mehr will er. Seine Wünsche übersteigen nicht nur seine Macht, sondern die unbestimmte Sehnsucht seines Herzens drängt ihn auch über die Gelüste seiner Sinne, die Träume seiner Phantasie und die Neugierden seines Geistes hinaus. Das Jenseits ist es, was er ersehnt, und der fiebrige Lärm der Hauptstädte, die Reizungen der Literatur, die Übertriebenheit seiner sitzenden, künstlichen, einzig das Gehirn angreifenden Lebensweise stacheln die Qual seiner ungestillten Sehnsucht nur noch auf. Seit achtzig Jahren stellt die Musik und die Dichtkunst die Krankheit des Jahrhunderts zur Schau, und die Häufung der Kenntnisse, die Überlast der Arbeit und die ungeheure Anstrengung, welche die Wissenschaft und die moderne Demokratie mit sich bringt, scheinen viel eher gemacht zu sein, die Wunde zu verschlimmern, als sie zu heilen. Für derartig ermüdete und sehnsüchtige

Seelen kann der verlockende Quietismus manchmal eine Zuflucht sein. Wir sehen das bei unseren Frauen, welche unsere Übel haben, ohne unsere Heilmittel zu besitzen. In der niederen Klasse, zwischen den sehr jungen Mädchen, mitten in der Leere der Provinz, kann er durch die Verführungen seiner weltlichen und koketten Poesie, durch die Schaustellung seiner ergreifenden und körperlichen Symbole viele Seelen gewinnen und vielleicht wird man eines Tages sehen, wie die geteilte Familie die eine Hälfte ihrer Sinne in der idealen Liebe die innerste Hingabe, den weichen Traum und die wonnevolle Bangigkeit suchen lässt, welche ihnen die irdische Liebe nicht gibt.

So ist also die wahrscheinliche, und man kann sagen, die gegenwärtige Wandlung des Katholizismus beschaffen. Ausser für die Einfältigen, die Riten mildern, ausser in den Schulen, die Metaphysik fallen lassen, seine Verwaltungshierarchie zusammendrängen und seine gefühlvollen Lehren entfalten, das tut er seit dem tridentinischen Konzil. Es scheint, dass er hinfort und vortrefflich die Regierungen und die Frauen ansprechen, steuernd und mystisch werden, Bündnisse bilden, Brüderschaften gründen und eine politische Partei und eine Zuflucht für kranke Seelen sein wird. Da der Fortschritt der positiven Wissenschaften und die Befestigung des gewerblichen Gedeihens den zur Schaffung einer Religion notwendigen Überschwang verhindern, sieht man kein Ende für seine Dauer, denn niemals hat ein Volk seine Religion als nur für eine verschiedene aufgegeben. Man entdeckt für ihn nur einen grossen Wendepunkt am Horizonte und den in einem oder zwei Jahrhunderten, ich meine die Dazwischenkunft des neuen Protestantismus. Der Luthers und Calvins war streng und buchstäblich und stiess die lateinischen Völker ab. Der Schleiermachers und Bunsens ist gemildert, durch die Auslegung gewandelt, den Bedürfnissen der Zivilisation und der Wissenschaft angepasst und endlich erweitert und

geläutert und kann vortrefflich die philosophische, freisinnige und geistige Religion werden und selbst in den lateinischen Ländern jene höhere Klasse gewinnen, welche unter Voltaire und Rousseau den Deismus angenommen hatte. Wenn der Kampf gekämpft wird, wird er der Aufmerksamkeit würdig sein, denn auf einen Kampf zwischen einer Philosophie und einer Religion konnte er nicht hinauslaufen, da jede der beiden Pflanzen ihre unabhängige und unzerstörbare Wurzel hat, zwischen zwei Religionen aber ist das eine andere Sache. Wenn der Katholizismus diesem Ansturme widersteht, wird er, so scheint es mir, von da an vor allen anderen sicher sein. Die Schwierigkeit, Demokratien zu beherrschen, wird ihm immer Anhänger verschaffen, immer wird die dumpfe Bangigkeit trauriger oder zarter Herzen ihm einen neuen Zuschuss zuführen, und das Alter des Besitzes wird ihm stets Gläubige bewahren. Das sind seine drei Wurzeln, und die experimentale Wissenschaft kann sie nicht erreichen, denn sie bestehen nicht aus Wissenschaft, sondern aus Gefühlen und Bedürfnissen. Sie können sich mehr oder weniger verzweigen und mehr oder weniger tief sein, aber es scheint nicht, dass der moderne Geist Macht über sie hat; im Gegenteil, der moderne Geist bringt bei vielen Seelen und in bestimmten Ländern Erregungen und Einrichtungen in sie hinein, welche sie rückwirkend befestigen, und Macaulay hat eines Tages in einer Anwandlung von Phantasie und Beredsamkeit sagen können, dass der Katholizismus zum Beispiel im Süden Amerikas noch bestehen könne, wenn von Australien aufgebrochene Reisende zu den Ruinen von Paris und London kommen würden, um die zerbröckelten Bogen der London-Bridge oder die verfallenen Mauern des Pantheons zu zeichnen.

DIE HEILIGE WOCHE

Palmsonntag

Acht Tage lang verbringen wir nun schon die Hälfte unserer Zeit in der Peterskirche. Wir schauen einer Feierlichkeit zu, und dann setzen wir uns draussen auf die Stufen. Der von seinen Säulenhallen eingeschlossene, von menschlichen sich regenden Punkten gefleckte, von stummen Prozessionen überschrittene Platz ist für sich allein ein Schauspiel. Man schaut bei herrlichem Sonnenschein zwischen den weissen Büscheln der Springbrunnen den heraufsteigenden Prozessionen zu, Mönche in violetten, roten oder schwarzen Kutten, Waisen, Seminaristen, eine bunte Menge von Besuchern, schwarzverschleierten Frauen und Soldaten, welche sich kreuzt und wogt. Die Wagen der Monsignori kommen einer nach dem anderen mit ihrem Schmuck aus betressten Kutschern und Bedienten: hinten stehen drei auf, zwei klammern sich an den Wagen und der dritte an die vorderen. Diese Bedienten sind köstlich, man muss sie in den Gemälden Heilbuths sehen, wie sie wichtig und ruhig dastehen, in neuen Kleidern, welche etwas alt aussehen, oder in alten Kleidern, welche etwas neu aussehen, Kirchendiener und halbe Bediente, von dem Bewusstsein erfüllt, dass sie die Soutane

eines künftigen Papstes abbürsten und dem Himmel näher stehen als die anderen Menschen und überzeugt, dass ihre Seele ein wenig heilig sei,— und nichtsdestoweniger schonen sie doch ängstlich den Stoff ihrer Kniehosen. Was die Prälaten anbetrifft, so sind ihre Gesichter fein, aber nicht von jener pariserischen Feinheit, welche darin besteht, witzige Worte zu sprechen, sondern von einer kirchlichen und italienischen Feinheit, ähnlich der der Diplomaten und Advokaten, Leuten, welche gewöhnt sind, sich zusammenzunehmen, vorsichtig zu sein und nicht nachzugeben. — Auf den Stufen schlafen die Bauern; man muss nicht zu nahe an sie herangehen: der Geruch steigt einem in die Nase, sie sind niemals gewaschen und riechen wie wilde Tiere. Rings herum erkennt man auf den Balkons und auf den Stufen vor den Türen eine Unmenge römischer Grisetten mit schwarzen, künstlich gewellten und aufgesteckten Haaren, schmalen Lippen, regelmässigen und grossgeschnittenen Zügen, starkem Kinn und starrem Blick. Manchmal sieht einer dieser gefährlichen und schönen Köpfe aus einem schmutzigen, unflätigen Fenster, man hat ihn des Morgens gesehen und findet ihn abends noch an derselben Stelle, er hat den Tag damit verbracht, zu sehen und gesehen zu werden.

Für einen religiösen Geist ist das Schauspiel im Innern der Sankt Peterskirche nicht sehr erbauend. Die Soldaten des Papstes, welche Spalier bilden, gähnen, drehen sich um und starren die vorübergehenden Frauen an. Während der ganzen Messe gehen die Anwesenden umher und sprechen mit leiser und auch mit halblauter Stimme zu einander; da es weder Stühle noch Bänke gibt, versuchen sie sich gegen die Pfeiler zu setzen und stellen sich bald auf einen, bald auf den anderen Fuss. Viele schlafen. Man hört überall ein lautes Summen, es herrscht ein Kommen und Gehen wie in einer Markthalle. Man stellt sich auf die Fusspitzen und sieht die Schweizer des

Papstes vorbeiziehen, welche die Halskrausen, die buntscheckige Tracht und die Partisanen des sechzehnten Jahrhunderts tragen, dann die Gerichtsdiener, in schwarzen Samtwämsen mit dem kleinen spanischen Mantel, der Goldkette und auch mit der Halskrause aus der Zeit Philipps II. Endlich zieht die Prozession vorbei, jede weisse Gestalt stellt einen Jünger dar und trägt einen gelbumwickelten Stecken, der einen Buchsbaumzweig bedeutet. Andere sind schwarz, andere violett und wieder andere rot, als letzte kommen die Bischöfe in ihren über und über glänzenden, damaszierten Röcken; viele von ihnen lachen, sehen sich um und plaudern. Im Hintergrunde der Kirche, hinter dem grossen Baldachin aus Bronze, sieht man die Kniebeugungen und Tanzstellungen, den ganzen Rest der alten, symbolischen, unserer Zeit so wenig angepassten feierlichen Handlung. Zu den Seiten, auf den grossen Estraden spielen die Frauen in Schwarz, einen schwarzen Schleier auf dem Kopf, ihren Murray in der Hand, mit ihren Augengläsern; man klagt darüber, dass die Feierlichkeit unvollkommen bleiben wird. Der Papst hat den Rotlauf, den man geöffnet hat; es fliesst viel Wasser heraus, und daher ist es nicht sicher, dass er Ostern wird die Messe lesen können. Man bespricht alle einzelnen Krankheitsumstände. Es herrscht kein wirkliches Interesse oder wirkliches Mitgefühl. Für dieses Publikum fehlt einfach der erste Schauspieler, und eben sein Fehlen wird der Vorstellung schaden. Die Leute plaudern, begrüssen sich und gehen auf und ab, wie in dem Wandelgang eines Opernhauses. Das ist von dem strahlenden Prunkfest geblieben, welches zu Zeiten Bonifacius VIII. die Pilger zu hunderttausenden herbeilockte: eine Dekoration, welche nur noch eine Dekoration ist, eine leere Feierlichkeit, ein Gegenstand des Studiums für die Altertumsforscher, der Malerei für die Künstler, der Neugier für die Leute der Gesellschaft, ein Haufen von Riten, zu welchem alle Jahr-

hunderte ihren Teil geliefert haben und der dieser Stadt selber ähnlich ist, in welcher der lebendige Glaube und die unwillkürliche Aufwallung des Herzens keinen Gegenstand mehr finden, der ihnen entspräche, in welcher sich aber die Maler, die Altertumsforscher und die Reisenden versammeln.

Vom malerischen Standpunkt aus ist der Eindruck ein ganz anderer. Die so von der Menge angefüllte und durchzogene Kirche wird ungeheuer. Dieses Volksgewimmel, welches wogt und schaukelt, macht sie lebendig wie ein Gemälde, und die grossen Lichtströme, welche von der Kuppel herabfluten, bilden hier und dort auf dem Marmor einen Strahlenregen von blendender Helligkeit. Der grosse Baldachin, welcher in der Ferne zwischen Weihrauchwolken seine roten Säulen emporwindet, die verschwommene Harmonie der durch die Entfernung gedämpften Gesänge, die Pracht der Ausschmückung und der Marmorgesteine, das Bildsäulenvolk, welches sich unbestimmt im Schatten regt, die Vereinigung und der Einklang so vieler monumentaler Formen und so vieler grossartiger Rundungen, alles wetteifert, um aus diesem Fest einen Triumph und Jubelgesang zu machen. Ich möchte hier von dreihundert Sängern und einem Orchester das Gebet Moses von Rossini hören.

Mittwoch. Miserere in der Sixtina

Drei Stunden stehen . . . und jedermann steht. Die beiden ersten Stunden vergehen, und viele halten es nicht mehr aus und gehen fort . . . Alle werden gezwängt wie in einem Schraubstock. Die Gesichter werden gelb und rot und verzerrt, man denkt an die Verdammten Michelangelos; man steht sich die Füsse in die Waden und die Schenkel in die Hüften, und die Glieder werden steif. Glücklich, wer eine Säule findet! Viele versuchen zu

ihren Taschentüchern zu gelangen, um sich die Stirn zu wischen, und andere, vergeblich, ihre Hüte zu schützen. Man sieht nichts als einen Wald von Köpfen. Die Menge stösst sich an der Tür, und von Zeit zu Zeit zwängt sich eine offizielle Persönlichkeit herein und gelangt mühsam, dank der Schultern ihrer Messgehilfen, wie ein Nagel in einem Stück Holz vorwärts. Unter den Tribünen am Eingang, in einer Art Käfig, sitzen die Damen auf ihren Hacken und gebrauchen ihr Riechfläschchen. Hier und dort nützen Schweizer mit weissen Federbüschen und Opernkostümen ihre grossen Füsse und stützen sich auf ihre Hellebarden. Das eintönige Schnarren der Psalme währt lange und fängt immer wieder von vorne an.

Aber alles das hindert die Gestalten Michelangelos nicht, Helden und Riesen zu sein. O, wenn ich mich doch nur auf den Rücken hätte legen dürfen, um die Propheten anzuschaun! Welche mächtigen Rümpfe, welche herrlichen, ursprünglichen Körper sind nicht die des Adam und der Eva! Was ist der furchtbare Christus des Gerichts nicht für ein rächender Apollo, für ein erhabener, blitzeschleudernder Jupiter; mit welcher siegenden Kämpfergebärde er sich über die Leiber seiner niedergeworfenen Feinde stürzt! Alles kommt hier aus der Antike: als Bramante den Plan der Peterskirche erdachte, bildete er sich seine beiden Vorstellungen nach dem Pantheon und der Basilika des Konstantin. Die beiden Zeitalter verknüpfen sich hier.

Endlich das Kyrie und dann das Miserere, das wiegt alle Knie- und Rückenschmerzen, die man ausgehalten hat, auf. Die Seltsamkeit ist unsagbar, es gibt verlängerte, falsch erscheinende Akkorde, die dem Ohr ein Gefühl bereiten, ähnlich dem, das eine saure Frucht im Munde zurücklässt. Kein deutlicher Gesang und keine rhythmisierte Melodie, sondern Mischungen und Kreuzungen, lange Töne, unbestimmte klagende Stimmen, welche den süssen Klängen einer Äolsharfe, den gellenden Klagen

des Windes in den Bäumen, den unzähligen schmerzlichen und berauschenden Tönen des Landes gleichen. Es gibt nichts Eigenartigeres und nichts Grösseres. Das musikalische Zeitalter, welches eine solche Messe geschaffen hat, ist von dem unseren durch einen Abgrund getrennt. Diese Musik ist unendlich resigniert und rührend und viel trauriger als irgend ein modernes Werk. Sie kommt aus einer weiblichen religiösen Seele, man hätte sie in irgend einem tief in der Einsamkeit verlorenen Kloster nach langen, unbestimmten Träumereien zwischen dem Rascheln und Seufzen des Windes, der singend an den Felsen weint, schreiben können. Ich muss um jeden Preis das Miserere von morgen hören. Das eine ist von Palestrina, das andere von Allegri. Welche Schicht unbekannter und tiefer Empfindungen! Das ist also die Musik der katholischen Restauration, so wie der neue Geist sie vorfand, als er das Mittelalter wieder herstellte!

Donnerstag

Ich habe gestern abend und heute morgen die beiden Bände von Baïni über Palestrina durchgelesen.* Er war ein frommer Mann, ein Freund des Heiligen Philipp von Neri, ein Sohn armer Leute, und sein ganzes Leben lang selber arm; er lebte von einem Gehalt von sechs und später von neun Talern monatlich, hatte kein Geld, seine Werke drucken zu lassen, war unglücklich und zart, verlor drei Söhne, die zu den besten Hoffnungen berechtigten und schrieb seine Klagelieder inmitten von fressenden und unaufhörlichen Sorgen. Um diese Zeit rettete sich die Musik unter ihm oder unter Goudimel, seinem Meister, ein halbes Jahrhundert später als die andern Künste, aus dem mittelalterlichen Sumpf. Der heilige Gesang war mit einer Kruste scholastischen Rostes bedeckt und von

* Geboren 1524, gestorben 1594.

Schwierigkeiten, Umständlichkeiten und Übertriebenheiten verdorben. Die Noten waren grün, wenn man von Weiden und Gras sprach, rot, wenn es sich um Blut und Opfer handelte, schwarz, wenn der Text das Grab oder den Tod erwähnte; jede Stimme sang verschiedene Worte und manchmal weltliche Lieder. Der Komponist nahm eine fröhliche oder schlüpfrige Gassenmelodie und webte daraus mit starken Gesuchtheiten und Wunderlichkeiten des Kontrapunktes eine Messe. Schulmeisterei und Liederlichkeit und die mechanische Verfassung des Mittelalters hatte den Geist in der Musik wie in der Literatur erniedrigt und verdorben und brachte im fünfzehnten Jahrhundert Dichter hervor, welche ebenso flach und ebenso gekünstelt waren wie die Musiker.* Das religiöse Gefühl kam zurück, das protestantische mit Luther, das katholische mit dem tridentinischen Konzil. Den Protestanten gab Goudimel, ein Märtyrer der Bartholomäusnacht, die Musik der heroischen Psalmen, welche sie auf den Scheiterhaufen und in den Schlachten sangen. Den Katholiken gab Palestrina, vom Papste aufgefordert, die wogenden und grossen Harmonien seiner schwärmerischen Verzweiflungen und die Flehgesänge eines ganzen, kindlichen und traurigen, unter der Hand Gottes knienden Volkes.

Diese Miserere stehen ausserhalb und vielleicht über jeder Musik, welche ich jemals gehört habe: man kann sich, ehe man sie kennt, so viel Süssigkeit und Schwermut, so viel Seltsamkeit und Feinheit nicht vorstellen. Drei Punkte sind besonders auffallend. — Die Dissonanzen sind zahlreich, und manchmal in dem Masse, dass sie das hervorbringen, was unser an angenehme Klänge gewöhntes Ohr heute falsche Noten nennt. Die Stimmen sind aussergewöhnlich vervielfacht, so dass derselbe Akkord drei oder vier Konsonanzen und zwei oder drei Dissonanzen

* Siehe Lydgate, Occleve, Hawes in England, Brandt in Deutschland, Charles d'Orleans und die Lieder Froissarts in Frankreich.

bergen und sich teilweise und unaufhörlich auflösen und wieder vereinigen kann; in jedem Augenblick hebt sich eine Stimme mit einem eigenen Thema ab, und das Gewebe verteilt sich so gut, dass die gesamte Harmonie, wie das dumpfe und schwebende Konzert der Geräusche in der Natur, als das Werk eines Zufalles erscheint. Der fliessende Ton ist der eines überschwenglichen und klagenden Gebets, welcher aushält oder wieder anfängt, ohne jemals zu ermüden und ausserhalb jeder symmetrischen Melodie und jeder gewöhnlichen Rhythmik steht: es ist das unermüdliche Sehnen des klagenden Herzens, welches nur in Gott ruhen will und kann, die stets erneuerten Aufwallungen gefangener, immer wieder durch ihr angeborenes Gewicht auf die Erde zurückgezogener Seelen, die langhallenden Seufzer einer Unzahl zarter und liebender Unglücklicher, welche nicht den Mut verlieren, zu flehen und anzubeten.

Und das Schauspiel ist ebenso wunderbar für die Augen wie für die Ohren. Die Kerzen verlöschen eine nach der anderen, der Raum verdunkelt sich, und die grossen Gestalten der Fresken regen sich unbestimmt im Schatten. Man macht zwanzig Schritte und steht mit einem Schlage vor der Paulinischen Kapelle, welche wie ein himmlisches Paradies aus Glorie, Licht und Duft erstrahlt. Die Stufen aus Kerzen steigen am Altar wie ein Heiligenschrein hinauf, die Kronleuchter hängen herab und breiten ihre vergoldeten Liniengebilde, ihre Funkenbüsche, ihre Strahlenrosen und ihre Diamantsträusse wie die mystischen Vögel Dantes. Perlmutterschuppen bedecken das Allerheiligste mit ihren schillernden Weissen, die Säulen winden ihre Azurspiralen unter den rollenden Nebeln des dampfenden Weihrauchs zwischen den entzückenden Körpern der Engel, und ein berauschender Duft erfüllt die Luft. Bernini hat dieses wonnereiche Fest, diese Sinnenblendung, diese Feerei erdacht; seine heilige, liebesohnmächtige Therese

in der Kirche Della Vittoria sieht dieses alles im Geiste, und hier sollte sie eigentlich stehen!

Unterdessen sieht man in St. Peter zwischen zwei Reihen Soldaten den Zug vorbeischreiten, welcher geht, die Fusswaschung zu feiern: zunächst die monsignori mit geistvollen Gesichtern, violette Kardinäle, die rote Mütze in der Hand und gefolgt von ihren Messgehilfen, in schreiendes Rot gekleidete Domherren und dann die zwölf in Weiss gekleideten Jünger in seltsamen weissen Hüten, einen Blumenstrauss in der Hand. Übrigens verrichten in einem bestimmten Krankenhause die römischen Damen in schwarzen Kleidern und in den weissen Schürzen der Nonnen dasselbe Amt. Man empfängt dort drei- oder vierhundert Bäuerinnen, welche zu dem Fest gekommen sind; die allerhöchsten Damen, Prinzessinnen, ziehen ihnen die Schuhe aus, waschen ihnen die Füsse, ziehen ihnen die Schuhe wieder an, geben ihnen zu essen und betten sie dann. Das ist ein Mittel, das ungestüme, von Zeit zu Zeit auftretende Bedürfnis nach christlichen Erregungen und Demütigungen zu befriedigen.

Freitag

Das heutige dritte Miserere steht den vorhergehenden etwas nach, und die Paulinische Kapelle war ohne ihre Illumination lächerlich, man entdeckt, dass die Azursäulen und die meisten Vergoldungen nur Augentäuschungen sind. Die beiden letzten Fresken von Michelangelo, die Kreuzigung Petri und die Bekehrung Pauli sind nicht mehr als künstlich.

In der Basilika Sankt Peters sass ein Kardinal in einem roten, von roten Falten überragten Hut fünf Stufen über dem Erdboden in einem Stuhl aus schwarzem geschnitzten Holz und hielt in seiner Hand einen langen Stecken, mit dem er den Schädel der knienden Büsser

berührte; diese Berührung verleiht einen besonderen Ablass. Der Kardinal ist sechzig Jahre alt, gross, violett gekleidet, und seine Ehrwürde ist wunderbar, nicht eine Muskel seines Gesichtes zuckte, man hätte ihn für einen majestätischen priesterlichen Buddha halten können. Von Zeit zu Zeit kommt ein Zug schwarzer Kutten vorbei, und man bleibt stehen, um unter den Inquisitorenkapuzen irgend einen Kardinal zu betrachten, ein langgezogenes gelbes Gesicht mit glühenden schwarzen Augen, eine Art Ximenes, welcher keine Verwendung findet. Rings herum drängt und wogt die Menge, aber die Kirche ist so gross, dass alle Gespräche und alle Tritte ersterben und zu einem gedämpften, rollenden Murmeln verschmelzen.

Dieses ist heute wahrscheinlich einer meiner letzten Besuche, ich will versuchen, die Gesamtheit des Gebäudes noch einmal zu überblicken. Schrittweise haben sich die Augen daran gewöhnt, man nimmt das Werk für das, was es ist und so, wie seine Erbauer es erfunden haben, man fasst es nicht als Christ, sondern als Künstler auf. Dann ist es keine Kirche mehr, sondern ein Gebäude, und so betrachtet, ist es sicherlich ein menschliches Meisterwerk.

Die Treppe der Sixtina mit den von Girlanden umwundenen Krümmungen ihrer Wölbung und dem breiten Schwung ihres Aufstieges ist von unvergleichlichem Adel und unvergleichlichen Verhältnissen. Sankt Peter ist ebenso: geschmückt, doch nicht mit Übermass, gross, ohne ungeheuer, und majestätisch, ohne erdrückend zu sein. Man geniesst die einfachen Rundungen der Wölbungen und der Kuppel, ihre Fülle und ihre Festlichkeit, ihren Reichtum und ihre Kraft. Die vergoldeten Felder, welche die Wölbung zieren, die Marmorengel, welche auf den Krümmen sitzen, der herrliche Bronzebaldachin auf seinen gewundenen Säulen und die prunkvollen Mausoleen der Päpste bilden ein einiges Ganzes, niemals hat man einem christlichen Gotte ein schöneres heidnisches Fest geboten.

Wer ist der Gott dieses Tempels? In der Tiefe der Apsis über dem Altar selber, an dem Ort, wo man gewöhnlich die Jungfrau oder Christus aufstellt, befindet sich der Stuhl Petri, er ist der Patron und Herrscher dieses Ortes. Die offiziellen Worte vervollständigen diese Erklärung, man nennt den Papst „Seine Heiligkeit, Seine Glückseligkeit", es ist als glaube man, er sei schon im Himmel.

Fast alle Mausoleen der Päpste sind auffällig, vor allem das Paul III. von della Porta. Zwei auf seinem Grab halb gelagerte Tugendgestalten entfalten ihre schönen Körper in kühnen Haltungen, die Alte sinnt mit einem prachtvollen stolzen Ernst, die Junge hat die reiche Schönheit, den geistvollen sinnlichen Kopf, die wogenden Haare und das kleine Ohr venezianischer Frauen. Sie war fast nackt, man hat sie seitdem bekleidet; dieser Übergang von der natürlichen zu der züchtigen Skulptur deutet den Wandel an, welcher die Renaissance vom Jesuitismus trennt.*

Ich weiss nicht, warum Stendhal das Mausoleum Clemens III. von Canova so sehr lobt: es sind Gestalten von Girodet oder Guerin, welche entweder fade sind oder posieren. In dieser Hinsicht sind die neuerlichen Grabmäler belehrend. Je mehr ein Denkmal sich unserer Zeit nähert, desto mehr nehmen seine Bildsäulen einen geistigen gedankenvollen Ausdruck an, der Kopf nimmt alle Aufmerksamkeit in Anspruch, der Körper schrumpft ein, verhüllt sich und wird bedeutungslos und ein Nebending. Man betrachte nacheinander zum Beispiel das Grab Benedikt XIV., welcher im letzten Jahrhundert starb und dicht daneben die Mausoleen Pius VII., und Gregors XVI.; auf dem ersten sitzen oder regen sich schöne Frauen,

* Die Beschwerden eines berühmten französischen Katholiken haben kürzlich eine Verschlimmerung der Schamhaftigkeit herbeigeführt. Man hat 35000 Franken an Blechhemden für die Engel und Heiligen verausgabt.

welche noch gesund, kräftig, gut gestellt und lebhaft bewegt sind, auf den beiden anderen sind die Tugenden sorgsam abgeputzte, bekleidete und interessant gemachte Skelette. Wir werden dahin kommen, nicht mehr den Körper und die Form, sondern nur noch die Seele und den Ausdruck zu empfinden.

Ostersonntag

Das Wetter ist schlecht geworden, es regnet wie mit Eimern, aber trotzdem bedeckt die Menge alles, den Platz, die Treppen und die Türen, und drängt sich mit weithin hallendem Summen in den ungeheueren Raum der Kirche.

In diesem menschlichen Ozean erheben und brechen sich lange Wogen, und vor der Statue Sankt Peters dringt die Flut vor und ebbt zurück, je nach dem Fluss der voraufgegangenen Wellen. Das Drängen und Sichhäufen presst und spaltet in jedem Augenblick die kribbelnde Unordnung des Durcheinanders, ein lärmendes, brausendes Gewirr von Schritten und Worten rollt zwischen den grossen Wänden, und in der Höhe, hoch über diesem Schwirren und Surren, gewahrt man die friedlichen Rundungen der Gewölbe, die strahlende Leere der Kuppel und die Stockwerke von Mauerrändern, Schmuckformen und Bildsäulen, welche sich übereinander erheben, um den kreisenden Abgrund der Kuppel zu füllen.

In diesem Meer aus Körpern und Köpfen bildet ein doppelter Damm von Soldaten, Sängern und Chorknaben das Bett, in welchem prunkvoll der heilige Zug entlangrinnt: zunächst die edlen roten und weissen Garden, den Helm auf dem Kopf, dann rote Kämmerer, dahinter violette Prälaten, dann die Zeremoniemeister in schwarzem Wams und schwarzem Mantel, darauf die Kardinäle und endlich der priesterliche Oberherr. Er wird von Messgehilfen in einem Sessel aus rotem, mit Gold bestickten Samt getragen, er selber ist in langem goldgestickten, weissen Gewand

und hat auf dem Haupt die goldene, dreistöckige Tiara. Wedel aus Straussenfedern schwingen rings um ihn. Er sieht gütig und liebevoll aus, sein schönes, blasses Antlitz ist das eines Kranken, man denkt mit Bedauern daran, dass er in diesem Augenblicke leiden muss, und dass sein Bein mit Binden umwickelt ist. Er erteilt mild mit einem milden Lächeln den Segen.

Die Sänger und die Soldaten unterhielten sich vergnügt einen Augenblick, ehe er vorbeikam, und als einen Augenblick später eine Trompete in der Apsis eine Opernmelodie angestimmt hatte, fingen zwei oder drei Soldaten an im Einklang zu trillern, aber die Leute aus dem Volk und die Bauern, welche da waren, starrten, als ob sie Gott den Vater vor sich sähen. Man muss ihre Gesichter beobachten, vor allem vor der Statue des heiligen Petrus. Sie drängen sich nacheinander heran und erdrücken sich fast, um den Bronzefuss, welcher schon ganz abgenutzt ist, zu küssen; sie streicheln ihn und drücken ihre Stirnen herauf; viele von ihnen haben zehn oder zwölf Meilen zu Fuss zurückgelegt, um hierher zu gelangen und wissen nicht, wo sie schlafen werden. Manche, die der Luftwechsel müde gemacht hat, schlafen stehend an einem Pfeiler ein, und ihre Frauen stossen sie mit den Ellbogen. Viele haben den Kopf einer römischen Bildsäule, eine niedrige Stirn, eckige Züge und einen düsteren, harten Ausdruck, andere das regelmässige Gesicht, den vollen Bart, den schönen warmen Farbton und die natürlich gelegten Haare der Malereien aus der Renaissance. Man kann sich keine stärkere und unkultiviertere Rasse vorstellen. Ihre Trachten sind seltsam, alte Kittel aus Ziegen- oder Hammelfell, Ledergamaschen, bläuliche, hundertmal vom Regen durchnässte Mäntel und, wie in ursprünglichen Zeiten, Sandalen aus Tierhaut; aus alledem steigt ein unerträglicher Duft auf. Ihre Augen sind starr und leuchtend wie die der Tiere, und noch starrer und wie verwildert leuchten die der vergilbten und durch das Fieber

abgezehrten Weiber. Sie kommen hierher, getrieben von einer unbestimmten Furcht gleich der der alten Lateiner, um einer unbekannten gefährlichen Macht, welche ihnen nach Belieben Krankheit oder Hagel schicken kann, nicht zu missfallen, und sie küssen die Zehe der Statue mit dem Ernst eines Asiaten, welcher dem Pascha den Tribut darbringt.

Das Murmeln der Messe rollt halb verloren in der Ferne, und die grossen, vom Weihrauch umhüllten Formen begleiten mit ihrem Adel und ihrem Ernst ihre geheimnisvolle Harmonie.

Welch ein mächtiger Fürst und strahlender Götze ist für diese Bauern nicht der Herr dieser Kirche! Man muss, um ihren Eindruck vor diesen Herrlichkeiten, Vergoldungen und Marmorgesteinen zu verstehen, an ihre verräucherte Hütte denken, an ihr trauriges Land, an die schroffen, verbrannten Berge, die schwarzen Seen, die lastende Hitze der fiebrigen Sommer und an die dumpfen, beunruhigenden Träume, welche sich in das Gehirn der Hirten während ihrer einsamen Stunden drängen oder wenn sich die Nacht mit ihrem Zug düsterer Formen schwer über die Ebene breitet! Ein roter Himmel, so wie der von gestern, am Rande dieser bleifarbenen Ebene und in den düstern Nebeln des Abends, lässt einen erschauern. Die unerbittliche Mittagssonne in einer Felsenschlucht oder vor der Fäulnis eines Sumpfes, macht schwindlig. Man weiss von den alten Römern, welche Macht der Aberglaube über den Menschen gewann, der zwischen diesen stehenden Wassern, den verstreuten Schwefelgruben, den zerrissenen Bergen und den metallischen Seen lebte, und diese Bauern hier haben keinen gesünderen, kultivierteren oder gefassteren Geist als die Soldaten des Papirius.

Alle gehen heraus und erwarten den Papst, welcher auf dem grossen Balkon von Sankt Peter erscheinen muss, um den Segen zu erteilen. Der Regen hat sich verdoppelt, und auf dem Platz, in den Strassen und auf den Dächern

drängt und wimmelt bis ins Unabsehbare hinein die Menge, Kavallerie, Infanterie, Wagen, Fussgänger unter ihren Schirmen und triefende Bauern in ihren Ziegenfellen. Sie sammeln sich in kleinen Scharen, kauen Lupinen und gaffen; am meisten erstaunen sie über die Uniformen und den langen Zug der französischen Truppen. Ihre Kinder, welche in Hammelfellen an den Pfeilern kauern, sehen aus wie wilde Füllen.

Der Balkon bleibt leer, der Papst hat die Feier nicht vollenden können, er ist zu krank. Die Menge zerstreut sich im Regen und Schmutz. Sicherlich ist der Papst, wie die Leute aus dem Volke sagen, jettatore; wir haben dieses schlechte Wetter, weil er die Feierlichkeit zur Hälfte hat begehen können.

Das ist nach vierzehn Jahrhunderten das Finale des römischen Prunkes, denn es ist das alte römische Reich, welches heute hier lebt und fortbesteht; es hatte sich bei dem Andrang der Barbaren unter die Erde verkrochen, aber bei der allgemeinen Verjüngung der Dinge ist es in einer neuen, geistigen, aber nicht weniger irdischen Gestalt wieder emporgetaucht. Jede Geschichte Italiens ist abgekürzt in diesem Wort enthalten: es ist zu lateinisch geblieben. Die Heruler, die Ostgoten, die Lombarden, die Franken haben sich darin nicht niedergelassen oder nicht lange genug darin geherrscht, es ist nicht wie das übrige Europa germanisiert worden, es fand sich im zehnten Jahrhundert ungefähr ebenso wieder, wie es dreihundert Jahre vor Christi gewesen war: städtisch und nicht lehnsherrlich, fremd gegenüber jener Treue des Vasallen und jener Ehre des Soldaten, welche die grossen Staaten und die friedlichen modernen Gesellschaften hergestellt haben, und ausserdem wie die antiken Städte dem wechselnden Hass, den bürgerlichen Gewalttätigkeiten, den republikanischen Aufständen, den örtlichen Tyrannen, dem Recht der Kraft und, in der Folge, der Herrschaft privater Gewalt, dem

Vergessen des soldatischen Geistes und der Gewohnheit des Mordes preisgegeben. Wenn ein Zentrum sich zu bilden drohte, bewaffnete der Papst gegen es die städtischen Streitkräfte: Lombarden, Hohenstaufen des Nordens, Hohenstaufen des Südens, alle hat er vernichtet; der geistliche Herrscher konnte neben sich einen grossen weltlichen König nicht dulden, und um unabhängig zu bleiben, verhinderte er die Nation daran, sich zu bilden. Während im sechzehnten Jahrhundert in ganz Europa die erweiterte und gewandelte Gussform der Gesellschaft eine regelmässige Monarchie neben der anderen gestaltete, welche von dem Mut der Untertanen gestützt, und geordnete Staaten, welche durch Ausübung der Gerechtigkeit erhalten wurden, blieb aus diesem Grunde Italien — zerteilt in kleinen Gewaltherrschaften, verstreut in kleine Republiken, in seinen Sitten verdorben und in seinen Trieben verweichlicht — eingeschlossen in die engen Formen der antiken Zivilisation, unter dem ohnmächtigen Patronat des geistlichen Cäsars, der es verhindert hatte, sich zu vereinigen, ohne fähig zu sein, es zu schützen. Es wurde verwüstet, geplündert, zerteilt und verkauft. In dieser Welt wird der, welcher schwach ist, der Raub anderer; sobald ein Volk eine höhere Verfassungsform erlangt, sind seine Nachbarn gezwungen, sie nachzuahmen: der, welcher heute vergisst, gezogene Kanonen und gepanzerte Schiffe zu verfertigen, wird morgen ein Schützling sein, den man verschont, übermorgen eine Stufe, die man niedertritt, und am Tage darauf eine Beute, die man verschlingt. Wenn Italien drei Jahrhunderte lang Niedergang und Knechtschaft erduldet hat, so geschah es, weil es die städtischen und römischen Überlieferungen nicht abgeschüttelt hatte. Jetzt schüttelt es sie ab, es begreift, dass es, um sich gegenüber den grossen, militärischen Monarchien aufrecht zu erhalten, selber eine grosse militärische Monarchie werden muss, dass die alte latinische Form seine Schwäche

hervorgebracht und verlängert hat, und dass in dieser Welt, so wie sie ist, eine Vereinigung kleiner Staaten unter dem Segen und den Schachzügen eines kosmopolitischen Fürsten niemandem anderes gehört, als den starken Nachbarn, welche sie ausrauben oder fortnehmen wollen. Es begreift, dass die beiden Vorzüge, welche seinen Stolz ausmachten, gerade die beiden Quellen sind, aus denen sein Unglück entstanden, dass die städtische Unabhängigkeit und die päpstliche Oberherrschaft, welche im Mittelalter befreiend waren, in modernen Zeiten verderblich sind, dass die Einrichtungen, welche es vor den Verheerern des dreizehnten Jahrhunderts schützten, es den Verheerern des neunzehnten ausliefern, und dass es, wenn es nicht eine Promenade der Müssigen, ein Schauspiel der Neugierigen, ein Seminar der Sänger, ein Gesellschaftsraum der Cicisbeos und ein Vorzimmer der Schmarotzer bleiben will, gezwungen ist, ein Heer von Soldaten, eine Gesellschaft von Gewerktreibenden, ein Laboratorium von Gelehrten und ein Volk von Arbeitern zu werden. Für diese grosse Umwandlung hat es die Erinnerung der vergangenen Übel und den Einfluss der europäischen Zivilisation zum Sporn. Das ist viel, ist es genug?

ENDE DES ERSTEN BANDES

INHALTSVERZEICHNIS

Seite

I. Der Weg und die Ankunft 1
Die Provence — Das Meer — Civitavecchia — Von Civitavecchia nach Rom — Rom — Das Kolosseum — Sankt Peter — Spaziergang in der Nacht — Das Forum — Von Rom nach Neapel — Die Typen

II. Neapel 27
Klima und Landschaft — Die Villa Reale — Die Strassen — Die Gestalten — Die Kirchen — Das Kloster von San Martino — Pozzuoli und Baja — Castellammare und Sorrento — Homerisches Leben — Herkulaneum und Pompeji — Die antike Stadt und das antike Leben — Das Neapler Museum — Die Malereien, die Statuen, die Sitten und die antike Religion — Die Gemälde — Das sechzehnte Jahrhundert — Zeitgenössische Sitten — Politik, Wissenschaft und Religion — San Carlo und San Carlino — Die Charaktere und der Geist

III. Von Neapel nach Rom 81
Capua — Landschaften — Der Monte Cassino

IV. Rom 90
Rom — Allgemeiner Anblick — Messe in der Sixtina — Die Strassen Roms

V. Die Antiken 100
Das Kapitol — Die griechische Nacktheit und die gymnastische Erziehung — Geistige Unterschiede, angedeutet und hervorgebracht durch den Wandel der Tracht — Die Büsten — Die Gemälde — Das Forum Der Vatikan — Der ideale Mensch bei den Alten — Meleager, der Apollo, der Laokoon, der Merkur — Die Ufer des Tiber — Das Pantheon — Die Caracallathermen — Das kaiserliche Rom

Seite

VI. Die Malerei 136

Raffael — Erster Eindruck — Unterschied zwischen der Staffelei und der Wandmalerei — Wandlung des menschlichen Geistes zwischen dem sechzehnten und dem neunzehnten Jahrhundert — Der nackte oder behängte Körper ist der Mittelpunkt der Kunst des sechzehnten Jahrhunderts — Erziehung und Charakter Raffaels — Zweiter Eindruck — Die Madonna von Foligno — Die Grablegung — Die Zimmer des Vatikans — Die Sibyllen — Die Farnesina — Das Museum des Vatikans — Das Museum des Kapitols — Accademia di San Luca — Michelangelo — Sitten der Renaissance — Die körperlichen Handlungen und malerischen Prunkfeste — Der Geist war damals nicht mit Begriffen, sondern mit Bildern angefüllt — Leben und Charakter Michelangelos — Die Sixtina — Das jüngste Gericht

VII. Villen und Paläste 196

Der hohe italienische Standesherr im siebzehnten Jahrhundert — Palast- und Vorzimmersitten — Die Villa Albani — Die Villa Borghese — Die Villa Ludovisi — Bildsäulen — Die Aurora Guercinos — Landschaften — Der Nepotismus im siebzehnten Jahrhundert — Der Niedergang im achtzehnten Jahrhundert — Die heutigen Paläste — Palazzo Farnese — Palast und Galerie Sciarra, Doria, Borghese, Barberini, Rospigliosi — Die Malereien des sechzehnten und die des siebzehnten Jahrhunderts

VIII. Die Kirchen 238

Charakter der Kirchen Roms — Die Gottesfurcht im Mittelalter und die Frömmigkeit im sechzehnten Jahrhundert — Wandlung des Katholizismus nach der Renaissance — Die Gesu-Kirche — Der jesuitische Geist — Der Geschmack im siebzehnten Jahrhundert — Santa Maria del Popolo — Die Kapuziner — Santa Maria degli Angeli — Die Karthäuser — Die Reliquien — Santa Maria della Vittoria — Die heilige

Seite

Therese von Bernini — Frömmigkeit und Liebe im siebzehnten Jahrhundert — Die Gärten des Quirinals — Spazierwege — Santa Maria Maggiore — San Giovanni in Laterano — Landschaften — Die Strassen Roms — Santa Maria in Trastevere — San Clemente — San Francesco a Ripa

IX. Die Gesellschaft 278

Das Bürgertum — Die Sitten — Die Liebe — Der Adel — Die Gesellschaften — Die Müssigkeit — Die römische Campagna — Die Villa des Papstes Julius III. — Prima Porta — Frascati — Tusculum — Die Villa Aldobrandini — Grotta Ferrata — Das Volk — Die Verwaltung — Die Meinungen — Die Regierung — Ihre Stützen — Ihre Instinkte — Die Religion — Die Unita cattolica — Die frommen Bücher — Die Glaubensübungen — Das Land — Ariccia — Gencano — Albano — Landschaften — Geistiger Zustand — Vermutungen über die Zukunft des Katholizismus

Die heilige Woche 351

Palmsonntag — Sankt Peter — Miserere in der Sixtina — Palästrina — Die Paulinische Kapelle — Karfreitag — Die Päpstlichkeit in Sankt Peter — Die Grabmäler der Päpste — Palmsonntag — Feierlichkeiten — Der Papst — Die Zuschauer — Vergangenheit und Zukunft Italiens

ANMERKUNG DES ÜBERSETZERS

In Teil II sind von dem „Gespräche" überschriebenen Abschnitte die drei letzten Absätze und ein „Abendgesellschaft von Ratsbeamten, Professoren und Literaten" betitelter Abschnitt ganz weggelassen (im ganzen zwölf eine halbe Seite, französische Ausgabe Seite 81—93), da das Besprochene und die Gespräche für den heutigen Leser uninteressant und als geschichtliche Urkunden nicht wertvoll erschienen.

Die Anführungen aus Homer und Vergil sind in der Übertragung von J. H. Voss gegeben.

Gedruckt
von
Herrosé & Ziemsen
in
Wittenberg

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

5Jul'62TWX

REC'D LD

AUG 27 1962

LD 21A–50m-3,'62
(C7097s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

YB 40472

M61069

DG
426
T34
v.1

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY